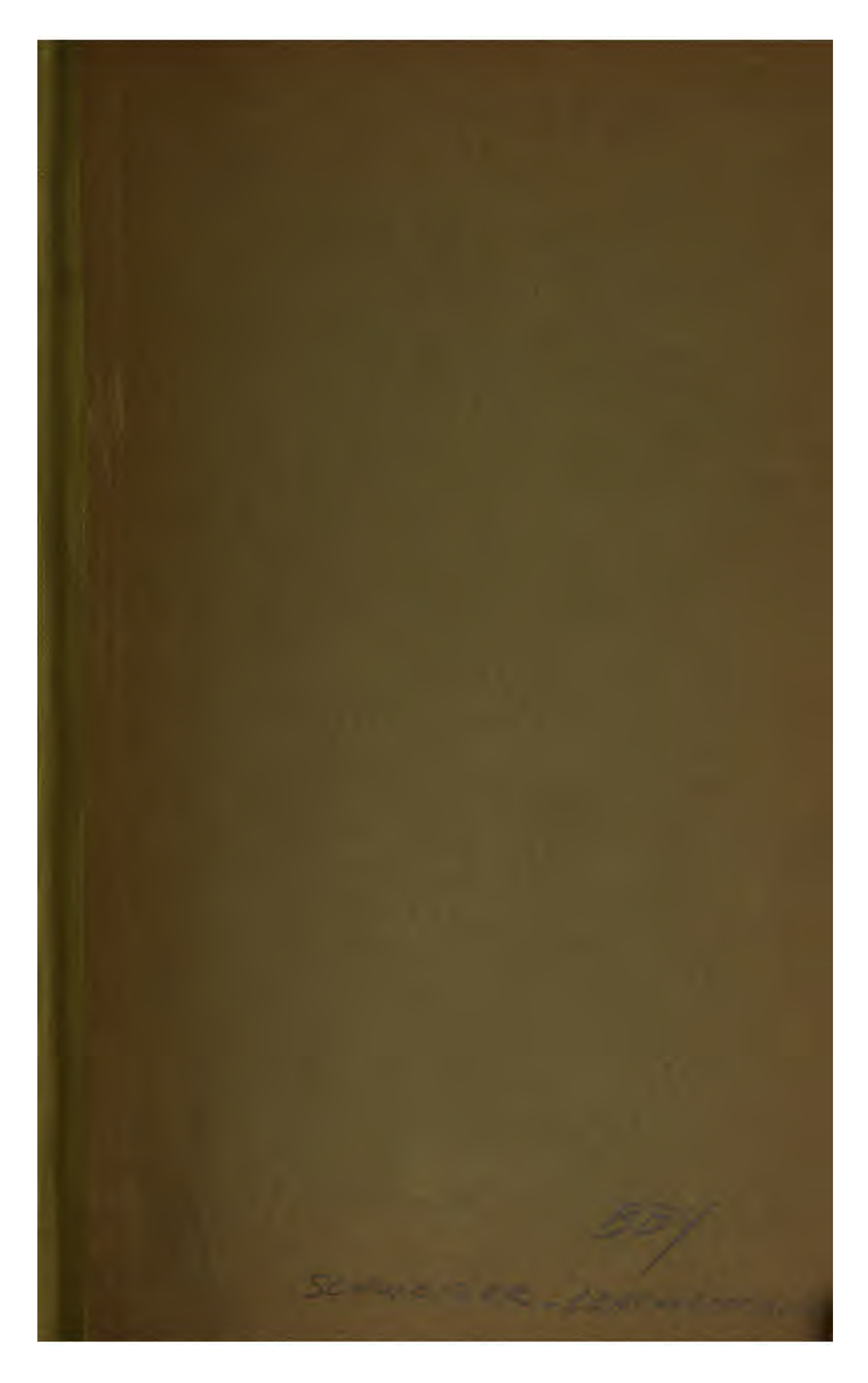




Armenien.

Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner

von

Amand Frhrn. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Verfasser von „Unter dem Halbmond" — „Die Gebiete des Euphrat und Tigris" ꝛc.

Im Anhange:

Anatolische Fragmente.

Mit einem Vorwort

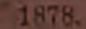
von

Friedrich von Hellwald.

Jena.

Hermann Costenoble.

1878.



1. Armenia — Descr. and trav., 1800-190
2. Armenians.

OV

Undercut

Verzeichniß illustrirter Reise-Werke

aus dem Verlage von

Hermann Costenoble in Jena.

Appun, Carl Ferdinand, Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom in den Jahren 1849—1868. 2 Bde. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustr. in Holzschn. und 2 Tafeln indianischer Bilderschriften. Lex.-8°. Eleg. broch. à Band 15 Mark, eleg. geb. à Bd. 17 Mark 25 Pf.

Bastian, Dr. Adolf, Geographische und Ethnologische Bilder. gr. 8°. broch. 13 Mark.

Bastian, Dr. Adolf, Die deutsche Expedition an der Loango-Küste Afrika's, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen. Mit 3 lithograph. Tafeln und 1 Karte. 2 Bde. 8°. broch. 19 Mk., in 2 eleg. Leinwandbänden 23 Mk.

Inhalt: I. Band. Persönliche Erlebnisse. — Das Küstenland. — Sitten und Gebräuche. — Politische Verhältnisse. — Angoy. — Kakongo. — Loango. — Der Mussorongho. — Die Völker des Innern. — Anhang. 10 Mark. In eleg. Lwbd. 12 Mark. II. Band Bomna am Zaire. — Kongo. — Der Fetischdienst. — Das Sprachliche. — Anhang. 9 Mark. in eleg. Lwbd. 11 Mark.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 22 Illustr. und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. **Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Prachtausgabe.** Lex.-8°. broch. 9 Mark, eleg. geb. 11 M. 25 Pf.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 6 Illustr. 3. Aufl. **Taschen-Ausgabe für den Reisegebrauch.** 8°. br. 2 M. 70 Pf., eleg. geb. mit Golddrucktitel 3 M.

Cooper, T. T., Agent der Handelskammer zu Calcutta, **Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien.** Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen. **Mit einem Anhang,** die beiden englischen Expeditionen von 1868 und 1875 unter **Sladen** und **Browne,** und **Margary's** Reise betreffend, von **Dr. H. L. v. Klenze.** gr. 8°. Mit 1 Karte und 13 Illustrat. broch. 12 Mark. eleg. geb. 14 Mark.

Gerstäcker, Friedrich, Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela. 6 Theile in 3 Bänden. Zweite Aufl. 8°. broch. 12 M. Inhalt: I. Band. Nordamerika. — II. Band. Mexiko, der Isthmus und Westindien. — III. Band. Venezuela.

Gerstäcker, Friedrich, Reisen. 5 Bde. 8. br. 22 M. 50 Pf.

Knortz, Karl, Professor an der Hochschule zu Oshkosh in Wisconsin, **Märchen und Sagen der Nordamerikanischen Indianer.** 8°. broch. 5 Mark.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858—1864. Autor. Ausg. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 40 Illustr. und 1 Karte. 2 Bde. 17 Mark 25 Pf. 2. **Aufl. Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibliothek geogr. Reisen und Entdeckungen. VIII. Bd.) gr. 8°. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. in Lwd. 10 Mark.

Morelet, Arthur, Reisen in Central-Amerika. In deutscher Bearbeitung von Dr. Heinrich Hertz. Mit Holzschnitten und 7 Illustrat. in Tondruck, nebst 1 Karte. 10 Mark 80 Pf. 2. **Aufl. Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen und Entdeckungen. X. Band.) gr. 8°. Eleg. broch. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Morpurgo, Emilio, Mitglied d. ital. Parlaments, **Die Statistik und die Socialwissenschaften.** Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Ital. Mit 3 lithogr. Tafeln und 1 Karte. gr. 8°. broch. 11 Mark.

Dieses ebenso anziehend als sehr interessant geschriebene Buch behandelt die Statistik und ihre Wissenschaft im Allgemeinen mit Berücksichtigung aller Länder Europas.

Musters, George Chaworth, Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhaes-Straße bis zum Rio Negro. Autor. Ausg. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. gr. 8°. Mit 9 Illustr. und 2 Karten, eleg. broch. 11 Mark 25 Pf. 2. **Aufl. Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geogr. Reisen. XI. Band.) gr. 8°. br. 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Prschewalski, N. von, Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets in den Jahren 1870—1873. Autor. deutsche Ausg. Aus dem Russischen von Albin Kohn. Mit 22 Illustr. und 1 großen Karte. gr. 8°. br. 12 M., eleg. geb. 14 M.

Ein durch die orientalische Frage höchst wichtiges Werk von großer Bedeutung. Dem Verfasser wurde für diese Arbeit die große goldene Medaille von der geographischen Gesellschaft in Paris zuerkannt.

Schlagintweit-Sakünlünski, Hermann v., Reisen in Indien und Hochasien. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—1858 im Auftrage der ostindischen Regierung. I. Bd.: Indien. Mit 2 Karten und 9 großen Tondruckbildern. Lex.-8°. Eleg. broch. 14 Mark 40 Pf., eleg. geb. 16 Mark 65 Pf. II. Bd.: Hochasien I. Mit 7 großen Buntdruckbildern und 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile. Lex.-8°. Eleg. broch. 16 Mark, eleg. geb. 18 Mark 25 Pf. III. Bd.: Hochasien II. Mit 5 großen Tondruckbildern, 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile und 1 Karte. Eleg. broch. 13 Mark, eleg. geb. 15 Mark 25 Pf. (Bd. IV., Schluß des Werkes, befindet sich unter der Presse.)

Shaw, Robert, Reise nach der hohen Tatarei, Yarkand und Khâshghar und Rückreise über den Karakorum-Paß. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. Mit 10 Holzschnitten und 4 großen Farbendruckbildern. 11 Mark. 2. **Aufl. Wohlfeile Volksausgabe.** (Bibl. geog. Reisen und Entdeckungen. IX. Bd.) gr. 8°. Eleg. broch. 8 Mark eleg. geb. 10 Mark.

Armenien.



Armenien.

Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner

von

Amand Frhrn. v. Schweiger-Lerchenfeld.

Verfasser von „Unter dem Halbmond“ — „Die Gebiete des Euphrat und Tigris“ ꝛc.

Im Anhange:

Anatolische Fragmente.

Mit einem Vorwort

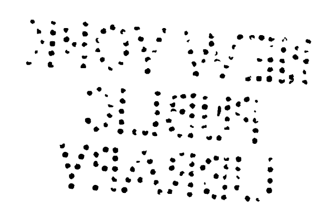
von

Friedrich von Hellwald.

Jena.

Hermann Costenoble.

1878.



Vorwort.

Wie staunenswerth auch die Rüstigkeit sein mag, mit welcher in den letzten Decennien die geographischen Forschungen fortgeschritten, derjenige, welcher sich in das Studium der Erdkunde versenkt, wird nur zu bald gewahr, wie spärlich oft noch das Material über einzelne Planetestellen fließt, wie viele Orte, ja ganze Regionen es gibt, die noch niemals der Fuß eines gebildeten Europäers betreten hat. Geradezu überraschend mag es erscheinen, daß solche gar nicht oder nur sehr oberflächlich gekannte Gebiete mitunter hart an der Schwelle dicht bewohnter und oft durchstreifter Länder, ja in der nächsten Nähe der europäischen Culturstaaten liegen. Nirgends ist dies mehr der Fall, als in jenen Länderstrichen, welche wir kurzweg als den „Orient" zu bezeichnen pflegen und worunter man die europäische Balkan-Halbinsel und ganz Vorder-Asien, d. h. Klein-Asien mit den syrischen Gestaden bis an die Hochstufen Persiens versteht. Noch sind es nur wenige Jahre her, daß das heute viel genannte Bulgarien so gut wie völlig unbekannt gewesen und kaum fünfzehn deutsche Meilen von den schwarzgelben Grenzpfählen eine wahre terra incognita sich ausbreitete, von welcher die Ausdauer eines österreichischen Forschers erst kurz vor Ausbruch des jüngsten türkisch-russischen Krieges den Schleier hinweggezogen hat. Bis dahin wußte man über einzelne Theile Afrikas thatsächlich genaueren Bescheid, als über das uns doch so nahe gelegene Innere des osmanischen Reiches.

Die Regionen, in welche der durch frühere Arbeiten schon vortheilhaft bekannte Verfasser des vorliegenden Buches den Leser hauptsächlich führt, sind nun zwar nicht eine terra incognita in dem Sinne, daß sie niemals besucht und untersucht worden wären; vielmehr haben verschiedene, freilich nicht all zu viele

Reisende, Engländer und Andere, Armenien und Kurdistan wenigstens theilweise durchwandert und die Ergebnisse ihrer Beobachtungen in einzelnen Reisewerken niedergelegt. Armenien selbst ist bis zur Stunde politisch unter drei Mächte, Rußland, Persien und die Türkei, vertheilt, und das den Russen gehörige Stück ist längst, so gut es die Verhältnisse gestatteten, von ihnen dem Verkehre zugänglich gemacht und großentheils wissenschaftlich durchforscht worden. Immerhin ist unsere Kenntniß jenes im gegenwärtigen Augenblicke so wichtig in den Vordergrund tretenden Theiles Asiens, besonders der nichtrussischen Gebiete und namentlich Kurdistan, eine überaus kärgliche und muß die Erdkunde dankbar jede Gabe empfangen, welche den Umfang unseres Wissens nach dieser Richtung erweitert. Noch immer entbehren wir in der Literatur aller Sprachen eines Buches, welches in zusammenhängender Weise und auf Grund eigener Anschauung ein Gesammtbild jenes Landes vor Augen bringt, weitere Kreise mit Natur und Sitte in Armenien vertraut machen kann. Der Verfasser dieser Schrift hat sich nun bemüht, dieser Aufgabe gerecht zu werden, indem er mit den Resultaten seiner eigenen Untersuchungen eine genaue Kenntniß der bisher über Armenien erschienenen Literatur verbindet und in anspruchsloser Weise, geschmackvoller Darlegung und fern von jedem gelehrten Scheine zu schildern versteht. Fachmänner werden die auf ältere Arbeiten verweisenden Noten gewiß dankbarst aufnehmen und darin die Mittel zu weiterer Vertiefung in dieses Thema finden.

Im Hinblicke auf eine so bewegte Zeitgeschichte, wie die heutige es ist, wird auch der Politiker gern nach einer Arbeit greifen, welche ihn über den Werth des streitigen Gebietes zu orientiren im Stande ist. Manche Vorurtheile wird er darin zerstreut, manchen Irrthum berichtigt finden und schließlich wohl Niemand das Buch ohne Nutzen aus der Hand legen.

Cannstatt, im April 1878.

Friedrich von Hellwald.

Inhalt.

Einleitende Bemerkungen.

Rußland und England in Vorder-Asien. — Der russisch-türkische Krieg in Armenien. — Die Territorial-Veränderungen durch den Frieden von San Stefano (3. März 1878).

Alle Welt spricht seit vielen Lustren von der in ihren Consequenzen unberechenbaren Rivalität der Russen und Engländer in Central-Asien. Die Genesis der gegenseitigen Machtbestrebungen der beiden Rivalen hierselbst ist zur Genüge bekannt, aus Zeitungsberichten und Parlamentsreden, aus politischen Abhandlungen und dickleibigen Reiseberichten sowohl russischer, als englischer Schriftsteller. Mag es nun mit den theoretischen Calculs eines Zusammenstoßes der beiden Colosse an dem riesigen Grenzwall des Himalaya-Systems und den dazu gehörigen Hochländern von Badaghschan und der Pamyr wie immer bestellt sein, soviel steht fest, daß die Natur in dieser grandiosen Gebirgswelt, dem „Dache der Welt", wie Fedtschenko sie nennt, Factoren in Mitleidenschaft zieht, welche die sogenannte „central-asiatische Frage" einer definitiven Lösung nicht gar so bald entgegenführen werden. Die Machtbestrebungen beider Staaten collidiren indeß nicht in Central-Asien allein; an der ganzen Längenachse des asiatischen Continents, vom Cap Baba-Kalessi unweit Trojas bis zu den Gestaden des ochotzkischen Meeres, gibt es nahezu allerorts Territorien, wo die vielbesprochene Rivalität einen mehr oder minder scharfen Ausdruck erhält. So documentirt sich denn auch in Vorder-Asien allenthalben der Anglo-russische Antagonismus, und es dürfte unseres Erachtens am Platze sein, einem Buche, das sich mit einem so wichtigen, in politischer, wie in

geographischer Beziehung wichtigen Lande, wie Armenien, beschäftigt, ein Capitel politischen und zeitgeschichtlichen Inhaltes voranzusetzen . . .

Mit Rußlands Verlegung seiner Grenzpfähle bis zum Großen Ararat nach den persischen und russisch-türkischen Kriegen 1826 bis 1829, d. h. nach den Friedensschlüssen von Turkmantschai und Adrianopel, schien England des müßgen Zusehens gegenüber den stetig stattfindenden Machtverschiebungen an der Schwelle Irans überdrüssig. Eine politische Pression auf die Verhältnisse schien freilich nicht gut möglich, und so bediente man sich anfänglich englischerseits anderer Mittel. Der Besuch englischer Missionäre nahm um diese Zeit in Vorder-Asien erheblich zu, namentlich in den östlichen und centralen taurischen Districten, also an der eigentlichen geographischen Schranke zwischen einer allfälligen russischen und englischen Macht- und Interessen-Sphäre. Leider sind über diese Anfänge brittischen Einflusses nur Erinnerungen zurückgeblieben, welche das allerungünstigste Licht auf die englische Proselytenmacherei werfen. So hatten beispielsweise die Kurden des Nestorianer-Districtes von Hakkiari eine für jene Natursöhne höchst außergewöhnliche Hochachtung vor dem Wirken der amerikanischen Missionsbrüder erlangt, wie es vor einigen Decennien und gerade nach dem ersten siegreichen Feldzuge der Russen in Armenien (1829) blühte. Dagegen wußten die englisch-hochkirchlichen Missionäre nichts besseres zu thun, als die Kurden, welche doch unter Umständen sehr fanatische Mohammedaner zu sein vermögen, gegen die Amerikaner und ihre nestorianischen Schutzbefohlenen aufzuhetzen, und so jenes Blutbad hervorzurufen, das weit erschütternder war als die Maronitenschlächterei im Jahre 1860, wobei die Engländer bekanntlich gleichfalls ihre Hände im Spiele hatten. Das Haupt der damaligen hochkirchlich-bischöflichen Propagandisten in Hakkiari aber war so naiv, oder übelwollend, daß es nach der entsetzlichen Katastrophe von Aschitah das Handeln des blutdürstigen Bedr Khan noch zu entschuldigen wagte. „Wie mysteriös", ruft Hr. Badger (The Nestorians, I, 301) aus, „waren die Wege des Allmächtigen, indem er zuließ, daß die ungläubigen Kurden so viele Tausend Anhänger Christi schlachteten! Wir dürfen gleichwohl nicht zweifeln, daß Gott ein erhabenes Ziel bei dieser Zu-

lassung hatte . . ." Das war der seinerzeitige Repräsentant des englischen Einflusses in Kurdistan; er hatte es auch dahin gebracht, daß der nach Persien (Urumia) exilirte Nestorianer-Patriarch Mar Schimun alle nestorianischen Anhänger der amerikanischen (nicht bischöflichen) Kirche verfluchte, den moslemischen Pöbel gegen dieselben und die protestantischen Missionäre aufhetzte und so zu Blutscenen Anlaß gab, die erst durch das Einschreiten der — persischen Regierung ihr Ende fanden.

Nach diesen wenig erfreulichen Resultaten griff man englischerseits zu anderen Mitteln, und zwar zu solchen handelspolitischer Natur. Die Schlachtfelder in Armenien waren von dem vergossenen Blute (1829) kaum erst trocken geworden, als die brittische Regierung mehrere Expeditionen mit handelspolitischen Missionen nach den Ländern des Eufrat und Tigris entsandte. Oberst Chesney wandte sich dem Eufrat zu, Ainsworth dem Tigris. Der im Grunde doch nur höchst problematischen Frage der Beschiffung des Eufrat mit Dampfern, wie sie der englische Oberst aufwarf, folgte bald dessen, rein nur akademischen Werth beanspruchendes Project einer directen Schienenverbindung des syrischen Gestades mit dem Persischen Golfe durch eine dem Eufrat-Thale entlang laufende Bahnlinie. Die Projecte an sich waren aber nicht das Schwerwiegende an der Frage, sondern die damit verbundene handelspolitische Tendenz, den persisch-kurdischen Export, welchen die Russen mit viel Umsicht und Energie in der kürzesten Zeit an sich zu reißen wußten, über den Persischen Golf abzulenken. Seit vierzig Jahren nun macht England in dieser Richtung ganz außerordentliche Anstrengungen, und man kann sagen, daß es an der Themse keine politische oder national-ökonomische Capacität gibt, die sich mit dieser Frage nicht eingehend beschäftigt und sie als mit den vitalsten Interessen des Inselreiches gleichbedeutend erachtet hätte. Alle Projecte, welche sich mit einer Paralysirung der russischen commerziellen Präponderanz in Vorder-Asien beschäftigen, sind derart angelegt, daß sie die Wechselwirkung zwischen dem Emporium Constantinopel und dem Persischen Golfe in irgend einer Art zum Ausdrucke bringen.

Sehr eingehend hat sich neuerdings ein Parlamentsausschuß mit dieser Frage befaßt, der im Jahre 1872 die Angelegenheit

einer Sicherung des Eufrat-Thales in Erwägung zog (unter dem Vorsitze des jetzigen Schatzkanzlers Sir Stafford Northcote), und sich dahin schlüssig gemacht: daß die politischen, wie die Handelsvortheile, welche die Sicherung jener Straße gewähren, zu jeder Zeit beträchtlich und unter möglichen Verhältnissen außerordentlich groß sein würden. In der Denkschrift selbst (Report from the Select Committee on Euphrates Valley Railway etc. . . .) wurden drei Varianten eines Schienenweges durch Vorder-Asien nach Indien discutirt, und zwar: erstens, von einem nordsyrischen Küstenpunkt aus (Suwedje oder Skanderun) über Aleppo zum Eufrat und diesem thalab folgend bis zum Persischen Meerbusen; zweitens, von denselben Ausgangspunkten ab durchs mesopotamische Binnenland, also entweder am linken Eufrat- oder rechten Tigris-Ufer, mit dem gleichen Endpunkt (Kuweit, Korna oder Basra); drittens endlich, eine Linie über Djarbekr und Mossul, also längs der Südgrenze Kurdistans nach Bagdad und weiter zum Persischen Golfe. Für das erste Project wurde überdies auch noch die Wahl des Küstenpunktes Tripolis (Tarabulus) in Mittel-Syrien anempfohlen, wodurch eine große Strecke der Eufrat-Bahn in die syrisch-eufratensische Wüste (Palmyra-Deïr) fallen würde. Auch gibt es ein Project (durch den Assyriologen und Präsidenten der Londoner „Geogr. Soc.", Sir Henry Rawlinson vertreten), nach welchem die Bahn von Scutari ab ganz Klein-Asien und Armenien, weiterhin Persien und Afghanistan durchschneiden soll, um entweder bei Peschawer oder Schikarpur ans indische Netz anzuschließen. Hiebei handelt es sich selbstverständlich keineswegs um ein russisches Armenien, wie überhaupt alle Projecte sich möglichst fern von den russischen Reichsgrenzen halten. Die Vorzüge nun, welche die Eufratbahn der Theorie nach aufwies, wurden in der Praxis stark paralysirt. Von Tripolis di Siria bis Bagdad allein beträgt diese Linie nicht weniger als 1200 Kilometer, längs der es keine Städte, keine Hilfsquellen, kein Holz und in den Wüstenstrecken selbstverständlich auch kein Wasser gibt. Daß bei solch ungünstigen Vorbedingungen das Comité die Kosten des Baues der Eufratbahn auf nur zehn Millionen Pfund Sterling veranschlagte, ist eine Illusion; der Bau würde mindestens die doppelte Summe beanspruchen. Außerdem ist die Bahn auch technisch kaum ausführbar, da der Strom

zahllose mächtige Curven beschreibt, denen die Linie nicht folgen darf, soll sie nicht die Zahl der Kilometer unverhältnißmäßig erhöhen; den Curven aber auszuweichen, d. h., zahllose Brücken anzulegen und die vorliegenden Ufervorsprünge zu tunneliren — das allein schon würde das Unternehmen derart vertheuern, daß es auf ein Jahrhundert hinaus unrentabel bliebe. Das fragliche Comité selbst hat seiner Zeit wohl gewisse Vorzüge dieser Linie, wie bereits oben angedeutet, anerkannt, konnte aber über die praktische Seite dieser Frage nicht schlüssig werden. Wie die Dinge stehen, wird die sogenannte „Eufrat-Bahn" augenscheinlich niemals, oder doch nur in sehr ferner, unbestimmbarer Zeit, zu Stande kommen, wohl aber eine „Tigris-Bahn", die, von einem nordsyrischen Hafen abgehend, durch das fruchtbare Hoch-Mesopotamien, also an der kurdisch-mesopotamischen Grenze, und im weiteren Verlaufe längs der persischen Grenze nach Bagdad und dem Persischen Meerbusen führen würde. Die eventuelle englische Interessensphäre rückt demnach um ein bedeutendes Stück weiter nach Norden, bis an die Marken Kurdistans hinauf, das heißt, das Gegengewicht muß an einem Punkte gesucht werden, dessen Ingerenz bis zu der genannten Grenze reicht. Daß ein solches Gegengewicht nur durch eine ungeschmälerte Machtstellung am Persermeere, niemals aber in dem so entlegenen und außer aller Communication mit den britischen Besitzungen stehenden Tigris-Thale zu suchen sei, liegt auf der Hand. Hiebei erwächst freilich die moralische Schwierigkeit, daß eine Machtstellung Englands am Persischen Golf so ziemlich gleichbedeutend mit dem Besitze der dortigen Küstenländer und, wenn nicht aller, so doch der türkischen Provinz Irak Araki (Bagdad) und des persischen Küstenstriches von Susistan ist.

Gegen die unleugbaren Fortschritte Englands am Schat-el-Arab scheint Rußland in irgend einer Art Persien entgegengeschoben zu haben. Englischer Einfluß ist in Persien schon seit geraumer Zeit gebrochen; er erhielt den letzten Stoß, als es verschiedenen Intriguen gelungen war, Hrn. v. Reuter sammt seiner theuer erkauften Eisenbahnconcession aus dem Lande zu drängen und somit jeder indirecten englischen Speculation die Spitze abzubrechen. Wenn der Nachfolger im Besitze jenes Danaer-Geschenkes, General Falkenhagen, seiner kurzen Errungen-

schaft nicht froh werden konnte, zunächst aus Mangel an Capital, so stand hinter ihm dennoch die russische Regierung, wobei allerdings keine solidarische Verpflichtung behufs Realisirung des Unternehmens vorlag. Zweifellos ist es, daß der Beherrscher des Sonnenreiches, dem „Punkte, zu dem die Welt sich neigt", im russischen Sinne handelte und sich überhaupt an den nordischen Nachbar enger anschloß. Gleichzeitig ereigneten sich bald hierauf jene großen Katastrophen zu Constantinopel (1876), welche dem türkisch-serbischen und türkisch-russischen Kriege vorangingen, und ein königlicher Prinz aus dem Geschlechte der Kadscharen (man sagt der Thronfolger), fand sich veranlaßt, den verwegenen Ausspruch zu thun: daß er alle osmanischen Familienglieder, falls er die Macht hiezu besäße, in Constantinopel — aufknüpfen würde. Das war eine sehr deutliche Sprache, und ihr gegenüber nahmen sich die Freundschaftsversicherungen zwischen Schah und Chalifen zum mindesten sehr drastisch aus. Die Sympathien der schiitischen Perser zu den sunnitischen Türken waren nie absonderlich warme; ganz und gar unerträglich aber ist ersteren der Gedanke, die Passionsstätten ihres Glaubens, welche am fernen Eufrat-Gestade liegen, in türkischen Händen zu wissen. Dort ruhen in sumpfiger oder wüster Niederung, inmitten eines höchst unsicheren Beduinen-Territoriums, die größten schiitischen Märtyrer, Ali zu Nedschef und sein Sohn Hossein zu Kerbela. Alljährlich ziehen die sogenannten Todtenkarawanen mit ihren pesthauchenden Särgen vom iranischen Hochlande in die mesopotamische Niederung hinab, denn es ist für Perser sehr ersprießlich in Nachbarschaft jener Heiligen zu ruhen. Die Beduinen aber sind da ganz anderer Meinung und so wiederholen sich ihre räuberischen Ueberfälle auf die, im Grunde sehr sanitätswidrigen Leichenkarawanen, immer wieder, zum Theile aus Glaubenshaß, anderntheils der Schätze halber, welche die Verwandten der reichen Todten als Geschenke für die Grabmoscheen mit sich führen. Aus diesem Anlaß ist der persisch-türkische Antagonismus uralt, und es ist bekannt, daß noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Persien die gewaltigsten Anstrengungen machte, um wieder in den Besitz von Bagdad zu gelangen, über welche Stadt jener Pilgerweg weiterhin zum Eufrat-Gestade bei Hilleh führt. Diese Bestrebung ist auch die Lieblingsidee des

jetzigen Schah geblieben, und er setzte auf ihre Verwirklichung sehr viel Hoffnung, — da schob England auch hier ganz unerwartet dem, von Rußland begreiflicherweise sehr warm unterstützten Plane, einen Riegel vor; es faßte in dem elenden Dorfe Mohammereh, an der Mündung des Schatt-el-Arab, Fuß, um sich hier in Zukunft sein mesopotamisches Singapur zu gründen.

Einen noch viel entschiedeneren Einfluß wußte sich England im östlichen Arabien zu sichern, wo namentlich die turbulenten politischen Ereignisse im Sultanat von Maskat die brittische Intervention geradezu herausforderten. Zum Verständnisse der heutigen Lage daselbst müssen wir indessen die Geschichte Omans in aller Kürze vorbringen. Die eigentlichen Wirren in diesem Sultanat datiren seit der unglücklichen Entschließung des Sultans Sayid Said (gest. 1856): sein Reich in Asien und Afrika in zwei Theile, wie sie die Natur allerdings begünstigte, zu trennen und so aus einem Staate zwei zu schaffen. Es erhielt Said Medschid die Territorien an der ostafrikanischen Küste mit Sansibar, und Said Tsueni das Sultanat von Oman, mit der Hauptstadt Maskat. Bald nach dem Regierungsantritte Tsuenis entspann sich in Oman ein Bruderzwist, hervorgerufen durch ein geradezu usurpatorisches Auftreten Saids Achmeds, des dritten Sohnes Sayid Saids. In seiner Bedrängniß rief der Regent die Wahabiten, die Hochländler von Nedsched, zu Hilfe, schlug mit diesen seinen Bruder Achmed und warf ihn ins Gefängniß, wo er wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes starb, denn es hat seitdem von ihm nichts mehr verlautet. Wir wollen nun noch hinzusetzen, daß bereits der Vater Tsuenis, als ganz unmündiger Knabe noch, seinen eigenen Oheim, den Sultan Bedr, auf seinem Schlosse zu Burka ermordet hatte, und somit sich und seine Nachkommen der in Arabien noch mit voller Intensität grassirenden Blutrache überlieferte. Das Familien-Drama sollte auch in der That nicht zu lange auf sich warten lassen. Unter den unabhängigen Beduinen im Innern des Landes lebte ein Enkel Bedrs, Azran Ibn Ghais, der den eigenen Sohn des omanitischen Sultans für eine Verschwörung gegen diesen und sein Regiment gewann, und so wurde Tsueni (im Sommer 1867) durch seinen eigenen Sohn im Schlosse Burka hinterlistig ermordet. Diese blutige That hat dem jungen Said Salem schlechte Früchte

getragen. Er lebte später vergessen und verschollen auf einer Insel des Persermeeres, nachdem er nach kaum zweijähriger Regierung aus Maskat entfliehen mußte, um Schlimmerem zu entgehen. Aus diesem Verschwinden des jungen Sultans wollte der schon erwähnte Enkel Sayid Saids seinen Vortheil ziehen, und so zog eines Tages Ibn Ghais mit seinen Nomaden-Horden und Wüsten-Räubern in Maskat ein, um sich des Thrones zu bemächtigen. — Bis hieher hatte England vom benachbarten Indien aus stets den stummen, aber gleichwohl sehr aufmerksamen Beobachter abgegeben. Die turbulenten Ereignisse lagen ganz in seinem Interesse, und es handelte sich nur um den richtigen Zeitpunkt zum Einschreiten, der auch hereinbrach, als Ghais in seiner tyrannisch-despotischen Art den englischen Consul von Maskat sehr „von oben herab" behandelte, ja, sich nachgerade seiner entledigen wollte, um der ihm unbequemen, argusäugigen Controle zu entgehen. Sein Schicksal war indeß in Bombay bereits vorgezeichnet, wo der jüngste Sohn Sayid Saids — Said Turki für den Thron von Maskat präparirt wurde. Im Spätsommer 1870 eroberte Turki mit brittischem Gelde und brittischen Waffen Maskat, und nachdem Ibn Ghais im Kampfe gefallen war, bestieg er den Thron seiner Väter als — Vasall Englands. Lange scheint indeß die Herrlichkeit Turkis nicht gedauert zu haben, denn neuerdings (1877) trafen Nachrichten aus Maskat ein, welche ein getreues Abbild der früheren Zustände liefern. Im abgelaufenen Jahre empörten sich nämlich die Bewohner Maskats, angeblich wegen zu hohen Steuerdrucks und verjagten ihren Sultan Abdul Aziz. Aus einem Verstecke im nahen Küstengebirge setzte sich dieser in Verbindung mit der Regierung in Calcutta, die auch sofort das Kriegsschiff „Teazer" nach Maskat absegeln ließ, um den Sultan wieder einzusetzen. Während dieser Zeit herrschte in der Residenzstadt der größte Terrorismus und die dortigen englischen Unterthanen flüchteten mit ihren Familien theils nach Kuratschi, theils nach Bombay. Zwölf Tage nach der Flucht des Sultans erschien nun das erwähnte Kriegsschiff und stellte die alte Ordnung (nach vorangegangener Drohung, die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln) wieder her. Das Ende vom Liede wird aber binnen Kurzem auch hier eine — englische Annexion sein.

So sehen wir unleugbar das mälige Anwachsen der brittischen Herrschaft am Persermeere. Welcher Contact aber liegt nun zwischen den Territorien daselbst und den elenden Hochsteppen Armeniens oder den verwahrlosten pontischen Küstenstädten? Wir haben darüber aus dem Munde der englischen Staatsmänner nie etwas Positives erfahren, weil der fragliche Contact gar nicht existirt. Englands Interessen-Linien laufen schon seit Jahrzehnten von den Delta-Marschen des Nil und der syrischen Küste nach dem Persischen Golfe, beziehungsweise nach Indien, während jene Rußlands identisch sein dürften mit den alten Handelswegen vom Pontus durch Armenien nach Nord-Persien. Beide Linien-Zonen, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, laufen zu einander parallel, aber auch nur der Theorie nach; in Wahrheit liegt zwischen dieser beiderseitigen Interessen-Sphäre ein ganzes Reich — Türkisch-Asien — und der Massenumsatz zweier ganz verschiedener Welthälften, der nördlichen und der südlichen. Die eingebildete Gefahr, daß durch den russischen Besitz der Eufratquellen Englands Machteinfluß in Vorder-Asien lahmgelegt werden könnte, ist somit nicht einmal eine geographisch stichhaltige, geschweige eine greifbar politische oder commerzielle. Wenn indeß die Engländer glauben, daß in letzterer Beziehung die Russen in Armenien dennoch ein schwerwiegender Factor seien, so wäre dagegen nur einzuwenden, daß über Erzerum und Armenien überhaupt der englische Handel von und nach Indien gleich Null ist, daß von den durchschnittlich 300 Post- und Waaren-Dampfern, welche jährlich den Hafen von Trapezunt anlaufen, nur f ü n f englischer Flagge und ein ganzes Drittel russischer Flagge sind, und daß unter den 1000 Transport-Dampfern, welche jahrein und jahraus nach und von den Seeplätzen Kerasunt, Ineboli und Samsun an der Pontusküste verkehren, nach dem letzten statistischen Ausweis (1876) nur — sieben englischer Flagge waren. Unter solchen Umständen vermag man durchaus nicht die Logik herauszufinden, nach der man in England Interessen bedroht sehen will, die thatsächlich, wenigstens in commerzieller Beziehung gar nicht existiren.

Hiebei geht die öffentliche Meinung in England auch in anderer Beziehung zu weit, namentlich wenn sie — wie unmittelbar nach Schluß des russisch-türkischen Krieges — in Bezug

auf die russische Territorial-Erwerbung in Armenien das alte Gespenst herannahender Gefahr für Indien citirt. So schrieb damals der türkenfreundliche „Daily-Telegraph", daß durch die Erfolge Rußlands nicht nur die Geschicke der Türkei, sondern auch jene — Englands entschieden werden würden. Die Frage sei von gleich ernster Bedeutung für die Engländer, wie für die Türken; die Eroberung Armeniens wurde ausdrücklich unternommen, um Großbritannien entschieden Nachtheil zuzufügen, während der Durst Rußlands nach Gebietsvergrößerung nur in zweite Linie zu stellen komme. Das Blatt betonte ferner, daß eine Machterweiterung Rußlands südlich des Kaukasus von der größtmöglichsten Rückwirkung auf den mohammedanischen Osten sein würde, und einen Einfluß geltend machen müßte, der den britischen vollends in den Hintergrund drängen dürfte . . . Es fällt schwer, von der Expansionskraft Rußlands so vollständig überzeugt zu sein, um derlei Bilder zu entrollen, und zu glauben, daß die Kosaken, auf Grund des Erfolges in Armenien, mit der Zeit ganz Asien überschwemmen, Indien, Syrien und Egypten verschlingen und zuletzt an den Nilquellen Halt machen würden. Und dennoch konnte diese abenteuerliche Perspective bis auf den Tag bei den Engländern eine Rolle spielen. Man hat auch nicht verabsäumt zu erklären, daß Rußland, einmal im Besitze von Kars und Batum, nicht blos das Eufratthal beherrschen würde, sondern sich auch jederzeit Syriens bemächtigen könnte, da die Pforte, durch die unerhörten Anstrengungen zu Tode erschöpft, fortan in Rußlands Händen sein würde, und da für die Besetzung Syriens sich leicht ein frommer Vorwand in der angeblichen Befreiung der heiligen Stätten aus der Gewalt der Ungläubigen finden ließe. Herr Bright habe bereits einen solchen Kreuzzug als hochverdienstliches Werk gepriesen, und alle Vorkämpfer des Christenthums in England, die ganze Partei der Ritualisten würde Rußland Beifall zujauchzen. Syrien aber sei die Pforte Egyptens und des Suez-Canals . . . Ist das nicht der schönste Weg über Aden und Sansibar zur Cap-Colonie, ja, zum Südpol? Nach diesen Politikern bedroht aber ein Groß-Armenien unter russischer Herrschaft nicht blos Syrien und Egypten, sondern auch das Eufratthal und mithin den wichtigsten Ueberlandweg nach Indien. Von einer solchen kann aber

hier nicht die Rede sein, will man sich etwa nicht an das bekannte Sprichwort halten, daß alle Wege nach Rom — folglich auch nach Calcutta — führen. Es ist ganz unbegründet von einer Beherrschung des Eufratthales zu sprechen, sobald Rußland sich nur im Besitze des ganz unbedeutenden Oberlaufes dieses Flusses befindet. Es wäre etwas ganz Aehnliches, wenn man annehmen wollte, daß Württemberg, oder Süddeutschland, oder Deutschland überhaupt, im Besitze des Oberlaufes der Donau, eine absolute Herrschaft über den Strom ausübe. Alles in Allem, der russische Besitz der Grenzprovinz in Armenien kann noch lange nicht maßgebend für eine Bedrohung des Ueberlandweges nach Indien sein. Ganz Persien und Afghanistan, in gewissem Sinne auch Kurdistan, liegen dazwischen, und erst demjenigen werden sich die Pforten nach dem Pendschab öffnen, der Herr des Iranischen Hochlandes sein wird . . .

Gehen wir nun zu den letzten kriegerischen Ereignissen in Armenien selbst über. Es kann hier nicht die Absicht vorliegen, eine erschöpfende Geschichte des russisch-türkischen Feldzuges auf dem asiatischen Kriegsschauplatze zu liefern, aber eine chronologische Aneinanderreihung der entscheidenden und hauptsächlichen Momente in dieser Action würde gleichwohl sich in den Rahmen dieser Schrift einfügen lassen . . . Gleichzeitig mit den ersten Colonnen der europäischen Armee, rückten nach erfolgter Kriegserklärung (24. April 1877) auch in Armenien die russischen Abtheilungen über die Grenze. Die Armee hierselbst, unter Commando des General-Lieutenants Loris-Melikoff gestellt, wurde auf etwa 115,000 Mann Infanterie, 26,000 Pferde und 370 Geschütze, darunter 64 schwere Belagerungsgeschütze, berechnet und bestand aus dem Hauptcorps oder dem „Detachement von Alexandrapol“, aus dem rechten Flügel oder dem „Detachement von Ardaghan“ und schließlich aus dem linken Flügel, oder dem „Detachement von Eriwan“. Ein besondern Corps, das sich südwärts des Rion echelonnirt hatte, sollte gegen Batum vordringen, um nach geglückter Action wahrscheinlich durch das Thal des Tschuruk mit den übrigen Colonnen gegen Erzerum vorzurücken. Die strategische und geographische Situation lag so, daß, bei Annahme eines allseitigen Gelingens der Operationen, alle Detachements in Erzerum, der armenischen Capitale, eintreffen

sollten. Im Allgemeinen befanden sich die türkischen Streitkräfte, unter Commando des Muschirs Achmet Mukhtar gestellt, zu Beginn des Krieges nicht in der Lage, dem Gegner erheblichen Widerstand zu leisten. Es waren meist nur Irreguläre, Kurden, Tscherkessen, ja selbst Araber, welche unter die Fahnen des türkischen Generals geeilt waren, während die eigentliche reguläre Feldarmee eine sehr bescheidene Ziffer repräsentirte. So gelang die erste russische Invasion spielend. Bereits eine Woche nach erfolgter Kriegserklärung zog General Tergukassoff an der Spitze des Detachements von Eriwan in Bajazid ein und in den ersten Tagen des Mai erschien die Hauptcolonne vor Kars, wo sie, ohne eine Cernirung zu bewirken, einige Zeit liegen blieb, indeß Seiten-Colonnen gegen den Araxes streiften, wobei das Städtchen Kagisman am 9. Mai den Russen in die Hände fiel. Tergukassoff war wenige Tage später in Djadin eingetroffen und am 17. Mai gelang es dem General Komarow, nach kurzem aber hartnäckigem Kampfe sich der Festung Ardaghan zu bemächtigen, wobei zwei Paschas, 7600 Mann in Gefangenschaft geriethen und 96 Kanonen, 2000 Zelte und 7000 Gewehre erbeutet wurden. Unterdessen erging es den Russen an den Pontusküsten minder gut. Die respectable türkische Panzerflotte hatte nicht nur einzelne russische Häfen blokirt, sondern auch zahlreiche Truppen in Batum ans Land gesetzt, die nicht nur gleich im Anfange einen jeden Offensiv-Versuch des Rioncorps vereitelten, sondern auch späterhin, für die ganze Dauer des Krieges, dasselbe zur Unthätigkeit verurtheilten. Gleichzeitig war Fazly Pascha mit einem Expeditionscorps, nachdem vorher von einer Escadre Suchum-Kaleh an der Küste Abchasiens zusammengeschossen ward, daselbst gelandet, um den Kaukasus zu insurgiren. Die Absicht schien Anfangs von Erfolg gekrönt werden zu wollen, denn die aufständische Bewegung pulste bis tief ins Binnenland hinein und bald erhoben sich auch einzelne Stämme in der Tschetschna und im Daghestan, aufgemuntert durch das Erscheinen eines Sohnes Schamyls und haranguirt durch eine Proclamation Sultan Abdul Hamids, die an den Opfermuth der „bedrückten Glaubensbrüder" appellirte. Die Russen wurden indeß der Bewegung bald Meister und wenn es auch hin und wieder zu blutigen Zusammenstößen kam, so waren gleichwohl die Mittel

der Aufständischen nicht darnach, sie zu Herren der Situation zu machen. Vollends belanglos blieben die Leistungen Fazly Paschas, der sich in den Küstenstrichen mit kleinen russischen Abtheilungen herumschlug und zwar mit ziemlich wechselndem Erfolge.

In der zweiten Hälfte des Mai war Loris-Melikoff mit dem Centrum der armenischen Invasions-Armee vor Kars angelangt und zwischen dem 20. und 24. schritt man zum erstenmale zu einer heftigeren Beschießung des Platzes. An eine ernstliche Action gegen Kars dachte man aber umso weniger, als man die Gelegenheit nicht versäumen wollte, dem, im vollen Rückzuge auf Erzerum sich befindlichen Mukhtar Pascha nachzurücken, um ihm geeigneten Orts eine Schlacht anzubieten. Auf diesem Vormarsche wurde das Soghanly-Gebirge (Mitte Juni) nahezu anstandslos überschritten, nachdem es vorher noch gelang, die tscherkessische Reiterei unter Mussa Pascha durch einen nächtlichen Ueberfall bei Begli-Achmed nahezu ganz zu vernichten. Mit dem Erscheinen der Hauptcolonne jenseit des Soghanly-Gebirges waren auch die Seiten-Detachements in unmittelbarer Nähe eingetroffen, jenes von Ardaghan bei Olti (am 8. Juni), das Detachement Tergukassoffs bei Seidekhan, wo es alsbald in heftige Gefechte mit dem rechten Flügel der Truppen Mukhtars verwickelt ward. Der türkische Marschall selbst hatte, augenscheinlich nach den Dispositionen seines Generalstabschefs Feizi Pascha (einem ungarischen Emigranten Namens Kollmann), eine sehr vortheilhafte Stellung bei Zewin, in den westlichen Vorbergen des Soghanly, genommen und von dieser Central-Position aus Offensivstöße gewagt, die allenthalben gelangen. Schon am 14. Juni besetzten die Türken das verlorene Olti wieder, mußten aber das obere Murad-Becken nach einem verlorenen Treffen bei Sedekchan und Deli-Baba vollständig räumen und Anlehnung an den Araxes-Ufern zunächst Chorassan und Köprüköi suchen. Am 25. endlich schritt Loris-Melikoff, nachdem kurz zuvor Großfürst Michael auf dem Kriegsschauplatze erschienen war, zum allgemeinen Angriff auf die Position von Zewin, wurde jedoch geschlagen. Mit einem Verluste von 4000 Mann erfolgte dessen Rückzug über das Soghanly-Gebirge in der Richtung auf Kars.

Wochen vergingen seit dieser Katastrophe, ohne daß es auf dem armenischen Kriegsschauplatze zu ernstlichen Zwischenfällen

gekommen wäre. Bei der notorischen türkischen Nachlässigkeit und Sorglosigkeit gewannen die Russen Zeit, erhebliche Verstärkungen nach dem Arpatschai zu dirigiren, was ihnen umso leichter wurde, als bereits Anfangs August türkischerseits die weitere Invasion Abchasiens aufgegeben wurde und die Einschiffung der dortigen Truppen und Abchasen am 8. desselben Monats ihren Abschluß erreicht hatte. Gleichwohl blieb die russische Actions-Armee auch fernerhin vollkommen inoffensiv und am 10. August überschritten die ersten fliegenden Detachements der Türken die Ararat-Kette und erschienen so auf russischem Gebiete. General Tergukassoff befand sich um diese Zeit nächst Igdyr vorwärts des Araxes, ohne sich ernstlich mit seinem Gegner Ismail Kurd Pascha einzulassen, der auch Bajazid wieder besetzt hatte und die in der Citadelle zurückgebliebene russische Besatzung ernstlich bedrängte; anders am Arpatschai, wo Mukhtar Pascha am 23. August die Offensive ergriff und den Russen bei Gedikler in der Ebene östlich von Kars einen empfindlichen Schlag beibrachte. Dieser Sieg trug dem türkischen Marschall von Seiten des Sultans ein Beglückwünschungstelegramm ein. Zwei Tage später gewannen die Türken auch die günstige Position am Kyzil-Tepe und verdrängten so ihre Gegner vollends aus dem Bereiche jener dominirenden Höhen, die sich im Bogen zwischen Kars und Ani (am Arpatschai) legen. Die Russen verhielten sich von da ab wieder vollends in der Defensive, indem sie sich in der Position von Kurukdere concentrirten und die so dringenden Verstärkungen abwarteten, die, in Anbetracht der ungeheueren Entfernungen, noch immer nicht eingetroffen waren.

So verging der ganze September in gegenseitiger Unthätigkeit. Am 2. October begann aber eine Reihe von Kämpfen, die nach der Hartnäckigkeit, mit der sie beiderseits stattfanden, und nach der Zahl der hiebei aufgewendeten Streitkräfte, nothgedrungen zu einer Entscheidung führen mußten. Eine solche war aber bei der vorgeschrittenen Jahreszeit doppelt geboten. Die ersten dieser Kämpfe fielen zwischen den 2. und 4. October, wo mit wechselndem Glücke um einzelne Positionen des Aladscha-Gebirges gestritten wurde. Die Russen hatten den großen Jaghni-Hügel bereits genommen, als sie sich, angeblich wegen Wassermangels, wieder zurückzogen. Auch am 10. gelang es Mukhtar Pascha

noch einmal siegreich zu bleiben — was ihm von Seite des Sultans den Titel eines Ghazi oder „Siegreichen“ eintrug — dann schlug aber das Kriegsglück um und am 15. und 16. gelang es den vereinigten Streitkräften der Generale Heymann und Loris-Melikoff, die feindlichen Stellungen auf den Aladscha-Höhen zu durchbrechen, einen großen Theil der Armee Mukhtars gefangen zu nehmen, den Rest aber nach Kars hineinzuwerfen. Diese siegreiche Schlacht der Russen kostete ihren Gegnern sieben Paschas und 12,000 Mann als Gefangene, dann 84 Geschütze, 4000 Zelte und 10,000 Gewehre, welche dem Sieger als Beute zufielen.

Die Folgen dieses entscheidenden Schlages zeigten sich sehr bald. Zunächst räumte Ismail Pascha schleunigst das russische Gebiet, da eine von Kars gegen das obere Murad-Becken dirigirte Colonne seine Rückzugslinie bedrohte. Mukhtar beließ den Rest seiner Feldarmee in Kars, das er zu halten hoffte, und nahm seinen fluchtartigen Rückzug mit nur wenigen Abtheilungen über das Soghanly-Gebirge ins obere Araxes-Becken, um Erzerum zu decken. Nach mittlerweile erfolgter Vereinigung mit Ismail Pascha war er in der Lage, eine zuwartende Haltung auf den Höhen ostwärts Erzerums einzunehmen, wo er jedoch schon am 6. November von den Russen, die mit einem Theile ihrer Truppen Kars cernirt hatten, mit dem Reste aber unausgesetzt vorrückten, angegriffen, delogirt und bis unter die Kanonen der Außenwerke Erzerums verfolgt wurde. Trotz des nunmehrigen raschen Ganges der Operationen setzte man türkischerseits gleichwohl noch berechtigte Hoffnung in den Waffenplatz Kars, der seit dem letzten Kriege mit einem Kranze steingebauter und casemattirter Forts umgeben ward. Es kam indeß anders. Kars fiel nur einen Monat nach der Schlacht am Aladscha, am 18. November durch nächtlichen Sturm. Man konnte im Anfange zu diesem überraschenden Erfolge im Abendlande keine stichhaltige Erklärung finden, doch stellte es sich später heraus, daß gerade diejenigen Werke, welche der offenen Stadt im Süden vorlagen, sich keineswegs in jenem hohen Grade von Vertheidigungsfähigkeit befanden, als man allgemein angenommen hatte. Auch die Verkettung von allerlei Zwischenfällen beschleunigte die Katastrophe. So waren russische Abtheilungen, einmal im Besitze der Stadt, aus dieser von rückwärts

in die großen Forts im Nordosten — die überdies durch die Bürgermiliz vertheidigt wurden — eingedrungen, und zwar ohne besonders hartnäckigen Kampf. Als dann früh Morgens die eigentliche Besatzungstruppe jenseit des Flusses und innerhalb eines ganzen Kranzes starker Forts die russischen Flaggen auf den Wällen der östlichen Fortificationen erblickte, hielt sie die Capitulation für perfect und räumte ohne Kampf ihre Positionen. Später über den Irrthum aufgeklärt, machte sie allerdings den Versuch durchzubrechen, woran sie jedoch von den übrigen russischen Cernirungs-Abtheilungen verhindert wurde. Der türkische Verlust in dieser Affaire betrug vier Paschas, 22,000 Mann an Gefangenen, dann 350 Geschütze, 6000 Zelte und 18,000 Gewehre. Die Russen büßten bei dem Sturme 2700, die Türken 5000 Mann an Todten und Verwundeten ein.

Der mit gewohnter Strenge hereingebrochene Winter hatte alle Operationen zum Stillstande gebracht. Die Türken schickten sich an, Erzerum zu vertheidigen, und wiesen auch mehrere Angriffe auf die Außenwerke der Festung ab, im Uebrigen aber beschränkten sich die Russen mehr auf eine Beobachtung des Platzes, sowie auf eine mälige Cernirung desselben, da sie ohne schwere Belagerungsgeschütze an einen gewaltsamen Angriff nicht denken konnten. Diese aber mitten im Winter über die verschneiten Gebirge und Pässe zu schaffen, erwies sich nur zu bald als eine absolute Unmöglichkeit. Die unerwarteten Erfolge der Russen auf dem europäischen Kriegsschauplatze, die mehrfachen Balkan-Uebergänge trotz Eis und Schnee, der Einzug der Armee des Großfürsten Nicolaus in Adrianopel und die Offensive eines Theiles derselben mitten im Winter gegen Constantinopel, waren auch für den Verlauf des Feldzuges in Armenien von Entscheidung. Am 1. Februar trat ein einmonatlicher Waffenstillstand in Europa und Asien in Kraft und am 3. März (n. St.) ward der russisch-türkische Friedensvertrag zu San Stefano bei Constantinopel unterzeichnet.

Nach Artikel XIX (Alinea b) dieses Vertrages erfolgte eine Abtretung armenischer Gebietstheile an Rußland, die wie folgt umschrieben wurden: Die neue Grenzlinie läuft, die Küste des Schwarzen Meeres verlassend, dem Kamm der Berge entlang, welche die Zuflüsse des Flusses Choppa von jenen des Tschuruk

trennen, und der Kette der Berge im Süden der Stadt Artwin bis zum Flusse Tschuruk bei den Dörfern Allat und Behagscht; von da geht die Grenze über die Gipfel der Berge Derwenik-Gheki, Hortschezor, über den Kamm, welcher die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Torthum Tschai und Tschuruk bildet, und über die Höhen bei Jali-Vihim, um beim Dorfe Vihim Kilissa am Torthum Tschai zu enden; von da folgt sie der Kette Sivri-Dagh bis zur Höhe des Kammes, geht am Dorfe Noriman südwärts vorüber und läuft südostwärts auf Zewin zu, wo sie sich im Westen der Straße, die nach Chorassan zieht, ziemlich parallel hält und endlich über den Soghanly bis zum Dorfe Gilitschman zieht. Weiter übersetzt sie den Scharian-Dagh und weiters den Murad zehn Werst unterhalb Hamur, um von da, entlang den Kämmen des Ala-, Hori- und Tandurek, südwärts an Bajazid vorüberzuziehen und zuletzt auf die alte türkisch-persische Grenze südlich des Sees Kazli-Göl zu stoßen.

Nach dieser Grenz-Umschreibung erwächst dem russischen Reiche ein ungefährer Gebietszuwachs von 650 Quadrat-Meilen, mit annähernd 300,000 Einwohnern. Statistische Details sind derzeit noch völlig unbestimmbar, da selbst die alten Daten des officiellen Staats-Kalenders kaum verläßlich sein dürften.

Andere Artikel des Friedensvertrages, welche sich speciell auf Armenien beziehen, sind:

Artikel XVI: Da die Räumung der von den russischen Truppen in Armenien besetzten Territorien, welche an die Türkei zurückfallen, Anlaß zu Conflicten und für die guten Beziehungen der beiden Länder gefährlichen Verwickelungen geben könnte, so verpflichtet sich die Pforte, ohne Aufschub die Verbesserungen und die von den Localbedürfnissen in den von Armeniern bewohnten Provinzen geforderten Reformen durchzuführen und die Sicherheit der Armenier gegen die Kurden und Tscherkessen zu garantiren.

Artikel XVIII: Die Hohe Pforte wird die von den Commissären der vermittelnden Mächte bezüglich des Besitzes der Stadt Khotur ausgesprochene Meinung in ernste Erwägung ziehen und verpflichtet sich, die Arbeiten behufs Bestimmung der türkisch-persischen Grenze ausführen zu lassen.

Artikel XIX, der die neuen armenischen Grenzen feststellt, enthält auch die entsprechenden Bestimmungen, wonach diese Gebiets-Abtretung als Aequivalent der Summe von einer Milliarde und hundert Millionen Rubel der Kriegsentschädigung (von 1410 Millionen Rubel) betrachtet wird.

Artikel XXV handelt von der stattzufindenden Räumung des türkischen Gebietes in Asien durch die russischen Truppen, innerhalb sechs Monaten, vom Tage des definitiven Friedensschlusses gerechnet . . .

I.

Im Ararat-Gebiet.

Rundblick vom Ararat. — Bajazid. — Bis Kars. — Armenische Culturstätten. — Zur Völkerstellung der Armenier. — Der Patriarchensitz Etschmiadsin.

Am Südhange des sogenannten kleinen Kaukasus, welcher die Kur- und Rion-Landschaften vom großen Aras-Becken abtrennt, breitet sich unweit Eriwans, dem bisherigen Hauptsitze der russischen Herrschaft in Armenien, eine großartig schöne Ebene zu beiden Seiten des Flusses Araxes oder Aras aus. Bergriesen, wie wir sie in Europa nur auf ungeheueren Räumen vertheilt finden, liegen hier knapp nebeneinander und besäumen nahezu kreisartig das blüthenbesäete und von Kornfeldern wogende Tiefland: im Norden der gewaltige Alagiös (12,000′), im Osten der Uetschtepe (11,000′), im Westen der Kotur (8000′) und im Süden das Doppelhaupt der erloschenen Vulkangruppe der beiden Ararat, dessen westlicher Kegel mit seiner 15,800 Fuß hohen Schneehaube weit in die großartige Gebirgslandschaft hinaus lugt. Wie der Sinai im Südwesten des asiatischen Continents, so ist auch der Ararat hier auf der Grenzscheide zwischen Iran und Vorder-Asien ein Markstein der Menschen- und Culturgeschichte, ein Hochaltar der Welt . . . Von Eriwan, das an seinen Bergabhängen malerisch situirt ist, geht der Weg dahin in nahezu südlicher Richtung, mitten durch die reichen Fluren des Aras hindurch, bis mit dem Betreten der ersten Stufen des Gebirgsmassivs eine andere Welt dem Wanderer sich erschließt.

Die Culturen verschwinden mehr und mehr, einzelne Bäume nur kleben hin und wieder an den Felsabstürzen und zwischen den riesigen Trachytblöcken sprießt spärliches Gras. Allenthalben ist hier der Boden schlackig von uralten gestockten Lavamassen. Hoch oben in unendlicher Bläue glitzern die Eis- und Schneezinnen der beiden Riesengipfel und die Senkung zwischen beiden wird wohl ein Paß genannt, doch wird er von Reisenden nie betreten. In diesem Einschnitte liegt auch das, in Folge des letzten großen Erdbebens verschüttete Kloster St. Jacob[1]. Anders verhält es sich aber mit jenem Paß-Einschnitte, der sich über eine deutsche Meile lang zwischen dem großen Ararat und dem Pambusch von Norden nach Süden zieht. Die Sattelhöhe dürfte hier kaum 6000 Fuß übersteigen und der sonst so gefürchteten Risse und Spalten gibt es hier verhältnißmäßig wenige. Immerhin bleibt eine Passage an dieser Stelle ein kühner Zug, doch nicht ohne höhere Reize, im Angesicht des mächtigen Kegels, dessen Scheitel unter ewigem Schnee und Eis begraben liegt. Die Nordseite dieses Kegels, also jene, welche in die Araxes-Ebene und gegen Eriwan hinblickt, war einst der Schauplatz einer ganz wunderlichen Mission. Eine Anzahl Bergsteiger mit schwerer Last hatte sich manchen Tag abgemüht, die Höhe des Bergriesen zu gewinnen. Wiederholt mußte der Versuch eines weiteren Emporkletterns eingestellt werden, aber die Kräfte wollten nicht erlahmen und nach gefahrvollem Nachtlager auf dieser oder jener Felsplatte, umgeben von gewaltigen Schneemassen, Eis- und Felsblöcken, ging es immer wieder von Frischem an die Arbeit. Endlich ward die Höhe unter entsetzlichem Schneegestöber gewonnen und die mitgebrachte Bürde ihrer Bestimmung zugeführt. Es war ein riesiges schwarzes Kreuz, das so aufgerichtet wurde, daß es durch die dahinterliegende weiße Schneewand gehoben, vom Kloster Etschmiadsin oder von Eriwan aus gesehen werden konnte. In ein zwei Fuß tief ins Eis eingehauenes Loch wurde dasselbe eingefügt, mit Eisstücken befestigt, mit Schnee ummauert. Die daran befestigte Bleiplatte enthielt die Inschrift:

---

[1] An derselben Stelle wurde nach Mos. v. Chorene auch der frevelhafte König Artawast II. (reg. 129—136 n. Chr.) durch den sich öffnenden Boden verschlungen, was wohl auf ein Naturereigniß zurückzuführen sein dürfte. (Vgl. Hermann, „Das russische Armenien", 15.)

„Auf Kaiser Nicolaus' Befehl errichtet 1829." Nach der damaligen Barometer-Ablesung stand das Kreuz 15,138 P. Fuß hoch, also vierthalbhundert Fuß über der Montblanc-Spitze[1].

Der Gipfel des Ararat, auf welchem nach der biblischen Tradition die Arche Noahs sitzen blieb, ist mäßig gewölbt, mit einem Umfange von ungefähr 200 Schritt. Der Abfall ist besonders gegen Süd- und Nordost steil. Von dieser Höhe, der ewigen Eiskrone des Altvaters aller Berge der Welt, mag man wohl die großartigste aller Fernsichten genießen. Die ganze weitläufige Araxes-Ebene liegt dem Beobachter zu Füßen, Eriwan, Sardarabad und andere Niederlassungen kaum mehr dem unbewaffneten Auge erkennbar. Im Süden treten die niederen Berge Bajazids, die Stadt selbst und ihre Ebene in den Blick und hieran schließen mehr oder minder regellos eine erkleckliche Zahl bedeutender Kegelspitzen, Vulkanen nicht unähnlich, durch tiefe Thalfurchen oder Sättel von einander getrennt. Weit im Nordwesten prangt die, lang als unersteigbar gegoltene Felsenkrone des Alagiöz, im Nordosten blitzt ein großer Theil des Spiegels des beinahe 6000 Fuß hoch liegenden Goktscha-Sees auf, und im blassen Schimmer sind sogar noch die dahinter liegenden Randketten wahrzunehmen. Unmittelbar im Osten blickt man auf den Scheitel des kleinen Ararat hinab; keine Flache Höhe, wie die seines größeren Zwillingsbruders, sondern an den Rändern und in der Mitte mit kleinen Felskegeln und Blöcken versehen[2].

Wir steigen nun die Südseite des Gebirgswalles hinab, an welchem der braune Häuserknäuel von Bajazid seine Ausdehnung nimmt. Es sind noch keine sechzig Jahre her, daß hier der Centralsitz aller jener unbotmäßigen kurdischen Elemente war, durch welche die Grenzterritorien zwischen Persien und der Türkei

[1] Parrot, „Reisen", I, 138 u. ff.

[2] Wie auf den Gipfelhöhen des Hauran, Hor und Sinai, so finden sich auch auf der des kleinen Ararat eine Anzahl moslemischer Grabstätten, denn möglichst hoch begraben zu werden, war und ist im mohammedanischen Oriente allezeit ein brennender Wunsch. Auf einer der Grabplatten auf der Scheitelhöhe des kleinen Ararat ist zu lesen: „Mein Gott, deine Gnade sei über Mohammed. Der Gründer dieses Grabes, Osman, hat's geschrieben im Monat Schewal des Jahres 650 (nach kurdischer Zeitrechnung; 1292 n. Chr.)." — Bei Ritter, „Erdkunde", X.)

berüchtigt wurden, und ebenso lange ist es, daß die verrufene Stadt Bajazid von sich zum erstenmale reden machte. Die Geschichte, die sich hieran knüpft, klingt ziemlich romantisch, aber derlei war damals im Oriente immerhin möglich, zumal bei Völkern, die noch heute keiner eigentlichen Autorität unterstehen und in jedem Thale, auf jeder Gebirgszinne und in jedem hochländischen Schlupfwinkel auf eigene Faust schalten. Napoleon I., der bekanntlich von langer Hand den Feldzug gegen Rußland geplant hatte, um durch einen alexandrinischen Zug, bis tief in die sarmatischen Steppen hinein, seinem Kriegsruhme erhöhteren Glanz zuzuführen, war unausgesetzt bemüht, zwischen Rußland und dem, damals allerdings noch etwas kriegerischeren Persien politische Complicationen herbeizuführen, um einen Theil des feindlichen Heeres anderweitig zu beschäftigen und daraus Vortheile zu ziehen. Zu derartigen politischen Verschwörungen über die Köpfe der gesammten damaligen officiellen Welt hinweg, bedurfte es nun auch der entsprechenden Missionen und mit einer derselben war Jaubert betraut, welcher als geheimer Geschäftsführer über Constantinopel und Erzerum unbehelligt bis Diadin, nur eine Tagreise vor Bajazid, gereist war. Der schlechte Ruf des damaligen Kurdenchefs, Mahmud, bewog ihn, der Stadt selbst auszuweichen, aber nur zwei Meilen südlich von ihr ward der Reisende sammt seiner militärischen Escorte, die aus verkleideten Franzosen bestand, durch den Verrath eines anderen Häuptlings aufgehoben und vor Mahmud geschleppt[1]. Obgleich dieser kurdische Winkel-Despot auf seinem Raubneste, der Citadelle von Bajazid, den halb unabhängigen Vasallen der Pforte spielte, so fand er sich dennoch veranlaßt, Jaubert und seine Genossen dem persischen Statthalter von Eriwan auszuliefern, was allerdings im Interesse des Gefangenen gelegen gewesen wäre. Die Auslieferung wurde aber nur fingirt und kaum am Fuße des Ararat angelangt, wurden die Fremden überfallen, geknebelt und mit verbundenen Augen zurück nach Bajazid escortirt. Während man die Bedauernswerthen versicherte, daß sie nur vorsichtshalber auf diese Art weiter nach Eriwan transportirt würden, um das zu durchreisende Land ihren Blicken zu entziehen, wan-

[1] Bei Ritter, a. a. O., 340 u. ff.

derten sie in ihr altes Gefängniß zurück, den schwersten Leiden ausgesetzt . . . Nun kommt die Romantik des ganzen Zwischenfalls. Die ewige Geißel dieser Länder, die auch heute wieder über sie hereingebrochen ist, die Pest, brach plötzlich aus und holte unter seinen Opfern auch den Winkeltyrannen Mahmud. Sein Nachfolger hatte die „Franken" bereits zum Tode verurtheilt, aber ehe noch die Execution vollzogen war, wurde auch er von der Seuche hinweggerafft und der Bruder Mahmuds zum Stammchef ausgerufen. Mittlerweile aber mußte es irgend einer der Gefangenen der Frau des Kerkermeisters angethan haben, denn sie benutzte die allgemeine Verwirrung, um ein geheimes Schreiben an den Statthalter von Eriwan gelangen zu lassen, der auch sofort die Auslieferung der gefangenen Europäer verlangte. So langten Jaubert und seine Genossen nach vierzigtägiger Haft, in ewig banger Sorge zwischen Tod und Leben, in Trapezunt ein, wo ihre gescheiterte Mission ihr Ende fand.

Auch später blieben die Zustände in diesem Räuberlande dieselben, namentlich unter Belul, dem Sohne Mahmuds. Von diesem rührt auch das Schloß auf der Felshöhe von Bajazid her, der Stammsitz der Kurdenchefs des Territoriums südlich vom Ararat. Daß im Oriente unter dem despotischen Drucke einzelner Emporkömmlinge die Bevölkerungen immer den gleichen Leiden ausgesetzt sind, sei es nun die rechtmäßige Staatsgewalt oder die autoritative Anmaßung irgend eines Winkel-Ursurpators, beweisen schon die Zustände, in welchem sich die Kurden unter Mahmuds Herrschaft befanden. Sie, die in der Regel sich keinem Zwange fügen und nur ihren wilden Instincten folgen, zumal dem Triebe der persönlichen Freiheit, verrichteten ihrem Haupte Frohndienste, wie nie früher und nie später irgend einer Behörde oder einem ihrer Chefs. Mahmud hatte sein früheres Schloß, das auf der anderen Seite der Stadt gelegen war, halb in Grotten versteckt und voll weitläufiger Magazine, verlassen, und durch die Hände seiner Leute ein neues, prächtigeres auf der Felshöhe gegenüber dem Gefängnisse aufführen lassen[1].

In Gold und bunten Arabesken schimmerte das Gemach,

---

[1] Vgl. J. Brant, „Notes of a journey through a part of Koordistan", l. c. 420 u. ff.

durch dessen Fenster der Blick eine der pittoreskesten Landschaften Armeniens umfassen konnte. Arkaden und schattige Lauschplätzchen in dem weitläufigen Hofe gestalteten diesen Raubhorst geradezu zu einem Mußesitze. Das Harem des Schlosses communicirte mit dem nebenangelegenen Gefängnisse und so ist für Romanbeflissene der rothe Faden zur wunderbaren Rettung Jauberts und seiner Genossen gegeben. Der Palast dominirt selbstverständlich die Stadt, da die umliegenden Höhen aber auch diesen beherrschen, so fiel es sowohl im Jahre 1828, wie im letzten Kriege den Russen nicht schwer, die ganze Position nach kurzem Kampfe in ihre Hände zu bekommen. Belul, der 1828 als türkischer Pascha und Halb-Vasall der Pforte in Bajazid regierte, floh in die südlichen Berge mit einem großen Theile der Stadtbewohner, und was damals noch in den elenden Hütten zurückblieb, erlag der Pest, welche in dem Räuberneste furchtbar aufräumte. So verfiel der Platz, umsomehr, als mit dem Uebergang des Bezirkes von Eriwan an die Russen, der Verkehr nach diesem Theile Armeniens den kurdischen Nomaden gänzlich unterbunden war und Persien nach seiner Niederwerfung durch Paskiewitsch nicht daran denken konnte, der kurdischen Räuberromantik irgendwie Vorschub zu leisten[1]. Später wanderten auch die Armenier aus und was in den schmutzigen Behausungen zwischen Schutt und Gräbern zurückblieb, war ein rohes, bösartiges Gesindel, eine wahre Stammcolonie berüchtigter Meuchelmörder und Wegelagerer.

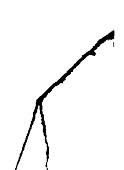
Die Ebene von Bajazid ist ein gutes Concentrirungsfeld im militärischen Sinne. Ueber drei Meilen breit nimmt sie nordwärts gegen den Ararat ihre Ausdehnung, dessen Doppelhaupt, vollkommen abgetrennt von allen übrigen Gebirgen, auf sie hinabblickt. Allenthalben ist diese platte Niederung von Lavakegeln und Trachytklippen durchsetzt[2], ein sprechendes Zeugniß von dem vulkanischen Charakter der ganzen Gegend, der sich auch wiederholt durch furchtbare Erderschütterungen darthat. Rechnet man zu den zeitweiligen Schrecken dieser Erscheinungen noch das rauhe Klima, den einer Seehöhe von 6000 Fuß entsprechenden,

[1] Bei Ritter, a. a. O., X.
[2] Parrot, „Reisen", I, a. a. O.

nahezu sechsmonatlichen Winter mit Schneestürmen, Frost und Unbilden aller Art, so erscheint uns dies Territorium würdig der Bewohner, die es noch erbärmlicher machen, als es ohnedies von Natur aus ist ... Trotz all dieser Thatsachen besitzt Bajazid dennoch einen hervorragenden militärischen Werth, der nur Strategen vom Schlage der türkischen Generale nicht klar zu werden vermochte. Das Thal von Bajazid ist das einzige, welches, neben seiner natürlichen Communication mit Erzerum — ein Handelsweg, der seit Jahrhunderten besteht — auch mit dem Seebecken von Van und der Quellregion des Tigris in Verbindung steht, und zwar durch eine ganz leidliche Communication. Kein geringeres Volk wie die Römer hat diese Thatsache zuerst erkannt und von ihr auch den bestmöglichsten Gebrauch gemacht. Tacitus nennt dieses Territorium, durch das das Römerheer des Corbuls nach Artaxata marschirte, Taurantium, „das Land des Taurus-Einganges"[1], eine Bezeichnung, die zur Genüge auf die strategische Bedeutung desselben hinweist. Ein weiterer Vortheil für die Kriegführung in diesem Gebiete ist der von altersher bekannte Reichthum an Heerden. Ueberall auf den prächtigen Weidestrecken des östlichen Murad-Beckens trifft man auf Lämmer- und Ziegenrudel, die oft nach Tausenden von Stücken zählen. Freilich erforderte deren ungestörter Besitz bisher, selbst in den Zeiten des tiefsten Friedens, einen ganz ansehnlichen Apparat lebenden Schutzes, denn bei der Gewaltthätigkeit der Gebirgsbewohner bedarf sozusagen jedes Thier seinen eigenen Wächter, und Niemand, sei er nun Freund oder Feind seines Nachbars, konnte seiner Habe froh werden.

Was die Kurdenstämme westwärts von Bajazid anbetrifft, so sind es sammt und sonders solche, welche seit jeher mit der Pforte in Streit und Hader lagen. Die richtige Politik gegen diese unzuverlässigen Grenzhorden hat indeß nur Rußland zu verfolgen gewußt[2]. — Es ist aus verschiedenen Episoden der letzten russisch-türkischen Kriege hinlänglich erwiesen, wieviel Anstrengung es sich die Gouverneure des Kaukasus kosten ließen, um in irgend

[1] Mannert, „Geogr. d. Griech. u. Röm.", V, 2, 228.
[2] Vgl. A. E. Macintosh, „Reise 2c.", bei K. Koch, „Die kaukasischen Länder", 237.



einer Art die Kurden an der Grenze zu gewinnen, eine Politik, die durch den Umstand wesentlich unterstützt wurde, als dies wilde Nomadenvolk weder von den Persern, noch von den Türken jene Behandlung erfuhr, die es gefügiger hätte machen können. Als die Pforte vor circa drei Jahrzehnten gar den groben Fehler beging, den Stammhäuptling von Rowandiz bei seiner Rückkehr von Constantinopel meuchlings ermorden zu lassen, hatte sie die letzte Sympathie der Bergvölker verwirkt und diese begannen solche, zumal an der Grenze von Rußland, demonstrativ für letzteres — ob auch aufrichtig, bleibt dahingestellt — zur Schau zu tragen. Auf diese spontane Annäherung hin erklärte Rußland, es wäre ganz geneigt, den Grenzübertritt verschiedener Stämme zu bewilligen mit dem weiteren Vorrecht für die Emigranten, nach Bedarf ihre Weideplätze in der Heimat von Zeit zu Zeit wieder aufsuchen zu dürfen, wobei sie — selbst auf türkischem Gebiete (!) — unter russischem Schutze verbleiben sollten. Die Natur des Nomadenlebens — machte man russischerseits den Kurdenchefs begreiflich — ließe ein derartiges Abkommen nothwendig erscheinen, im Grunde aber war es nur ein Mittel mehr, die türkische Autorität, oder besser: den blassen Schatten derselben vollends zu untergraben. Kurz vor Ausbruch des letzten Krieges hat die Pforte immerhin einige Anstrengungen gemacht, dieses abnorme Verhältniß einigermaßen zu paralysiren und so kam es auch, daß einige Stämme botmäßiger wurden und in den Schooß der türkischen Autorität zurückkehrten, wie beispielsweise der kriegerische Stamm der Gilalis (auch Selanlis) . . .

Wir gelangen in sein Gebiet, wenn wir Bajazid westwärts verlassen. Der Weg geht mitten zwischen zwei gewaltigen Gebirgsmauern hindurch, im Norden ist es die Gebirgskette, welche unter verschiedenen Namen vom Ararat aus durch zwei Längengrade den östlichen Eufratlauf (Murad) begrenzt, im Süden sind es die Randketten des Hochbeckens von Van, gleichfalls die Schlupfwinkel berüchtigter Kurdenstämme, welche es lieben durch das Einfallsthor zwischen dem 10,000' hohen Aladagh u. 11,000' hohen Chori die Niederung am Van-See heimzusuchen, zumal die armenischen Dörfer. So spielt in diesem großartigen Gebirgslabyrinthe die ewig blutige Fehde die Hauptrolle im Dasein. Wie das Raubwild des Hochgebirges wechseln die Nomaden ihr Operationsgebiet dies- und

jenseits nahezu unzugänglicher Pässe, indem sie bald der Schrecken des einen, bald des andern Thales sind ... Auf unserem weiteren Wege zwischen diesen Gebirgsmauern gelangen wir bald in das Quellbecken des östlichen Eufrat. In den ausgedehnten Thallandschaften, in welchen meist üppige Weiden[1] die vielen Dörfer umgeben, rieseln zahllose Bäche, die Abflüsse der Schneehöhen und an diesen krystallenen Wässern ist gute Rast für sonst ruhelose Nomaden. Auch ist nicht zu vergessen, daß mitten die buntscheckige Niederlassung hindurch die Karawanenstraße führt, auf der alljährlich einigemale zwischen Trapezunt und Tabris, dem persischen Handelsemporium in Azerbeidschan reichbeladene Karawanen verkehrten, für die lüsternen Bergvölker ein weiterer Anlaß, diese Niederung als ein kleines Eldorado zu betrachten.

Wenn wir uns aus dem Centrum dieses Beckens genau nach Norden wenden, so liegt jene obenerwähnte Gebirgsmauer noch immer vor uns; aber zwischen den Schneewipfeln ist eine Einsenkung bemerkbar, ein Paß, Namens Schachjol, das ist: der „Königsweg", somit aller Wahrscheinlichkeit nach eine jener uralten Communicationen, welche schon zur Zeit der assyrischen Weltherrschaft ganz Vorder- und Mittelasien, vom Aegäischen Meere bis zum Indus, vom Pontus bis zum Perser-Meere durchzogen. Heute führt da hinauf kein Königsweg mehr, sondern ein elender Saumweg, über gewaltige Felsblöcke, an schauerlichen Abgründen vorüber, oder in pfadloser Waldesnacht[2]. Nur hin und wieder übersetzt man Alpentriften, auf denen ein verdächtiges Kurdenpiquet lagert. In solchem Falle trat in der, ohnedies genug beschwerlichen Reise immer eine sehr unwillkommene Pause ein. Die kleine Karawane hilt jäh in ihrem Ritte inne, die Kurden schwangen sich in die Sättel und kreuzten ihre Lanzen in regellosem Haufen. Nur wenn die Escortemannschaft sich in der Ueberzahl befand, war es möglich, unbelästigt diese Alpentriften, auf denen sich die Natur so wunderbar großartig, die Menschen so elend verkommen präsentiren, zu kreuzen, sonst setzte es blutige Köpfe ab, oder noch mehr, wovon schon die Gebeine von Menschen

[1] Eli Smith, Miss. researches etc., 423.

[2] Macintosh, a. a. O. (Bei Koch, 216—224.)

und Pferden sprachen, welche in den Schluchten bleichten. Wer diese Höllenpforte einmal hinter sich hat, genießt plötzlich eines der imposantesten Panoramen Armeniens. Vor dem Reisenden, gerade nach Norden hin, liegt die ganze gewaltige Plateau-Masse Central-Armeniens, eine baumlose Hochebene, von Hügelzügen oder einzelnen Kegeln unterbrochen; um diese selbst, im Kreise, ein steinernes Meer von Bergmassen, Längsketten, Zacken, Domen, dazwischen wieder colossale Pforten — die Thaleinschnitte des Tschuruk, Kur, Aras und Arpatschai. — Von diesem Aussichtspunkte müßte ein scharf bewaffnetes Auge sowohl Kars, als Alexandrapol, das erste genau im Norden, das letztere im Nordosten bemerken. Keine vorliegenden Höhen versperren die weitläufige Perspective, nur die grauen Dünste des nördlichen Plateaurandes könnten die Castellzinne des alten Türken-Bollwerkes oder die Wälle der Alexandra-Stadt umschleiern. Unmittelbar zu Füßen erscheint Alles todt und öde. Kein Fluß, oder Bach, der nahe vorbeiziehende Aras ausgenommen, schimmert aus dem einförmigen Steppenbilde und selbst von den Ortschaften ist ihr Umfang und ihre Anlage nicht leicht auszunehmen. Wenn wir dann jene baumlose Hochplatte betreten, so wird es uns allerdings klar, daß die betreffenden Niederlassungen nicht so leicht entdeckt werden konnten, denn der Armenier liebt es, sich in die Erde einzugraben, oder vielmehr, er ist es aus Mangel an Bauholz gezwungen zu thun. Dies Bild begleitet uns, bis plötzlich vor uns das Felsendefilé des Karsflusses mit seinen, von Forts gekrönten Gipfeln und Stufen sich öffnet und der Blick auf die Terrassen des vielgenannten Kars fällt.

Das gesunkene türkische Bollwerk hat eine lange, weit in vorosmanische Epochen hineinreichende Geschichte. Die Stadt Kars wird bereits bei den ältesten armenischen Schriftstellern genannt, sie scheint aber erst unter den Byzantinern ihren heutigen Namen erhalten zu haben, und sie galt bei denselben als eine der Capitalen Armeniens, die sie auch thatsächlich war, da die bagratidische Dynastie, bekanntlich eines der ältesten christlichen Königsgeschlechter, durch nahezu ein halbes Jahrhundert in der düsteren Terrassenstadt von „Armenia magna“ residirte. Unter dem letzten selbstständigen Beherrscher des Königreichs Kars, Kakig II., kam die Stadt und das Reich in der zweiten Hälfte des elften

Jahrhunderts an die Byzantiner[1], von wo ab die Quellen eine große Lücke in Bezug auf die weiteren Schicksale und Ereignisse, welche mit Kars verflochten sein dürften, fühlen lassen. Die Seldschuken, welche bekanntlich allenthalben die byzantinische Erbschaft antraten, waren auch in den Besitz dieses Grenzbollwerkes gegen die Perser und Georgier getreten, doch wahrscheinlich nicht für lange Zeit, da die allgemeine Mongolenfluth auch die einsamen, wenig fruchtbaren Tafelländer Armeniens nicht verschonte und ihre neue Herrschaft mit Feuer und Schwert zur Geltung brachte. Schließlich fiel die Stadt in die Hände der Osmanen, seit welcher Zeit sie erst ihre Bedeutung als Grenzbollwerk erlangte, da Sultan Murad III. es war, der vor etwa drei Jahrhunderten (1579) die ersten Befestigungen anlegen ließ[2], Befestigungen, die sich in ihrer ursprünglichen Form und Stärke bis auf den Tag erhalten hatten. Es ist dies zunächst das dominirende Castell im Norden der Stadt, über hoher Uferstufe des Karsflusses dräuend, mit einfacher Umwallung gegen die sturmfreie nördliche und nordwestliche Seite und mit doppelter gegen die zugänglicheren Abdachungen nach Süd und Südost. An diesen Abdachungen liegt auch die alte, man darf in Betracht ihrer Antecedentien wohl sagen, klassische Stadt, in kurzen, steilen Terrassen erbaut, meist aus sehr hohen, mehrstöckigen Häusern bestehend, die von der Ferne gesehen, eines der pittoreskesten Städtebilder präsentiren. In der Nähe ist es freilich anders und dieselben luftigen Steinbauten, meist aus dunklem, düsterem Basalt, begrenzen die denkbar schmalsten Straßen, wahre Cloaken, in denen sich Bewohner und Hausthiere, die schakalartigen Straßenköter nicht ausgenommen, chaotisch herumtummeln. Es scheint in Kars nicht immer so gewesen zu sein, denn wir besitzen orientalische Reiseberichte, welche Wunderbares genug von der mächtigen Grenzstadt zu berichten wissen, und die vielfach die Sorge der Sultane hervorheben, welche diese für Kars an den Tag legten. Das eigentliche Hinderniß, daß Kars niemals zu einer wahren und dauernden Blüthe sich emporschwingen konnte, mag eben darin liegen, daß es als Grenzbollwerk seit jeher den an-

[1] St. Martin, Mémoire sur l'Armenie, I, a. a. O.

[2] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches", IV, 76.

stürmenden Feinden des Ostens, zumal den Persern und Georgiern, später den Russen ausgesetzt war, und denen ein Emporkommen des Platzes begreiflicherweise nicht erwünscht sein konnte. Aber die eigentlichen alten Befestigungen sind hiebei nie vollkommen zerstört worden und die Murad'sche Citadelle, sowie die sieben Bollwerke der „sieben anatolischen Beglerbegs", welche nach orientalischen Autoren jene nach einander errichteten, haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Unter den „sieben Bollwerken" dürften indeß nur die bastionartigen Thurmbauten der Enceinte und Verstärkungen der Citadelle gemeint sein, keineswegs aber isolirte Außenwerke, deren es bekanntlich in dem vorletzten russisch-türkischen Kriege eine hinreichende Anzahl gab. Die meisten der starken Forts und detachirten Werke, welche im diesmaligen Kriege sozusagen durch Handstreich dem Eroberer in die Hände fielen, verdankten ihr Entstehen erst der Zeit nach dem Krimkriege, nachdem man infolge der zweimaligen Einnahme des Bollwerkes durch die Russen (1828 und 1855) eingesehen hatte, daß die alten Schutzmittel unzulänglich seien [1].

Was Kars als Stadt besonders werthvoll macht, das ist seine günstige Lage zwischen Armenien, Transkaukasien, Kurdistan, Pontus und Persien, ein wahrer Handelsknotenpunkt, was zu erkennen bisher freilich nicht Sache der Pforte war, die bekanntlich wenig oder gar keine Thätigkeit auf Interessengebieten zu entwickeln beliebt, die mit der inneren Kräftigung eines Staates identisch zu sein pflegen. Dennoch war Kars auch in den letzten ruhigen Zeiten ein kleines Schacherbabel des Ostens, nach welchem die vielsprachigen Bewohner vom Kaukasus bis zum Van-See und von Anatolien bis Khorassan, dem „Lande der Sonne", ihre geriebensten Repräsentanten sendeten. Auch das Land ist fruchtbarer als sonstige Striche Armeniens; schwarze Acker-Erde bedeckt selbst noch die unteren Stufen der die Plateaux begrenzenden Berge und Kettenzüge, und das Klima zählt, trotz seiner continentalen Extreme, dennoch zu den gemäßigteren der armenischen Hochzonen. Dem Sommer, der Temperatur-Maxima von 35 bis 40 Grad C. aufzuweisen pflegt, folgt ein verhältnißmäßig längerer Herbst und erst Mitte November fällt Schnee, der im Verlaufe

[1] S. „Einleitende Bemerkungen".

des Winters dann allerdings ausgiebig genug, bei Temperatur-Minima von 20 Grad C. unter Null, den Boden zu bedecken pflegt[1]. Aber es fehlen dem Karser Plateau die vielartigen endemischen Krankheiten, welche die, geographisch viel günstiger gelegenen Nachbargebiete heimzusuchen pflegen, und selbst die Epidemien streifen nur selten die einsame Hochlandsstadt. Gleichwohl ist das Land um Kars äußerst dünn bevölkert und es soll nach einem russischen Berichte auf einer Fläche von mehr als 5000 Quadrat-Werst keine 300 Dörfer geben, oder 16 Quadrat-Werst auf ein Dorf (circa 30,000 Einwohner, Kars inbegriffen, für das ganze Land). Aber selbst die wenig vorhandenen Dörfer sind für das Auge des Beobachters — wie schon oben erwähnt — nicht eigentlich sichtbar und nur die steinernen Stirnfronten der Erdlöcher treten an Terrain-Anschwellungen zu Tage. In diesen Troglodyten-Löchern hausen Menschen und Thiere in brüderlicher Gemeinschaft, und nur eine dünne Matte, oder ein defecter kurdischer Teppich, sowie eine kleine Erhöhung des Hüttenbodens trennt die ersteren von den letzteren[2]. Licht vermag nur durch die Thüre einzudringen, welche übrigens stark genug hergestellt ist, um auch den zeitweiigen Angriffen der kurdischen Räuber widerstehen zu können. Daß die einzelnen Vorstädte von Kars gleichfalls über eine bedeutende Zahl derartiger erbärmlicher Wohnstätten verfügen, geht aus verschiedenen Andeutungen von Reisenden und Berichterstattern hervor ...[3]

---

[1] Vgl. Hamilton, „Asia minor", I, 206.

[2] Ansichten bei W. Ouseley, Trav., III.

[3] Der leere Raum unter den „schwellenden Ottomanen" dieser Misthütten wird niemals gereinigt. Dort leben, lieben und gebären die Katzen; dort erblicken Milliarden Flöhe das Licht der Welt und finden die ewige Ruhe; dort träumen Billionen Wanzen des Lebens seligen Traum. Und Nachts marschiren sie auf, zahlreicher denn die Streiter Sanheribs, und peinigen ihren Erbfeind, den Menschen, bis zum Wahnsinn. Die Orientalen wissen sich täglich einige Minuten Ruhe zu verschaffen. Die Fladen, welche als Serviette und Brod dienen, werden in großen, in die Erde gegrabenen Töpfen bereitet; sobald sie gar sind, entkleiden sich alle Mitglieder ohne Unterschied des Alters und Geschlechts und schütteln ihre Kleidungsstücke über dem Topfe, so daß das betäubte Ungeziefer hineinfällt, knisternd verbrennt, um in Kohlenform in dem nächsttägigen Fladen gegessen zu werden (Brief in der „Allg. Zeitg.", 1877, Nr. 242).

In den letzten hundertfünfzig Jahren hat Kars fünf Belagerungen erlebt, darunter zwei mit siegreichem Ausgange, und zwar 1735 gegen Nadir Schah von Persien, der mit 100,000 Mann und einem erdrückenden Artillerie-Park vor der Festung erschienen war [1], und dann im Jahre 1807, als die russischen Streitkräfte gelegentlich des persischen Krieges einen Handstreich auf die Festung versuchten. Dafür ist sie in den drei folgenden Belagerungen unterlegen, und zwar 1828 nach kaum vier Tagen, 1855 nach einer regelrechten sechsmonatlichen Belagerung und neuestens durch Sturm und Handstreich zugleich, deren Details bereits in den „Einleitenden Bemerkungen" berührt wurden. Als die Russen unter Marschall Paskiewitsch-Eriwanski vor Kars erschienen, befand sich dasselbe in nahezu gleichem Zustande, wie hundert Jahre vorher unter Nadir Schah. Von Außenwerken gab es auch nicht eine Spur, und so mußte es den Angreifern ein Leichtes sein, sich in unmittelbarer Nähe des Platzes, auf dem dominirenden linken Ufer des Karsflusses, der Citadelle gegenüber festzusetzen (zwischen dem heutigen Werke Veli-Pascha-Tabia und der Vorstadt Temur-Pascha) und den eigentlichen Hauptangriff von Süden her kräftigst zu unterstützen. Die Angreifer hatten sich ehestens in der, hart an die Festung im Süden anschließende Vorstadt Orta-Kapu festgesetzt, sodann Bresche in die alte Wallmauer gelegt und in der Festung selbst eingenistet. Auf die Citadelle beschränkt, willigte der Kommandant äußerst vorschnell in die russischerseits von ihm verlangte Kapitulation ein, die auch am 23. Juni, also nur acht Tage nach Ueberschreitung des Arpatschai erfolgte, in dem Augenblicke, als das Entsatzheer des Kiossa Mehemet Pascha in der Ebene von Kars in Sicht kam. Die ganze Garnison, bei 10,000 Mann, nebst 150 Stück schweren Geschützes fielen in die Hände des Siegers [2].

Im Jahre 1855 spielten sich die Ereignisse schon wesentlich anders ab, ja sie besitzen eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des letzten Krieges. Der Cernirung und Belagerung von Kars ging damals die mörderische Schlacht von Kurukdara voran, die sich

---

[1] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. o. Reiches", VIII, 56.

[2] O. R. Chesney, „Die russisch-türkischen Feldzüge 1828—1829", 147. (Uebers.)

so ziemlich auf derselben Stelle abspielte, wie die letzten Kämpfe zwischen Kars und dem Arpatschai. General Bebutoff hatte kurz vorher ein starkes Detachement gegen Bajazid detachirt, um diesen Platz in seine Hände zu bekommen, was auch ehestens gelang, und nun dirigirte er dasselbe, gleichsam im Rücken Zariffi Paschas, gegen die Aladscha-Höhen, um den Türken den Rückzug nach Kars zu verlegen. Der türkische Armee-Commandant bekam von diesem Manöver rechtzeitig Wind und beschloß den sofortigen Angriff gegen Bebutoffs schwaches Armeecorps, doch verstrichen, in Folge kindischer Bedenken von Seite Zariffis, dennoch drei Tage und als er dann die Russen attakirte, fand er dieselben vollkommen bereit und an günstigen Stellungen postirt. Am 6. August 1854 ward die türkische Armee vor Kars, in deren Oberleitung dieselbe Zerfahrenheit, wie neuestens unter Mukhtar Pascha, geherrscht zu haben scheint, geschlagen, total zersprengt und sogleich nach Kars hineingeworfen. Aber erst neun Monate später (!), im Juni 1855, schritten die Russen zu einer regelrechten Belagerung, während welcher sich die Garnison, unter Commando des englischen General Williams, ein volles halbes Jahr hielt, um schließlich, wie es hieß, durch Hunger getrieben, die Thore des Bollwerkes dem General Murawieff zu öffnen. Die Belagerer waren hiebei 30,000 Mann stark[1].

Nimmt man von Kars die Wegrichtung gegen Alexandrapol[2], so haben wir die Basaltterrassen des Aladscha-Gebirges zu kreuzen,

---

[1] A. Sandwith, „A Narrative of the siege of Kars", a. a. O.

[2] Alexandrapols Lage auf breitrückiger Bergplatte ist eine dominirende; der Platz war wie geschaffen zur Anlage eines großen Grenz-Waffenplatzes. Seine Herstellung hat den Russen aber auch Geld genug gekostet. Es ist übrigens nicht die Stadt selbst, welche befestigt ist, sondern der an ihr vorüberziehende Grenzstrich, welcher namentlich gegen Nordwesten mit mehreren permanenten Werken versehen ist, abgesehen von den fortificirten Lagerplätzen und den großen Magazinen. Der centrale Kern dieser Fortificationen, in deren Nähe bald eine kleine Stadt entstand, die mit dem früheren Reste Gümri zu einer einzigen verschmolz, erhielt von Kaiser Nicolaus zu Ehren seiner Gemahlin den Namen Alexandrapol (nicht Alexandropol, wie man vielfach liest). Der Arpatschai fließt bei der Festung durch üppig grüne Wiesen und Matten und erst einen Kilometer weiter östlich steigen die Ufer zum dominirenden Plateau empor, auf dem die Befestigungen errichtet sind.

welche südostwärts in eine ganz baumlose, wellige gegen Osten mälig ansteigende Ebene übergehen. Bei Hadschi-Weli-Köi, wo die Ruinen eines alten Castells sich zwischen Reihen von Basaltsäulen erheben, gewinnt das Land gegen den Arpatschai zu einen mehr freundlichen, belebten Charakter. Hier bietet sich von dieser Seite dem Kommenden zum erstenmale der Fernblick auf den gewaltigen Schneewipfel des Ararat, der sich scheinbar ganz isolirt mehrere tausend Fuß über alle anderen Gipfel erhebt, die auf allen Seiten meist mit vulkanischen Kegelformen emporstarren. Um Alexandrapol selbst streichen nur niedere Bergrücken, das Land hat, wie der gegenüberliegende Strich Armeniens, ausgesprochenen Plateaucharakter. Im Osten steigt mit gigantischen Formen der Kegelberg Alagiös (bei 13,000 Fuß), welcher ostwärts das Gebiet von Schuragel abgrenzt, empor.

Das wichtigste Object an dem Unterlaufe des Arpatschai ist Ani.

In einem älteren Buche[1] liest man phantastische Beschreibungen dieser Ruinenstadt. Tempelbauten mit grandiosen Colonnaden, kühngewölbten Kuppeln und monumentalen Treppen; dann weitläufige Paläste mit natürlichem Mauermosaik aus gelben, schwarzen und rothen Steinen, Thürmen, welche die Dächergiebel überragen und dunkle Thorwarten, auf hohen überhängenden Klippen aufgeführt und in dem vorbeitobenden Flusse sich spiegelnd: Alles wie durch Zauberspruch entstanden auf völlig isolirtem Felsschemel in einem stillen Winkel Armeniens. Das Wunderbare an dieser Ruinenstadt, welche zwar einer Reihe schwerer Schläge erlegen ist, der Hauptsache nach aber durch eines jener furchtbaren Erdbeben zerstört wurde, die noch heute den Araratbezirk heimsuchen, ist, daß ihr Totalanblick auch in ihren jetzigen Fragmenten noch vor dem Beschauer das Bild einer, im Zauberbanne liegenden Stadt erstehen läßt . . . Bei unserer Annäherung von Nordosten her vermag man schon von Weitem das Rauschen des Arpatschai zu vernehmen, indeß sein Gewässer dem Auge, selbst noch in nächster Nähe völlig verborgen bleibt, denn tief liegt das Rinnsal zwischen kantigen Basaltufern und geradlinigen Stufen gelblichten Sandsteins, auf denen Lava-

[1] J. Morier, „Ayesha or the maid of Kars“.

blöcke auflagern. Das erste, was der Wanderer erblickt, ist die emporbräuende Stadtumwallung, welche über die tiefe Kluft des Arpatschai ins Land lugt. Dort erheben sich, noch in ihren Ruinen imposante Thorthürme[1], von deren Zinnen einst der Ausblick über die Culturflächen der westlichen Alagiös-Abdachungen wohl noch ein lohnender gewesen sein mochte, bis die mongolischen Horden das Land mit Feuer und Schwert verwüsteten und der rohe Tschamar-Khan in die bagratidischen Paläste drang, um in ihnen ein grausiges Blutbad anzurichten. Von jenen Palästen erhebt sich einer, noch allenthalben in seinen hauptsächlichsten Constructionsgliedern erhalten, ganz im Westen der Stadt, auf dominirender Felskante, die in einen natürlichen Felsgraben abtaucht[2]. Anis Ruinen erheben sich nämlich auf einer felsigen Halbinsel, mit der Längenachse nach Nord-Süd, im Osten durch den Arpatschai, im Westen durch ein trockenes Felsenthal begrenzt. Nur im Norden war die Stadt von Natur aus ungeschützt (wie Constantinopel im Westen) und dort hatte man eine gewaltige doppelte Wallmauer mit flankirenden Rundthürmen gezogen, um sich eines jeden Landangriffes zu erwehren.

Wie Ani's Ruinen sich heute dem Beobachter darbieten, so waren sie es schon vor fünf Jahrhunderten. Sie gleichen mehr einer verlassenen, denn einer vollständig zerstörten Stadt, und während ringsum auf dem öden Plateau die Bewohner in elenden Erdlöchern hausen, ist anderseits der Anblick der einstigen armenischen Prachtbauten auch heute noch geeignet, Bewunderung für ein Geschlecht hervorzurufen, das nicht nur vom Zauber der ältesten menschlichen Traditionen umwoben ist, sondern auch sonst im Verlaufe der Jahrhunderte einen Wall gegen asiatische Barbarei

[1] Als Hamilton (1836) die Ruinen untersuchte, war das westliche der beiden Thore durch herabgestürzte Steinmassen derart verrammelt, daß es nicht passirt werden konnte. Mit Durchschreitung des Ostthores passirte man gleichzeitig die Doppelmauer der Umwallung, von denen an der inneren zahlreiche armenische Inscriptionen angebracht waren. Ein Franzose (Boré) will diese während eines siebentägigen Aufenthaltes zwar entziffert und der Academie des Inscriptions übersendet haben, doch sind dieselben in Verlust gerathen. Die Wahrheit dieser Thatsache wurde im Uebrigen von Gelehrten vielfach bezweifelt.

[2] W. Hamilton, „Account of the ruins of the City of Ani", a. a. O.

bildete. Man wandelt heute noch in Ani in förmlichen Gassen, stößt hier auf die grandiose Façade eines Palastes, buntscheckig aus schwarzen, rothen und gelben Quadern aufgeführt, dort auf das klaffende Portal eines Domes, durch dessen zusammengestürzte Kuppel das Tageslicht hereinlugt. Aber auch vollständig erhaltene Kuppelbauten gibt es, und sie dienten bisher den kurdischen Hirten und ihren Heerden zum Schlupfwinkel, wenn die Sonne des armenischen Sommers die Hochsteppen ungastlich machte[1]. Selbst der Thorweg im östlichen Walle existirt noch, aber bisher sind durch denselben nicht viele Forscher eingezogen, um etwa aus der lapidaren Geschwätzigkeit der Armenier, welche sich, wie bei den Assyriern durch zahlreiche Mauer-Inscriptionen kundgibt, manches historische Geheimniß, das noch ein dichter Schleier umgibt, zu erforschen ... Ani war unter der Reihe armenischer Königsresidenzen, die sich allesammt auf dem beschränkten Territorium zwischen dem Unterlaufe des Arpatschai und des benachbarten Flusses erheben, die letzte. Zur Zeit des Bagratidenkönigs Aschad I. war an ihrer Stelle nur eine Art Castell, behufs Aufbewahrung der Kronschätze[2] und ihrer Sicherung gegen die Araber, welche bekanntlich gegen Ende des achten Jahrhunderts bis tief nach Armenien eingedrungen waren. Ein Aschad, der dritte seines Namens, war es auch, der hieher definitiv seine Residenz verlegte und der Stadt jene Ausdehnung verlieh, wie sie heute noch in ihren Ruinen zu verfolgen ist. Sie blieb es bis um die Mitte des elften Jahrhunderts, wo der

---

[1] Das Ueberraschendste ist die große christliche Kirche, die man wohl zum Unterschiede von den andern derartigen Bauten, die Patriarchalkirche oder den großen Dom nennen könnte. Sie liegt fast im Süd des Thorweges in Gestalt eines lateinischen Kreuzes und war noch vor einiger Zeit gut erhalten. Das Dach ist zugespitzt, mit großen Steinplatten gedeckt, von Bogen getragen, die noch allenthalben erhalten dastehen. Von den zwanzig größeren Bauwerken im Inneren verdienen auch zwei prächtige octogonale Thürme hervorgehoben zu werden, an deren einen eine Moschee, die gleichfalls in Trümmern liegt, angebaut wurde. Das Innere der erwähnten Kirche besteht aus einem Hauptschiffe und zwei Nebenflügeln. Der Styl hat altsaracenischen Charakter, mit Anklängen an byzantinische Formen. Die runden Gewölbbogen erheben sich auf schlanken Pfeilern. (Ritter, a. a. O. X.)

[2] St. Martin, „Mém. s. l'Arm.", I, a. a. O.

anderer armenischer Chronist — Vakstang — stets von Turaniern, wenn er der Mamigonier gedenkt . . . Waren nun diese auch Turanier im ethnologischen Sinne, nämlich Zugehörige zu jener anderen großen Völkergruppe, welche man im Gegensatze zu den Iraniern so benannte, und die man heute mit dem Collectiv der ural-altaischen Völker belegt? Wir haben Gründe dies entschieden zu bezweifeln. Aus den Schilderungen alter Chronisten geht überzeugend genug hervor, daß die Mamigonier ein den Persern und Armeniern verwandtes, somit arisches Volk waren, und wir vermögen dies um so weniger zu bezweifeln, als arische Elemente sich auch heute noch allenthalben unter den turkistanischen Völkerschaften zerstreut vorfinden[1] . . . In welchem Grade sich die Mamigonier in ihrer neuen Heimat späterhin vermehrt hatten,

[1] Es sind die sogenannten „Tadschiks" (vgl. H. Vámbéry, „Die Iranier Turkestans", Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient, II, 7). Im Jahre 1857 hatten die Brüder Schlagintweit, unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus Central-Asien, ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Bewohner Ost-Turkestans tartarisirte Arier seien. Es wären also nicht nur, wie unzweifelhaft, die heute persisch redenden Tadschiks, sondern auch die dermalen türkisch sprechenden Stämme Ost-Turkestans arischen Ursprungs. Mit andern Worten, die Urbevölkerung wäre die arische und nicht die türkische (turanische) gewesen. Diese Meinung hat auch durch die Beobachtungen Robert Schaws an hoher Wahrscheinlichkeit gewonnen. Die meisten Tadschiks trifft man unter den Kaufleuten (also wie zur Zeit der Mamigonier); sie stammen aus Andischan, oder sind Emigranten aus Badaghschan, Afghanistan und andern benachbarten Ländern. (F. v. Hellwald, „Central-Asien", 190.) — Gleiches behauptet J. Kruger („Geschichte der Assyrier und Iranier", 188 u. ff.). Nach ihm war der herrschende Stamm in Turan zur Zeit des großen Bruderkampfes entschieden arischer Herkunft. Der Name „Turan" will hiebei nichts bedeuten, denn nach dem persischen Königsbuche des Firdusi erhielt das Land jenseit der Grenzen Irans erst jenen Namen von Feriduns zweitem Sohne Tur. Später gab es zwischen den Turaniern und Iraniern stets furchtbare Rachekriege, welche der Begründer des zweiten assyrischen Weltreiches Minotscher (Chala, Ninos) im 13. Jahrhunderte v. Chr. inaugurirt hatte. Er schlug hiebei denselben Weg ein, den Alexander d. Gr. tausend Jahre später benützte, um Darius in seinem letzten Verstecke aufzusuchen. Unter den Mauern von Balkh kam es zu jener großen Entscheidungsschlacht, durch welche den Iraniern die Weltherrschaft zufiel und Turan nur eine Provinz des assyrischen Weltreiches ward. Tur war im Kampfe gefallen und sein Sohn Dewschin leistete als Vasall dem Minotscher den Eid der Treue.

ist nicht genau bekannt, doch scheinen sie etwa um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. immerhin zahlreich genug gewesen zu sein, denn als zu dieser Zeit der armenische König Tiridates II. durch den Beistand der Römer den Thron seiner Väter den Sassaniden wieder abnahm, schlug sich Mamkon auf die Seite des Königs, wofür er als erblichen Sitz für sich und seine Anhänger dasselbe Daron erhielt, in welchem sich bekanntlich die Enkel Haiks und später die Nachkommen Sarezers und Schambads (die ersten Ardzrunier und Bagratiden) niedergelassen hatten[1]. Später thaten sich die Mamigonier stets mehr durch Treue, Tapferkeit und andere Tugenden hervor, wodurch sie zu einer festen Stütze des immerdar bedrohten armenischen Reiches wurden. Die letzte Erwähnung von ihnen geschieht im neunten Jahrhundert und zwar in byzantinischen Chroniken. Bemerkenswerth ist, daß der bekannte moderne Geograph der Armenier, Indschidschean, in dem Kurdenstamme Manekzier die letzten Reste der Mamigonier erblicken will[2], wodurch dieser arische Stamm wieder nur in einem anderen arischen Stamm aufgegangen wäre . . .

In der älteren Völker-Bewegung Armeniens sollen auch die Bulgaren eine Rolle gespielt haben. Die Annahme ist ziemlich veraltet; gleichwohl bekennt sich noch der Gelehrte Carl Ritter[3] zu ihr, indem er in dem Namen Wunt (Went), den der Führer der angeblichen Bulgaren geführt haben soll, einen Anklang an Wenden (Winden) findet und darin einen Beleg für die „slavische" Einwanderung in Armenien erblickt. Das klingt freilich wunderlich genug vom Standpunkte der modernen Forschung, die in den Bulgaren bei ihrem ersten historischen Auftreten bekanntlich nichts weniger als Slaven, sondern einen finnisch-ugrischen Stamm erkennt. Da die Skythen bekanntlich wiederholt über den Kaukasus gestiegen sind und den vorder-asiatischen Herrschern verschiedener Epochen zu schaffen machten, so dürfte es sich wohl um solche Elemente in Bezug auf Armenien handeln; von einem Einflusse derselben auf die ethnische Entwickelung der Armenier kann aber unter solchen Umständen selbstverständlich keine Rede

---

[1] Bei Mos. v. Chor., a. a. O.
[2] Indschidschean, „Armenische Antiquitäten".
[3] Ritter, „Erdkunde", X, 589.

sein[1] ... Die spätere Völkerbewegung zur Zeit der Seldschuken, Mongolen, Osmanen und Tartaren dürfte kaum wesentlich die armenische Population durchsetzt haben, wenngleich die Eigenthümlichkeit derselben, Fremdes sich zu assimiliren und die eigene Individualität ausländischen Einflüssen gegenüber wenig zu wahren, in Bezug auf das Osmanenthum nicht ohne Consequenzen geblieben sein dürfte. Dies alterirt aber selbstverständlich nicht im Geringsten die Thatsache, daß die Armenier arischen Stammes sind und in den ersten Stadien ihrer ethnischen Entwickelung stets nur mit ihnen verwandten Stämmen Blutmischungen erfuhren. Für die arische Abstammung der Armenier spricht überdies auch ihre Sprache[2].

---

[1] Viel beachtenswerther erscheint der, freilich in eine viel spätere Zeit fallende Verkehr (die ersten Bulgaren-Einwanderungen sollen unter Arsaces I., also vor Ablauf des zweiten Jahrhunderts v. Chr. stattgefunden haben) der Wolga-Bulgaren mit den Bagdader Khalifen. Es war ein langjähriger, geistig-religiöser Verkehr, doch keine Begegnung der Massen. Daß dieser Verkehr über Armenien ging, liegt in der geographischen Situation. Ein Sohn des Königs Almus wallfahrtete sogar über Bagdad nach Mekka, und die ganze Cultur des Bulgarenreiches an der Wolga nahm einen orientalischen Charakter an, wie auch ein Geschichtsschreiber in demselben auftauchte, der in arabischer Sprache eine Geschichte der Bulgaren geschrieben hatte, die leider verloren ging. (R. Rösler, „Romänische Studien", 245 u. ff.) Bei Annahme eines zeitweiligen Einströmens skythischer Elemente in Armenien ist es überdies fraglich, ob es wirkliche Bulgaren, oder chazarische Tulas und Lugar, oder Burdas, die Ibn Dasta (Rösler, ebenda, 359) als die, nördlich des Kaukasus wohnenden Völker angibt, waren, die mit den Armeniern in Berührung kamen.

[2] Ueber die armenische Sprache existirt eine kleine aber um so gediegenere und werthvolle Literatur. Die bedeutendsten Arbeiten hierin sind: Petermann, „grammatica linguae armeniacae", Patkanoff, „Recherches s. l. format. d. l. langue arménienne", Bötticher, „Vergleichung der armenischen Consonanten mit denen des Sanskrit", dann Abhandlungen von Lagarde, F. Müller, F. Windischmann, Schröder u. A. Die armenische Sprache besteht (P. de Lagarde, „Armenische Studien", 208) aus drei Bestandtheilen, dem Haikanischen, dem Arsacidischen (Pahlâwi) und dem Sassanidischen. Die letzteren zwei sind selbstverständlich iranischen Charakters, aber auch das Haikanische gehört der Sprachenfamilie an, deren ältester Vertreter das Zend ist. Entschieden iranisch in seine Lautlehre, hängt es in seinem Wörterbuche mit den Dialekten Griechenlands und dem Slavischen zusammen. Festzustellen, wie weit dies auch in der Grammatik stattfindet, muß weiterer Untersuchung vorbehalten bleiben.

Zunächst bewegen sich alle alt-armenischen Sagen im gleichen Rahmen, wie die Helden des persischen Königsbuches, wodurch die geistige Verwandtschaft der Armenier mit den Iraniern als thatsächlich hingestellt erscheint[1]. Der grammatikalische Bau der „classischen" armenischen Sprache, oder des Haikanischen, wohl zu unterscheiden von dem sogenannten Vulgär-Armenischen, welches die heutigen Bewohner Armeniens sprechen und das mit zahlreichen türkischen und neu-persischen Worten untermischt in zwei Haupt-Dialekte, dem westlichen und östlichen, zerfällt[2], ist derselbe, welcher den alten arischen (indo-germanischen) Sprachen eigen ist. Namentlich die einsilbigen Wortwurzeln deuten darauf hin, daß der Semitismus das Haikanische niemals ummodelte, trotz des langjährigen Verkehrs der Armenier mit den Assyriern und den eingewanderten colonisirten Hebräern. Da das Haikanische überdies als eine Art todte Sprache zu betrachten ist, da mit dem Ende der classischen Literatur (um die Mitte des XIV. Jahrhunderts) das Rein-Armenische nur mehr in den Klöstern seine Pflege fand, so war den Sprachforschern, an der Hand der Ueberlieferungen und Mittheilungen der gelehrten Mechitaristen, die beste Gelegenheit gegeben, den arischen Ursprung des Armenischen endgiltig zu beweisen, trotz einiger Widersacher, die, wunderlich genug, aus manchen tartarischen Elementen derselben, wobei sie sich aber nur an das Neu-Armenische hielten, eine Verwandtschaft mit dem Türkisch-Tartarischen herausfinden wollten. Bekanntlich verfügt auch das Neu-Persische über einen ganz annehmbaren Wortschatz aus dem Türkischen und Arabischen, es würde aber hiebei gleichwohl Niemandem einfallen, die persische Sprache anderswohin zu rangiren, als unter die arischen Sprachen, unter die sie, wie männiglich bekannt, gehört. Im Haikanischen finden sich aber überdies alle jene Worte vor, statt deren heute türkische im Gange sind, ein Beweis mehr, daß die betreffenden

---

[1] Neumann, „Versuch einer arm. Literatur", a. a. O.

[2] Von diesen beiden Dialekten ist jener, welcher im Osten Armeniens, im Gebiete von Eriwan gesprochen wird, der weitaus reinere; der andere (im Westen) aber voll fremder, namentlich türkischer Wörter. Am reinsten soll indeß das alte Haikische von den armenischen Colonisten in Astrachan gesprochen werden. Die Sprache der armenischen Bewohner am unteren Araxes aber soll ein vollkommenes Kauderwälsch sein.

Einwendungen vollends bedeutungslos sind. Auch hat man sich daran gehalten, daß im Van-Lande armenische Texte in Keil-Inschriften entdeckt wurden. An dieser Thatsache ist nichts zu bemäkeln, doch darf nicht vergessen werden, daß erst Mesrop (im 5. Jahrhundert) ein eigenes armenisches Alphabet construirte und bis dahin die Alphabete anderer Nachbarvölker, der Assyrier und Perser, ja selbst jenes der Griechen, in Uebung waren ...

Ehe wir das Ararat-Gebiet verlassen, haben wir noch einer Localität zu gedenken, die uns urplötzlich aus der classischen Vorepoche Armeniens in die christlich-mittelalterliche und moderne versetzt. Es ist dies der Patriarchensitz zu Etschmiadsin. Vom oberen Stadttheile Eriwans erblickt man genau im Westen, in einer Entfernung von etwa vier Meilen, drei eigenthümlich geformte Kirchenbauten, welche aus der schimmernden Araxes-Ebene emportauchen. Die Silhouetten dieser drei riesigen Marksteine auf dem geradlinigen Karawanenwege nach Sardarabad und weiter nach Alexandrapol gleichen, namentlich bei der nicht unbedeutenden Entfernung, eher egyptischen Pyramiden, als christlichen Tempeln, die sie thatsächlich vorstellen. An Ort und Stelle angelangt, ändert sich freilich das Bild, sobald man der hohen, im Quadrat gezogenen Umfassungsmauern des einen dieser Tempel, dann der Annexe und Zubauten ansichtig wird und schließlich den Blick die, aus wunderlichen Styl-Motiven zusammengesetzte Tempel-Façade hinan bis zur altehrwürdigen Kuppel schweifen läßt ... Es ist der Patriarchendom von Etschmiadsin, der religiös-politische Mittelpunkt Armeniens. Schon mit seiner Gründung fallen Ereignisse zusammen, die im unmittelbaren Contacte mit den großen Bewegungen zur Zeit der Partherherrschaft und ihrer Gegner, der Sassaniden, stehen. Von weit höherem Zauber ist der Ort freilich noch für den orthodoxen Armenier, in dessen Seele die Legende von der Erscheinung des „einigen Sohnes" nachschimmert, die einst der armenische Apostel und Bekehrer, Gregorios Illuminator, auf der Stelle des heutigen Tempels hatte. Die Kämpfe im Orient, welche der Mehrzahl nach doch nur Glaubenskämpfe oder Racenkriege, selten aber rein politische Fehden sind, haben ja mit der Zeit bei den meisten östlichen Völkern ihr politisches Bewußtsein in dem weit mächtigeren religiösen aufgehen lassen, und so glänzen in den Annalen

Etschmiadsins vor Allem die religiösen und rein kirchlichen Traditionen.

Als Rußland in Folge des Friedens von Turkmantschai (1827) in den Besitz des Khanats Eriwan trat und so sich die Provinz Russisch-Armenien schuf, war es ihm vielleicht ebensosehr um den Besitz des im Uebrigen nicht absonderlich großen Landstriches zu thun, als um den Patriarchensitz Etschmiadsin, dem eigentlichen geistigen Machtcentrum Groß-Armeniens. Unmittelbar nach dem Concile vor Khalkedon (dem heutigen Kadiköi bei Constantinopel), durch welches in der armenischen Kirche das bekannte Schisma platzgriff, erwählen die papistischen Armenier das ferne Sis bei Tarsus (in Cilicien) zu ihrem Patriarchensitze, indeß der gregorianische Katholikus, einfach nur auf die Sublimität des Ortes „Etschmiadsin“ (i. e.: Descensus) sich stützend, seine Herrschaft hier zu begründen strebte[1]. Rußland rechnete demnach hier nicht blos auf das Alter einer mächtig eingewurzelten Tradition, sondern auch, und das vielleicht in weit höherem Grade, auf die ungeschwächte Anziehungskraft, die der Patriarchensitz unter allen Umständen auf die Gläubigen in den türkischen Gebieten ausüben mußte. Etschmiadsin ist und war ja immer ein religiöser Mittelpunkt, ein Hort des Glaubens (wie das päpstliche Rom), das Heim asketischen Mönchthums und stumpfsinniger Abgötterei, das Wanderziel zahlloser Ekstatiker durch alle Jahrhunderte[2]. Auf die ursprüngliche Bedrückung von Seite andersgläubiger Beherrscher folgte eine Periode des Glanzes. Der Patriarch residirte in seinem ummauerten Kloster, wie jeder andere morgenländische Autokrat, mitunter nicht ohne despotische Härte, immer aber mit

[1] Hermann, „Das russische Armenien“, 18 u. ff.

[2] Die Verhältnisse waren hier gleichwohl noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wenig erfreuliche. Die regierenden Patriarchen waren voll Neid, falschem Ehrgeiz und Habsucht und mischten sich mit ihren Episkopen allenthalben in die weltlichen Händel des benachbarten türkischen und des eigenen, damals noch persischen Reiches. Auch blieb der Einfluß derselben auf die armenischen Bewohner, die in Armuth und Unwissenheit verkommen waren, ein vollends unbedeutender. Für die Rohheit der damaligen Sitten spricht überdies der Umstand, daß man Gäste nicht besser, als durch kirchlich eingeweihte Stiergefechte zu ehren wußte. (Vgl. Tavernier, Six Voy. etc., und Chardin, Voy. en Perse, bei Ritter, Erdk. X, 517.)

dem Bewußtsein und der Macht eines unfehlbaren Ausübers göttlichen Rechtes und göttlichen Willens. In jener Zeit, die noch in die letzten abgelaufenen Jahrzehnte fällt, hatte ein Besuch des armenischen Kirchenhauptes stets das Gepräge einer officiellen Audienz, wobei jener, auf seinem schimmernden Throne sitzend, von zahllosen assistirenden Episkopen und Mönchen, die vor ihm das Kniee beugten, umgeben war[1].

An Etschmiadsin und St. Gregorios, der in hohem Greisenalter in Erzingian (westwärts von Erzerum in Hoch-Armenien) starb und dortselbst auch sein Grab gefunden hatte (in einer der natürlichen Katakomben des Sepuh-Berges), knüpfte sich eine der bewegtesten Epochen der Geschichte Armeniens. Als die Parthermacht in Vorder-Asien gebrochen war und eine neue Dynastie sich des persischen Thrones bemächtigt hatte, tauchte in Armenien plötzlich ein thatendurstiger Arsaciden-Sprößling, Prinz Khosrew, auf, der sofort gegen den Stifter der neuen Sassaniden-Dynastie, Ardeschir-Babakhan, ins Feld rückte. Es war das letzte Aufflackern der alt-armenischen Unabhängigkeit. Leider ward der Untergang des Arsaciden-Hauses durch einen ganz gewöhnlichen Meuchelmord sehr unrühmlich herbeigeführt, denn Anag, ein anderer Arsacidenprinz und Schützling Ardeschirs, trat als Parteigänger für die Sassaniden auf und half mit diesen das frühere Königshaus ausrotten, ohne zu bedenken, daß er in seinem eigenen Fleisch und Blute wühlte[2]. Aus diesem allgemeinen Blutbade vermochten die armenischen Parteigänger nur die beiden Kinder Khosrews, Tiridat und seine Schwester Khosrewi-Tukht (wörtlich: Khosrews Tochter) zu retten, welche so rasch wie möglich nach Rom gebracht wurden. Dreißig Jahre währte der Aufenthalt Tiridats in der Weltstadt am Tiber, dann kehrte er, wie schon oben berichtet wurde, nicht unerheblich von Seite der Römer unterstützt, in seine Heimat zurück, um die Sassaniden zu vertreiben und den Thron seiner Väter wieder in Besitz zu nehmen.

Erst von Dertad-Medz (das ist Tiridates II.) werden größere Thaten gemeldet und in der armenischen Geschichte wird seiner

[1] Macintosh bei K. Koch, „Die kaukas. Länder", 274.
[2] St. Martin, „Mém. s. l'Arm.", I, a. a. O.

immer nur rühmlichst Erwähnung gethan[1]. Er brach zunächst die Fremdherrschaft im südlichen Armenien, indem er die dort regierenden Statthalter zu einer gemeinsamen Action gegen den Sassaniden-König Schahpur II. gewann. Später brachte er, nach einem Besuche in Rom, römische Hilfstruppen, mittels derer er bald ganz Armenien an sich riß, die Einfälle der Kaukasus-Völker zurückwies und schließlich selbst in persisches Gebiet einbrach. So waren die Thaten dieses Königs, der an der Schwelle des heidnischen und christlichen Armeniens stand, ohne Zweifel sehr bedeutende. Einer der interessantesten Zwischenfälle spielte sich aber gegen Schluß der Regierungszeit Tiridates II. ab . . . Wir haben oben des Apostaten Anag gedacht, dessen Beihilfe Ardeschir so ziemlich alle Erfolge in Armenien zu verdanken hatte. Leider sollte dieser Arsacidenprinz der Früchte seines Verrathes nicht theilhaftig werden, denn er wurde nach gut altasiatischer Sitte unmittelbar nach Ausrottung der armenischen Dynastie gleichfalls mit seinem Anhange niedergemacht. Wie dort bei Khosrew, war es auch hier, daß ein Sohn dem Massacre entging. Er ward nach Cäsarea in Cappadocien gebracht und unter Christen auferzogen. Dieser Sprößling Anags war nun Niemand geringerer als — Gregorios, der nachmalige armenische Apostel und Bekehrer des Tiridates, dem größten heidnischen und ersten christlichen Könige der Armenier. So rasch und leicht sollte indeß dem Apostel die Aufgabe keineswegs gemacht werden, das scheint durch geschichtliche Belege erwiesen; die Legende hat freilich des Wunderlichen und Wunderbaren genug hinzugefügt, und noch heute zeigt man zu Khorwirab in der Araxes-Ebene einen trockenen Brunnen, in welchem Gregorios über 13 Jahre geschmachtet haben soll[2]. Tiridates, der durch seinen langen Aufenthalt in Rom und durch seine unausgesetzten Verbindungen mit dem Weltreiche ganz naturalisirter Römer geworden war, that es dem erlauchten Cäsaren auch im Punkte der Grausamkeiten gegen Andersgläubige, namentlich gegen Christen, in allen Stücken nach. Damals wüthete am Tiber eben der größte Christenfresser aller

[1] In seine Regierungszeit (259—314 n. Chr.) fällt das active Auftreten der oben erwähnten Mamigonier.

[2] Dubois, Voy. III, 481.

Zeiten, Diocletian, und um einem barbarischen Schicksale zu entgehen, flüchtete eine Jungfrau aus prinzlichem Geblüte, Hripsime, aus Latium nach Armenien, dem damaligen Horte der Christenheit[1]. Es galt dies selbstverständlich nur vom westlichen, von Tiridates' Herrschaft wenig fühlenden Theile des Landes (Klein-Armenien oder Sebasta — Siwas — und Cappadocien). Hripsime suchte aber unvorsichtiger Weise ihr Asyl in der heidnischen Stadt Vagharschabad, die sich auf derselben Stelle befand, auf der sich heute Etschmiadsin erhebt. Als sie eines Tages ihre Bekehrungsversuche auch auf den König erstreckte, wurde sie mit sammt ihren Gefährtinnen ergriffen und gesteinigt. Es war die letzte christenfeindliche That Tiridates'; kurz nach dem Martyrium der Römerin ließ er sich durch Gregorios, dem Sohne Anags, des verruchten Mörders von Tiridates Vater Khosrew, bekehren, und er empfing mit seinem ganzen Heere in Alaschgerd, dem heutigen Toprak-Kaleh, die Taufe[2]. Die erste Gründung Tiridates', der nun den lateinisirten Namen ablegte und den armenischen (Dertad-Medz) annahm, war die Kirche von Surp-Ohannes, dem heutigen Utsch-Kilissa zwischen Diadin und Karakilissa[3]. Diese Gründung fällt in das Jahr 306, also in dieselbe Zeit, wie jene Etschmiadsins, das Dertad damals freilich in ganz anderer Gestalt, als es sich heute dem Besucher darstellt, dem ersten Bischofe und Patriarchen von Armenien, Gregorios Illuminator, erbauen ließ und zum Sitze anwies.

Als Dertad sein ruhmreiches Leben abgeschlossen hatte, wurde die armenische Königsresidenz von Vagharschabad[4] nach Ani

---

[1] Mos. v. Chor.

[2] Mos. v. Chorene, III. Nach Strabo (XI) am Fuße des Berges Nebad, der von mancher Seite als mit dem Masius oder Ararat identisch angesehen wird. (Vgl. St. Martin, a. a. O.)

[3] Daß bald hierauf die Zerstörung sämmtlicher heidnischen Tempel, die einer verderbten Zoroasterlehre dienten, im großartigsten Style in Angriff genommen wurde, dafür dürfte Gregorios' Uebereifer allenthalben Sorge getragen haben. Es waren dies die Tempel des Aramadz (Ormudz), der Anahid (Artemis) und der Mihr; dann die der sarmatisch-nordischen Gottheiten Parsham und Nanu, welche in den armenischen Götterhimmel hereinragen, und schließlich die Cultusstätten des indischen Gottes Kesane.

[4] Angeblich schon um das Jahr 600 v. Chr. durch einen König Vardsche gegründet, hat sie gleichwohl erst unter Vagharsch oder Valar-

verlegt und der Sitz des Patriarchen hundert Jahre nach Gregors Tod von Etschmiadsin nach Towin[1] bei Artaxata (drei Meilen südöstlich von Eriwan), wo die altersgraue Silhouette noch heute von mäßig hohem Berghange in das fruchtbare Araxesthal hinabblickt. Hier verblieben die armenischen Patriarchen bis ins achte Jahrhundert hinein, wo die Epoche ihrer schwersten Bedrängniß hereinbrach und nahezu bis zum Ausgange des Mittelalters währte. Zur Zeit als der Seldschukide Alp-Arzlan dem armenischen Reiche ein Ende gemacht hatte, befand sich der Patriarchensitz wieder in Etschmiadsin, wo über den heiligen Stätten sich im Laufe der Zeit stets größere Zu- und Neubauten erhoben. Neben der Urkirche, die dem Nationalpatron geweiht ist, erhebt sich auf der Stätte der einstigen Arsaciden-Capitale die Kirche Hripsime, ein Denkmal an das Martyrium der römischen Christinnen, zu welchem Dertad, zur Sühne, selbst den Grundstein legte; die dritte heilige Stätte ist das Kloster Gaiane[2] . . . Umschimmert von einer schweren Menge hochgehaltener Traditionen, die ab und zu in legendaren Kundgebungen verdämmern und so den Reiz des Glaubenshortes nur noch erhöhen, bietet Etschmiadsin heute zwar nicht mehr das poetische Bild eines den Stürmen der Zeit und feindlichen Barbaren trotzenden Asyls, auch nicht das eines außergewöhnlichen Glanzes, wie noch vor wenigen Decennien, sondern es bildet vielmehr den religiös-politischen Central- und Krystallisationspunkt Armeniens. Daß demjenigen, der die Oberhoheitsrechte über Etschmiadsin ausübt, auch die kirchliche Suprematie und die politische Sympathie in ganz Armenien gesichert sei, hat Rußland weit rascher noch begriffen, als der kluge Schah Abbas, der den Mönchssitz bei Eriwan mit allen denkbaren Vorrechten ausstattete und sogar jeden seiner Verfolger, der sie künftighin schmälern wollte, mit Fluch bedrohte.

Wie der Tempel des heiligen Gregorios heute zu Etschmiadsin dasteht, läßt er kaum mehr sein Alter in architektonischer Hin-

saces, als erste Residenz der Arsaciden ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Sie blieb bis unter Arsaces III. (um 354 n. Chr.) Residenz der Könige aus diesem Hause, worauf sie der Zerstörungswuth des Sassaniden Schahpur II. zum Opfer fiel.

[1] St. Martin, a. a. O.

[2] Vgl. Parrot, „Reisen", I, 82 u. ff.

sicht erkennen. Nur der Grundplan erinnert an den griechischen Baustyl und hiemit ist auch der Fühlungspunkt mit dem Gründer, König Tiridates II., gefunden, der in seiner Baulust nur antike Formen, wie er sie in Rom und in Griechenland kennen gelernt hatte, zur Geltung kommen lassen wollte. Die Hauptmasse der Kirche ist übrigens vollkommen armenischen Styls, nebenbei mit Vorsprüngen, Hallen und Thürmen in unregelmäßiger Anordnung versehen; eine Art der Schmälerung des ursprünglichen Styltypus, die man auch an der Aja Sofia zu studiren, oder besser: zu beklagen Gelegenheit findet. Ueber der Herzmitte des gleicharmigen Kreuzes, das nach vier Weltrichtungen ebensoviele Schiffe bildet, ruht auf vier gewaltigen Pfeilern die uralte Kuppel. Unter dieser erhebt sich der Hauptaltar mit Alabastersäulen aus Tabris, wunderbar hervorleuchtend aus dem matthellen Raume, den die gewaltigen Porphyrwände einschließen[1]. In dem übermäßigen Detail aller äußeren und inneren architektonischen Ausschmückungen, Zuthaten und Ornamenten ist immerhin das typische Gepräge des armenischen Baustyles gewahrt, wenngleich dieselben aus den verschiedensten Epochen herrühren. Nur ein Denkmal, diesem Lande völlig fremden Baustyles, hat sich in spärlichen, immerhin aber noch genug interessanten Resten erhalten, der jonische Prachtpalast[2], den Tiridates für seine Schwester zu Kharnei (etwas über zwei Meilen südöstlich von Eriwan) erbauen hat lassen. Dort erheben sich die Trümmer des, durch eines der furchtbaren Erdbeben, welche früher häufig den Ararat-Bezirk heimsuchten, zerstörten Baues an den Steilhängen einer kleinen Schlucht, am Fuße des bei 12,000 Fuß hohen Ala-Dagh. Die Perser nennen die Ruine auch heute noch Takth Dertad („Thron des Dertad"), ein Beweis, wie mächtig auch bei den andersgläubigen Nachbarvölkern die alt-armenischen Geschehnisse nachgeklungen haben.

Um Etschmiadsin selbst breitet sich ein Theil jenes fruchtreichen Tafellandes, das der Araxes durchströmt. In dem altehrwürdigen Klostergarten stehen auch die unförmlichen Sarko-

[1] Ansicht bei Dubois, Voy. III, pl. VII—VIII, und bei Parrot, „Reisen", I, 87.

[2] Dubois, ebd.

phage zahlreicher Patriarchen, die in den Jahrhunderten der Bedrängniß von dieser östlichsten Warte des Christenthums aus, die Horden der asiatischen Eroberer vorüberstürmen sahen. Minder interessant sind die beiden anderen Tempel, Sancta Gaiane und Hripsime, von denen der erstere die leere Gruft der Märtyrin enthält. In dem nahen Dorfe Vagharschabad hat sich, wie man sieht, der Name der alten Capitale erhalten, aber der Ort ist heute durch nichts anderes berühmt, als durch den vorzüglichen Wein, der auf den südwärts gekehrten Gebirgsterrassen gedeiht. Dieser Theil Armeniens war eben immerdar, selbst unter der Herrschaft der Perser, die ja durch Hafiz das moslemische Gebot der Enthaltsamkeit einigermaßen zu umgehen gelernt hatten, ein hervorragendes Weinland, und die Armenier von Naschitschewan sind beispielsweise nicht wenig von der vermeintlichen Thatsache erbaut, daß sie in dieselbe Erde ihre Reben pflanzen, die schon dem Altvater Noah das köstliche Gewächs gedeihen ließ. Der gute Tropfen, die altersgrauen Kirchenbauten von Etschmiatsin und einige hundert alte Manuscripte in Mesrops hieroglyphenartiger Schrift, welche in der Klosterbibliothek gehütet werden, scheinen sonach das einzige Erbe zu sein, das Alt-Armenien dem lebenden Geschlechte hinterlassen hat.

II.

Hoch-Armenien.

Von Kars nach Erzerum. — Die armenische Capitale und ihre geschichtliche Vergangenheit. — Die Plastik Hoch-Armeniens. — Erzingian und der „heilige Berg". — Die ältere Literatur der Armenier.

Vom Castellberge der Festung Kars fällt der Blick mit der Ausschau gegen Süden vorerst auf das armenische Viertel. In den vorangegangenen Kriegen durch die russischen Sturmangriffe am meisten hergenommen, lag es seit Jahrzehnten nahezu vollständig in Ruinen und nur die Hauptrichtung des winkeligen Gassennetzes ist hin und wieder durch ein renovirtes, aus dunklen Basaltblöcken aufgeführtes Haus markirt. Ueber die baufällige Brücke und durch die elend gepflasterten, furchtbar engen Straßen ziehen noch immer die Karawanen westwärts nach Erzerum. Mit einem letzten Blick auf die kahlen nordwärts vorliegenden Höhen verläßt der Wanderer die einst so blühende Ebene, denn bald nimmt ihn das enge, vielfach gewundene Felsdefilé auf, welches der Fluß von Kars durch die quervorliegende Gebirgskette gerissen. Diese Felsenpforte wurde bisher noch immer von den Eroberern des Ostens zu ihrem weiteren Vordringen benützt; sie ist auch nur eine Stunde lang, und jenseits nimmt das sogenannte mittlere Karsbecken seine Ausdehnung. Von den nördlichen Vorhöhen ist der Blick da hinab immerhin lohnend, wenngleich die einstige Ueppigkeit und Wohlhabenheit[1] der Ebene

[1] Vgl. Ker Porter, Trav., II, 652 u. ff. (1819).

nur mehr wie eine Fabel klingt und das Auge mehr Ruinen wie Wohnstätten wahrnimmt. Das Charakteristische der armenischen Tafelländer, die Baumlosigkeit, wird im Uebrigen hier einigermaßen durch die grünen Matten paralysirt, die sich allenthalben die Lehnen hinanziehen, aber wo der Fels zu Tage tritt, ist er stets verwitterter Säulenbasalt, der hin und wieder den grasigen Boden durchsetzt, bis mit dem Vordringen in das Quellbecken des Kars-Flusses auch hier wieder die Großartigkeit der armenischen Gebirgsnatur in ihre Rechte tritt. Schon die vielen seitlichen Einblicke in die Schluchten, aus denen Nebenbäche in sprudelnden Cascaden dem Flusse zuströmen, ermangeln nicht einigen Reizes, bald aber geht es die Vorhöhen des Soghanly-Gebirges hinan, und zwischen den engen, immer gewaltiger himmelwärts strebenden Basaltwänden donnern die Echos des niedertosenden Bergwassers.

Das ist das eigentliche Defilé des Karsflusses den Soghanly hinan. Ab und zu dräuet ein altes Gemäuer, die Reste einer längst verfallenen Burg auf hoher Felsstirne, umrahmt von Pinienhainen[1], sonst ists stille in dieser Gebirgswildniß, wenn gerade keine kurdischen Wegelagerer an der Karawanenstraße liegen. Der vielhundertjährige Verkehr auf diesem Wege zwischen dem östlichen Armenien und den westlichen Eufratländern hat es nicht dazu gebracht, auch nur den blassen Schatten irgend eines Culturanlaufes zu schaffen, ja es muß nachgerade überraschen, daß die sinnlose türkische Wirthschaft[2] wenigstens diese Höhen nicht ganz ihres Baumschmuckes beraubt hat und das Auge sich an Pinienkronen und anderem Nadelholz zu laben vermag. So wird der Rundblick mit dem weiteren Anstieg auch begreiflicherweise von Schritt zu Schritt romantischer. Der gewundene Pfad hebt sich mehr und mehr aus der anfänglich tief eingeschnittenen Thalschlucht; ausgedehnte Hochmatten unterbrechen die Bestände und von dem breiten Rücken des Soghanly-Gebirges, der der Hauptsache nach in nördlicher Richtung verläuft, fällt der Blick in die Thalschluchten von Meschingert, an denen vorbei sich im weitläufigen Becken der Araxes windet. Auch auf dieser

[1] W. Ouseley, Trav., III.
[2] Vgl. W. Hamilton, „Asia minor“, I, a. a. O.

Seite sind die Schneeberge, welche auf allen Seiten das großartige Panorama umschließen, die Schlupfwinkel berüchtigter Kurdentribus, und ihre Thaten haben dem finsteren Basaltsockel, der in die enge Schlucht von Meschingert hinabblickt, den Namen „Blutberg" verschafft. Weit berüchtigter waren sie noch höher, am Wurzelstocke des Soghanly. Dort führt ein zweiter Paßweg längs der terrassenartig ansteigenden Randketten des Tschoruk-Systems, jede Terrasse mehr oder minder dicht bewaldet und scheinbar getragen von zutageliegenden gewaltigen Basaltsäulen, welche aus den aufstarrenden Felswänden hervorwachsen. Auf dieser Scheitelhöhe des Gebirges liegt Bardez, mitten in einem natürlichen Säulenwalde, ein Naturwunder, das zu sehen bisher nur einzelnen Forschungsreisenden vergönnt war [1]. Der Gebirgswall, welcher nordwärts vorliegt, überbietet selbst im Vergleiche zu den übrigen armenischen Hochlandschaften, Alles an ursprünglicher Wildheit und Großartigkeit. Es bedarf mehrerer Tagreisen, um ihn zu überschreiten und thalab des Bardez-Flusses in die Tschoruk-Landschaften bei Petrakretz zu gelangen. Der Weg aber, an dem wir festhalten wollen, führt südwärts über ausgebreitete Alpentriften, im Frühling geschmückt mit dem schönsten Blüthenflor, dann durch eine schroffe Schlucht in südwestlicher Richtung, an einer verfallenen Burg vorüber bis Chorassan, wo jener andere Weg über Meschingert und an dem „Blutberg" vorbei einmündet. Jene verfallene Burg — Kör-Oghlu-Kalessi — war einst der Sitz des berüchtigtsten aller kurdischen Räuber-Chefs, des Kör-Oghlus, des Rinaldini Armeniens, von dessen angeblichen Heldenthaten noch heute Jedermann zwischen Erzerum und Tabris zu berichten weiß. Das Merkwürdige hiebei ist, daß Kör-Oghlu nicht ohne dichterisches Talent war und all' die verschiedenen Rhapsodien eines verwegenen Räuberlebens ihn zum Verfasser haben [2].

Mit dem Eintritte in das Aras-Becken erhält die Landschaft bald wieder ihr früheres einförmiges Gepräge. Die ebenen Grasungen nehmen überhand in dem Maße, als die Bestände abnehmen und dies namentlich von dem Dorfe Köprüköj (Brückendorf) ab. Der Ort ist weniger seiner siebenbogigen Brücke halber,

---

[1] Ebd. I, 207 u. ff.

[2] Karl Koch, „Die kaukasischen Länder", Note S. 201.

welche hier den ziemlich breiten Araxes überspannt [1], erwähnenswerth, als vielmehr in Rücksicht seiner Lage an zwei sehr wichtigen Communicationen. Von hier führt nämlich der einzige practicable Weg über die Randketten des östlichen Eufratbeckens an Toprak-Kaleh vorüber nach Bajazid [2], und schon einmal haben sich hier die russischen Colonnen (1828), welche auf ihren concentrischen Angriffslinien ins Herz Armeniens, Erzerum, eindrangen, vereinigt, um die letzte Schranke desselben, das relativ nur 800 Fuß hohe Dewe-Bojun-Gebirge im Westen zu überschreiten.

Wir gelangen dahin, wenn wir die Wanderung thalaufwärts des Araxes verfolgen. Unmittelbar hinter Köprüköj taucht der Blick südwärts in die rasch ansteigende felsige Thalschlucht, in die der eigentliche Quellarm des Flusses niederbraust. Die riesigen Gipfel-Höhen des „Tausend-Seen-Gebirges", das noch kein Europäer erklommen, bergen seine Quellen. Nach dieser Richtung erblickt man auch einen schwach markirten Paßeinschnitt in der, nahezu 21 Meilen langen, ungegliederten Gebirgsmauer, die einzig mögliche Passage zwischen dem Araxes- und Van-Becken. Es soll dies jener Paß sein, den Xenophon und seine 10,000

---

[1] Tschöban-Köprü, d. i. die „Hirtenbrücke", auf den Karten.

[2] Toprak-Kaleh liegt etwa zwei Meilen des eigentlichen Weges, der sich westlich des größeren armenischen Dorfes Mulla-Suleiman in zwei Gebirgswege gabelt. Der südliche, identisch mit dem herkömmlichen, uralten Karawanenweg Erzerum-Bajazid-Tabris zieht über Daghar durch das wildromantische Felsenthor von Kara-Derbend, ein Defilé von gewaltigen Basaltwänden und Klippen gebildet, dann weiter über grasige Lehnen der südlichen Araxes-Thalseite nach Köprüköj, dem oben genannten Vereinigungspunkte mit der Karser Straße. Der zweite Paßweg setzt nur drei Stunden nördlich von Kara-Derbend über das Kösch-Gebirge und ist weitaus beschwerlicher. Auf seiner kahlen Scheitelhöhe, zu der man durch unwegsame Geröllschluchten gelangt, liegt noch bis Ende Juni der Schnee und selbst auf den jenseitigen Lehnen — saftige Weiden mit spärlicher Baum-Vegetation — beginnt erst im Juni das Frühjahr und knospen erst in diesem Monat die Weiden und Platanen, welche bei dem Dorfe Deli-Baba angetroffen werden. Im Allgemeinen sind beide Paßpassagen nur elende Saumwege, der südliche, durch das Felsenthor Kara-Derbend, aber immerhin für Lastthiere gangbar, nicht aber für Fuhrwerke und sei es auch der elendeste Karren. (Vgl. J. Brant, Journey etc., — dann auch bei Eli Smith, Miss. res.)

Griechen überschritten, wodurch sie, aus dem Kharduchenlande kommend, in jenes der Phasianen (heute Pasin, südlich vom Araxes) gelangten[1]. Hat man einmal dies Gebiet hinter sich, so geht es über grasige Ebenen weiter, an einzelnen armseligen Dörfern — einst armenisch, zuletzt kurdisch — zwischen Rosenhecken vorüber, bis die altersgraue Silhouette einer Fortification in Sicht gelangt. Es ist das Castell von Hassan-Kaleh, dem einstigen Schlüssel von Erzerum.

Außer Zwergweiden unterbricht kein Baum und kein Gesträuch die weiten grasigen Ebenen um die alte „Genuesen-Veste", als welche die Burg Hassans angesehen wird. Solcher Dschiniwiz-Khalessilar, Burgen der Genuesen, gibt es Hunderte an der Pontusküste, im Innern Anatoliens und Armeniens, wenngleich in Wirklichkeit nur die wenigsten von dem einstigen weitberühmten Handelsvolke Liguriens herrühren, aber die osmanische Tradition will es nun einmal so, trotz der innern schwachen Logik in der Annahme, daß die seefahrenden Genuesen im Innern Vorder-Asiens mauerumgürtete Colonialstätten besessen haben sollen[2]. Einst war Hassan-Kaleh der Sitz der Begler-Begs von Anatolien[3], ein Beweis, daß die Stadt, die heute vollends bedeutungslos ist, noch zur Zeit der Türkenherrschaft mindestens gleichen Rang mit Erzerum hatte. Das alte Castell liegt auf einem Sporn eines, vom Hauptzuge des Karatschli isolirten Gebirgsriegels 1600 Fuß hoch über der Ebene und der, von verfallenen Wallmauern umzogenen Stadt. Diese selbst stößt mit ihren beiden Enden an die Felsstirne, auf deren Höhe die Burg Hassans thront. Diese selbst bildet, im Norden von grünen Weidehöhen umgeben, ein Rechteck mit Seiten zu 150 und 50 Metern, doppelter Ummauerung und Thürmen, denen die kleine, amphitheatralisch gelegene Stadt, aus Stein oder Backstein erbaut, mit Holzbalkons, gegen Süden vorliegt. Die Feste wird mit ihren senkrechten Abstürzen durch hohe Bergrücken gedeckt, aber leider auch durch

[1] J. Renell, Illustrations of the hist. of the exped. of Cyrus etc., 213.

[2] Hamilton, der sich zwar nicht unmittelbar dagegen ausspricht, kann dennoch nicht umhin, andere, als Genuesen-Bauten geltende Denkmale für saracenische zu halten, wie zu Baiburt, Ispir u. a. O. (Vgl. dessen „Asia minor" I, 185.)

[3] J. Brant, Not., 341.

diese dominirt, wodurch ihre, die Stadt beherrschende Lage einigermaßen paralysirt wird ... Im russisch-türkischen Kriege 1828 bis 1829 hatten die Türken Hassan-Kaleh ganz unbesetzt gelassen, und so ging der Platz am 23. Juni 1829 ohne Schwertstreich in den Besitz der Russen über, die sich sogleich in diesem wichtigsten Punkte der Erzerum-Bajazider Straße festsetzten und Anstalten trafen, seine Widerstandskraft zu erhöhen [1]. Als später dann die Russen bei ihrem Abzuge aus Armenien die Befestigungen sprengten und zum großen Theile zerstörten, scheint man türkischerseits keine Anstalten mehr getroffen zu haben, sie wieder in einen besseren Zustand zu versetzen, denn allenthalben wurde Hassan-Kaleh von den jüngsten Reisenden nur seiner malerischen Verwahrlosung halber gepriesen, welche wohl den symmetrie- und ordnungsfeindlichen Touristen, keineswegs aber den Militär zu entzücken vermag. Die armenischen Bewohner des Pasin emigrirten nach den letzten Kriegen allenthalben auf russisches Gebiet, da sie, in Folge der zeitweiligen Occupation der Russen, die Revanche von Seite ihrer Bedrücker zu fürchten begannen, und und so wurde nahezu die Hälfte der Dörfer um Hassan-Kaleh derart entvölkert, daß seitdem nur Ruinen die weitläufige Ebene bedeckten und die Productionskraft des ertragsreichen Landes vollends erlahmte.

Nur etwas über zwei Meilen weiter westlich zieht in nordsüdlicher Richtung der Dewe-Bojun (Kameelhals) die Wasserscheide zwischen Eufrat und Aras, und von seiner baumlosen Höhe, die, wie schon oben erwähnt, das 5700 Fuß hoch liegende Erzerum nur um 800 Fuß überragt, öffnet sich der Ausblick in das jenseitige weitläufige Becken der armenischen Hauptstadt ... Das heutige Erzerum ist eine armselige, sehr heruntergekommene Stadt von höchstens 30,000 Einwohnern. Sie hat einst Hunderttausende gehabt und war noch unter osmanischer Herrschaft ein berühmtes Grenzemporium gegen das persische Nachbarreich [2]. Die plattdachigen Häuser, welche äußerst schmale und schmutzige Gassen bilden, gruppiren sich auf einer nahezu elliptischen Fläche, in deren Mitte auf mäßig hohem Hügel das Castell liegt. Nur ein Gebäude,

[1] s. R. Chesney, „Die russisch-türkischen Feldzüge 1828—1829", 191.
[2] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. Osmanen", III, 530.

eine uralte Medresse aus des Seldschukiden Melik Schahs Zeit, blieb bis in die jüngste Zeit bemerkenswerth[1], alle übrigen nehmen sich verödet, ruinenhaft aus, mit niederen Thüren und Fenstern, die Gewehrschießscharten nicht unähnlich sind. Liegt nun vollends der Schnee des Winters, der in dieser etwas zweifelhaft paradiesischen Gegend volle sechs Monate dauert, auf der Stadt, so ist alles Leben erstorben und selbst die unmittelbaren Nachbaren sehen sich nur nach vielen Wochen wieder einmal. Dies gilt namentlich von den Dorfbewohnern, die sich wie die übrigen Land-Armenier, mitunter auch die Türken und Kurden nicht ausgenommen, in die Erde eingraben und ihre reizlose Existenz in familiärer Gemeinschaft mit den Hausthieren verbringen. Da auf dreißig Stunden im Umkreise kein Wald zu finden ist und getrockneter Mist somit ausschließlich als Brennmaterial dienen muß, so findet man diese über alle demokratischen Begriffe gehende Gemeinschaft und Gleichheit immerhin begreiflich, aber es wird auch dem Reisenden zugemuthet, sobald er nur seinen Fuß in eines dieser Troglodytennester gesetzt hat, denselben Raum mit seinem Gastwirthe zu theilen. Dagegen sich zu wehren, wäre wohl eine sehr grobe Verletzung der Gastfreundschaft. Die Wohnung des biederen Erzerumer Landmannes ist eigentlich nichts anderes als ein — Stall, und dazu noch ein unterirdischer. Licht und Luft sind hier unbekannte Elemente, Alles athmet den warmen Dunst, welchen das Vieh transpirirt, und die kleineren Geschöpfe, wie Schweinchen und Lämmer, genießen überdies eine Art Hausrecht, denn sie machen sich in jedem Winkel der Behausung zu schaffen und beschnüffeln gelegentlich wohl auch den armen Gast, dem sein Wirth Audienz ertheilt hat. Der Raum, in dem derlei ceremoniösen Zwischenfälle stattzufinden pflegen, ist von der eigent-

[1] Im Jahre 1843 in Folge eines Erdbebens leider zum großen Theile eingestürzt. Sie ist im Jahre 935 n. Chr. erbaut; auf einem Minaret befindet sich eine Inschrift, die folgendermaßen lautet: „Der Gottesdiener-Sitz ist hier zu schauen; in der Zeit des Khalifats Sultan Malek-Khans, dessen Geburt Gott ewig dauernd mache, war es, während ich aus Chorasmien einen Zug nach der Stadt Rum (daher Arzrum oder Erzerum) machte, daß in der Zeit, als ich diese Gegend erreichte, ich den allergenehmsten Ruheort hatte, daraus kam mir die Lust, irgend ein Gebäude zu errichten rc. . ." (Karl Koch, „Wanderungen im Orient", II, 283.)

lichen Stallung durch einen fadenscheinigen Kurdenteppich geschieden. Mobiliar ist keines vorhanden; die Sitzung findet auf einer Art „Minde" (Matratze) statt, kaum eine Spanne über dem Boden erhöht, über welchem an der Wand des Hausherren Stolz, seine Sättel, Waffen und Geräthe aller Art Parade machen [1].

Daß bei so trauriger physischer Existenz auch der moralische und intellectuelle Werth der Bewohner nicht all zu hoch anzuschlagen ist, bedarf keiner ausdrücklichen Erwähnung; die türkische Wirthschaft hat aber auch hier Alles noch weit schlimmer gestaltet, als es von Haus aus ohnedies war. Das Loos der Armenier war niemals ein besseres, als das der übrigen christlichen Völker in der Türkei [2]. Neuester Zeit haben es indeß die russisch-türkischen Kriege mit sich gebracht, daß ein großer Theil der Armenier nach den russischen Territorien emigrirte und so Armenien selbst allerdings empfindlich entvölkert wurde. Im Grunde war auch das Verbleiben der Armenier in dem bisherigen türkischen Theile ihres Stammlandes kaum mehr möglich, erwägt man, wie beispiellos rasch der einst blühende Wohlstand des Landes unter der schrankenlosen Gewaltherrschaft des Türkenthums zu Grunde ging.

Im Allgemeinen hatten die Armenier ein ähnliches Schicksal wie die Hebräer, und die Zeit hat sie zum mindesten über einen großen Theil der alten Welt hin zerstreut [3]. Als späterhin das blühende Ani in die Gewalt des Seldschukiden Alp Arzlan fiel, wurde der noch vorhandene Rest der Bewohner, die des ganzen umliegenden Landes mit einbegriffen, nach dem nördlichen Persien abgeführt, um dort colonisirt zu werden. Damals hatte eine allgemeine Emigration nach den

---

[1] Curzon, „Reise von Trapezunt nach Erzerum", a. a. O. (Uebers.)

[2] Als der „Hatti Humajun" (1856) auch in Armenien publicirt werden sollte, berief der Pascha von Erzerum die armenischen Erzbischöfe zu sich, um ihnen das Actenstück mit der Bemerkung zu überreichen, daß sie im Falle einer Publicirung desselben für ihre Köpfe besorgt sein müßten. (Vgl. Tschichatscheff, „Lettres sur la Turquie", 63.) Dafür behob derselbe Pascha allein an ungesetzlichen Steuergebühren die enorme Summe von 800,000 Franken jährlich. (A. a. O., 55.)

[3] Vgl. Neumann, Vahrams Chronicle, l. c. p. 25.

Pontusgestaden, in die byzantinischen Provinzen und sogar nach der Krim stattgefunden, während gleichzeitig unter dem Schutze der russischen Regierung am Don und an der Wolga armenische Colonien erstanden, die bei dem thätigen, umsichtigen Wesen dieses Volkes noch heute prosperiren. In Folge der Tartaren-Invasion fand eine noch intensivere Emigration, hauptsächlich nach Trapezunt und Astrachan statt. Aus diesen Gründen kann es heute nicht mehr befremden, in den Donau-Gegenden, in Süd-Rußland, ja selbst in Polen und Galizien so zahlreiche armenische Elemente zu treffen. In den folgenden Jahrhunderten hat diese Emigration constant angehalten[1], ihren Höhepunkt aber erreichte sie mit dem Erscheinen der Russen jenseits des Kaukasus, zumal nach den ersten persischen Kriegen. Nur durch die ausgiebige Unterstützung der persischen Armenier gelang es den damaligen russischen Generalen so beispiellos rasche Erfolge zu erzielen, und wie bekannt, war es armenische Hilfe, welche Eriwan so schnell in die Hände der Russen brachte. Man hat des öftern den Vorwurf gegen Rußland erhoben, daß es bei der späteren Auswanderung einen gewissen Zwang ausgeübt hätte, was schon aus dem einfachen Grunde nicht einleuchten will, als viele der Emigranten, welche ihre etwas weitgehenden Hoffnungen nicht erfüllt sahen, ihre Stammsitze wieder aufsuchten, was sie in den Augen der russischen Regierung begreiflicher Weise als Landesverräther erscheinen lassen mußte. Diese Emigration erstreckte sich weiter auch nur auf die nichtunirten, also eigentlich nationalen Armenier, nicht aber auf die katholischen, von denen wir heute eine so bedeutende Colonie in Constantinopel und in anderen levantinischen Häfen finden. Die Pforte hatte hiebei die große Unklugheit begangen, mit dem orthodoxen armenischen Patriarchat durch Dick und Dünn zu gehen und die katholischen Armenier

[1] Bekannter ist die zwangsweise Colonisirung von Neu-Dschulfa bei Ispahan durch Schah Abbas den Großen, der 1605 die gesammte Bewohnerschaft von Dschulfa am Araxes fortschleppen ließ. Viele gingen zu Grunde, andere sind reich geworden, verloren aber ihre Habe, als der Afghanenfürst Mahmud (1721) Ispahan eroberte. Am Caspi-Meer gingen aber noch unter Abbas' Regierung von 7000 Colonisten bis auf 300 Elende, die Bewilligung zur Rückkehr in ihre Heimat erhalten hatten, alle zu Grunde. (Braun, „Gemälde", 239.)

über Gebühr zu verfolgen. Der uralte Antagonismus zwischen Katholiken und Griechen war hiemit vollends entfesselt und als nun gar auch amerikanische Missionäre unter den Gregorianern Propaganda zu machen begannen, fanden die Leiden der Schismatiker kein Ende. Sir Stratford Canning bewies der Pforte, daß es ja in ihrem Interesse liegen müsse, wenn die armenische Bevölkerung durch derlei rituelle Fragen gespalten und somit ohnmächtig gemacht werde[1]; aber mit dieser Wahrheit hatte der englische Staatsmann eine so ziemlich entgegengesetzte Wirkung erzielt und wie nie zuvor wurde es den Armeniern klar, daß nur die Betonung ihrer Nationalität, nicht aber jene ihrer rituellen Divergenzen, sie einer bessern Zukunft entgegenführen könnte . . .

Wenn je eine Stadt unverdienter Weise den Rang einer Provinzial-Hauptstadt, ja eines ganzen, weit ausgedehnten und an historischen Erinnerungen überreichen Landes erhalten hat, so ist dies mit der armenischen Capitale der Fall. Im eigentlichen Groß- oder Hoch-Armenien (Arm.: Partsr Haik) gibt es überhaupt nur zwei größere Plätze von einer bedeutenderen Vergangenheit, das östliche Erzerum und das westliche Erzingian. Von diesen beiden Emporien, die in nur geringer Entfernung von einander an den „Ufern des heiligen, befruchtenden Stromes", des Ewfrat oder Eprat der ältesten Geschichtstradition, erstanden und blühten, ist Erzingian im armenischen Sinne die weitaus nationalere, der Ursitz des ältesten armenischen Göttercultes und späterhin der Ausgangspunkt jenes christlichen Missionswerkes, das zu seinem Träger den, geradezu göttlich verehrten armenischen National-Patron Gregorios Illuminator hatte. Dieser schon an sich maßgebenden Thatsache gegenüber erscheint die ältere wie jüngere Stadtchronik Erzerums dürre und inhaltslos, als wären keine zwei Jahrtausende an der einsamen Plateaustadt, sondern nur wenige Decennien vorübergegangen. Zur Zeit der Blüthe des bagratidischen Königthums und vorher noch scheint Garin, wie das damalige Erzerum bis zum Ausgang des 5. Jahrhunderts (u. Z.) hieß, nicht die geringste Rolle gespielt zu haben; es geschieht zum mindesten von dieser Capitale unweit der

[1] Augsb. „Allg. Ztg.", Nr. 47 (Beilage) 1877.

Eufratquelle in den vergilbtesten armenischen Traditionen keinerlei Erwähnung, bis die römischen Geschichtsschreiber, zumal Dio Cassius[1], von ihr die erste Kunde brachten. Es war indeß eine Nachricht, die für das damalige Emporium mit einer Katastrophe gleichbedeutend war. Schon unter Kaiser Nero wurde der Parther-Prinz Dertad (Tiridates) von Rom aus zum Könige von Armenien, oder richtiger zum Vasallen Roms ausgerufen, was in der Folge unter den Parthern viel böses Blut machte, und schließlich unter Trajans Regierung zu einer Art Aufforderung von Seiten des regierenden parthischen Großkönigs an den Beherrscher Armeniens führte, seine Truppen außer Land zu bringen und dieses ihm zu überlassen. Das aber konnte Trajan nicht dulden und so kam es zum Kriege, der unter den Mauern von Garin (Erzerum) sein Ende fand. Schon während des Herannahens der Römer entsendete Khosroes, der allen Grund hatte, Trajans Legionen zu fürchten, Boten dem römischen Kaiser entgegen, von denen indeß dieser sich nicht beschwatzen ließ, trotz der überbrachten Versicherung, Prinz Parthamasiris werde als treuer Anhänger Roms Armenien im Sinne und nach Wunsch des mächtigen Schutzherrn regieren.

Trajans Legionen erschienen im Quellbereiche des Eufrat innerhalb der Jahre 114—117 (n. Chr.). Auf ihrem Zuge von Antiochia längs des Eufrat herauf ergaben sich sämmtliche feste Plätze, ohne vorhergegangene Belagerung, wie Dio Cassius versichert, und unversehens tauchte der glückliche Eroberer nördlich der, als unpassirbar gehaltenen Eufratpässe zwischen Melitene (Malatia) und Erzingian auf, die noch heute das weitaus Großartigste sind, was Hoch-Armenien an Naturwundern besitzt. Der Ort, wo Trajan sein Lager aufschlug, hat sich sogar dem Namen nach bis auf den Tag erhalten. Es war Elegia, heute Ilidja[2] (auch Eleja), drei Stunden westlich vom heutigen Erzerum in sumpfiger Niederung und an einer antiken Bogenbrücke gelegen, die daselbst den Eufrat übersetzt . . . Alsbald hatte Trajan

---

[1] Hist. Rom. Lib. LXVIII., Trajanus 19.

[2] Mannert („Geogr. d. Gr. und Röm.", V, 240) hält den gleichnamigen Ort bei Melitene für die fragliche Localität dieses Zwischenfalles, was schon Ritter (Erdkunde, 10) bestritten hatte.

den, von den Parthern eingesetzten König von Armenien, Parthamasiris, vor sich geladen, oder besser: befohlen. Der König erschien und wie einst Tiridates vor Nero, so legte auch er seine Tiara auf die Stufe des Trajanischen Thrones, in der Hoffnung, dieselbe aus des Siegers Hand wieder zurückzuerhalten. Es kam indeß anders. Vielleicht wäre Trajan geneigt gewesen, Gnade und Großmuth zu üben, als aber Parthamasiris seine Huldigung, oder eigentlich seine Demüthigung begangen hatte, brach das versammelte Römerheer in einen frenetischen Freudenjubel aus, worauf der Entkrönte entsetzt die Flucht ergriff. Eingebracht und vor Trajan geführt, beschwerte er sich, daß man ihn, der sich freiwillig dem Sieger gestellt, um aus dessen Händen die Krone Armeniens zu empfangen, als Gefangenen behandle, worauf Trajan zur Antwort gab, daß er keineswegs die Absicht habe, diese Krone irgend Jemandem zu verleihen, sondern sich bestimmt fühle, Armenien in eine Provinz des römischen Reiches zu verwandeln. Der argenttäuschte Parthamasiris, empört über diesen Entschluß, ergriff die Waffen, ward jedoch schon im ersten Gefechte erschlagen.

Dieser Act ist zweifellos der interessanteste aus der Geschichte Erzerums, beziehungsweise Garins, der Stadt und dem Emporium, das vorher an der Stelle des nachmaligen „Arzen-er-Rum" der Araber (daher der heutige Name) gestanden. Als die Araber in Hoch-Armenien erschienen, gab es freilich keine Römer mehr, aber es ist ja allgemein bekannt, daß die Bezeichnung „Rum" auch auf das byzantinische Reich überging, und die Stadt Arzen somit eine byzantinische Gründung war. Es gab übrigens zwei Städte dieses Namens, eine westliche, deren Lage heute nicht mehr genau bekannt ist (Erzingian?) und eine östliche, das römische Grenzemporium, von den Arabern zum Unterschiede das „Arzen der Römer" genannt, das unter byzantinischer Herrschaft bis um die Mitte des 11. Jahrhunderts blühte.

Mit dem Einbruche der Seldschuken unter Alp-Arzlan kam das erste Unwetter über das Theodosiopolis der Byzantiner[1]. Manches Stück der altehrwürdigen Wallmauern, welche zum Theile heute noch in nahezu elliptischer Form die Stadt umziehen

[1] Hammer-Purgstall, „Geschichte der Osmanen", I.

und von plumpen Thürmen flankirt werden, waren schon damals der Schutz der noch immer blühenden gewerbs- und handelsthätigen Capitale Armeniens. Sie haben den Seldschukenhorden nicht widerstanden. Ueber 150,000 Einwohner wurden theils niedergemacht, theils versprengt, oder zwangsweise in Nordpersien und am Araxes colonisirt, und die Stadt selbst fiel in Ruinen. Bald hierauf (1247) rückten die Mongolen vor die Stadt und verlangten bedingungslose Unterwerfung; als aber dieselbe verweigert wurde, erfolgte zum zweitenmale innerhalb zwei Jahrhunderten deren Erstürmung und totale Zerstörung, verbunden mit den furchtbarsten Gräuelthaten gegen die Bewohnerschaft, gleichviel ob Christ oder Mohammedaner ... Bei dieser Gelegenheit sollen Tausende der werthvollsten Manuscripte zu Grunde gegangen sein, um so bedauerlicher, als die armenischen Geschichts- und Cultur-Traditionen bekanntlich an arger Lückenhaftigkeit leiden. Da indeß die Mongolen, wie schon einmal bemerkt, dem Christenthume im Allgemeinen minder feindlich entgegentraten, als sonstige asiatische Horden, so erfolgte kurz nach der Erstürmung Erzerums die Einsetzung eines Bischofs und der Wiederaufbau der Stadt, die damals zu einer kurzen Blütheepoche sich aufschwang, bis die Roßschweife in ihr Einzug hielten und der unhemmbare Niedergang begann. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1735) verheerte sie noch einmal ein Weltstürmer, Nadir Schah[1], und vor 49 Jahren zogen die Russen

[1] Unter diesem Turkmenen-Fürsten wurde selbst eine so verkommene Race, wie die damaligen Perser, unwiderstehlich. Bezeichnend für seine Denkungsart ist folgender, als historisch verbürgter Zwischenfall. Als er den persischen Thron bestiegen hatte, berief er sofort die Geistlichkeit (die schiitische natürlich), von der er (als Sunite) nichts Gutes erwartete, und befrug sie, was mit den reichen Landeseinkünften geschehe. Die Antwort war: zum Unterhalte der Priester, der Collegien und Moscheen, in welch letzteren unausgesetzt für das Wohl der iranischen Herrscher gebetet werde. Hierauf erwiederte Nadir Schah: „Euere Gebete sind offenbar dem Allmächtigen nicht angenehm, denn das Reich befand sich stets im größten Verfall, wenn euer Stand am meisten begünstigt wurde. Es ist vom Untergange durch meine tapferen Krieger errettet worden und von nun an soll nur zu deren Unterhalt euer Reichthum verwendet werden." (Vgl. Malcolm, „Geschichte von Persien", II, 16; bei Braun, a. a. O., 248.) Nadir war bis tief nach Indien vorgedrungen und hatte aus Delhi den

unter Paskiewitsch-Eriwanski in Erzerum, dem alten Zankapfel zwischen den Tigris- und Araxes-Ländern, ein.

Und die heutige Capitale, besitzt sie mehr, als ein historisches Interesse? Wohl wird sie der Schlüssel zu Anatolien genannt und ihre geographische Lage ist in der That derart, daß mit ihrem Besitze eine gewisse politische Machtstellung, zwischen Transkaukasien, Pontus, Kurdistan und Anatolien, von nicht blos akademischen Werthe zu sein vermag, doch sind die räumlichen Verhältnisse zwischen Erzerum und den Nachbar-Provinzen, zumal den westlichen und südlichen derart, daß diese geographisch-politische Präponderanz immerhin stark zu palarysiren wäre, sobald den fraglichen Provinzen eigene Kraft und fremder (osmanischer) Schutz innewohnten ... Als Stadt ist Erzerum niemals früher so jämmerlich herabgekommen, als wie unter den Osmanen. Abgesehen von der allgemeinen Verwahrlosung des Platzes, ward durch ein ungerechtes Gewaltregiment auch das gewerbliche[1] und social freiere Leben im Laufe der Zeit vollends abgetödtet. Würde nicht einer der ältesten und noch heute, ob Mangels an jeder anderen Communication, stark frequentirter Handelsweg, von der pontischen Küstenstadt Trapezunt durch die Capitale Armeniens nach Persien u. s. w., gezogen sein, so würde man heute dieselbe kaum mehr dem Namen nach kennen, wie so viele andere einstigen Emporien im Innern Anatoliens, die man bei uns heute nicht mehr kennt.

Erzerum hat auch ein altes Castell, das die Türken Itsch-Kaleh (das „innere Schloß") nennen, in welchem einst die Beglerbegs von Anatolien im Namen des Padischah Goldmünzen prägen ließen und die Tschorbaschis von 15,000 Janitscharen, die jahrein und jahraus in Erzerum lagen, ein- und ausgingen,

---

berühmten Pfauenthron (jetzt in der Schatzkammer des Sultans zu Stambul) mit sich fortgeschleppt. Er wurde schließlich von einem seiner Offiziere in seinem eigenen Zelte (in Sedjestan) ermordet, als man erfuhr, er wolle alle Perser in seinem Heere umbringen lassen.

[1] Besonders geschätzt waren früher die Erzerumer Kupfergeschirre, welche im ganzen Oriente Absatz und ihren Weg selbst nach Persien und Indien fanden. Noch vor hundert Jahren widerhallte die ganze Stadt von dem Gehämmer der Kesselschmiede, eine Musik, von der sich das osmanische Ohr längst entwöhnt hat.

— ihren Tribut abzuliefern. Das klingt wunderlich genug, ist aber eine Thatsache. Jedermann, der Janitschar werden wollte, hatte eine gewisse, vorher vom Beglerbeg normirte Summe dem Stellvertreter des Padischah abzuliefern, wonach es ihm unbenommen blieb, sich seine Einkünfte auf immer welche Art, durch Erpressung, willkürlichen Steuerzwang, oder ganz gemeinen Raub zu verschaffen[1] ... Das Castell scheint indeß gleichfalls römischen Ursprungs zu sein, sowie das Zeughaus zunächst des Tabriser Thores, an dem noch vor fünfzig Jahren römische Wappen zu sehen waren[2]. Dafür sind die christlichen Kirchen meist aus Holz[3], die Moscheen verwahrlost und äußerlich voll Unrath, sowie die zahlreichen Gassen, in denen die Jauche in Folge des geringen Gefälles derselben, bis auf die, Miasmen ausathmenden Rückstände, erst nach vielen Tagen verdunstet. Daß es an Tausenden der schakalartigen herrenloser Straßenköter allezeit nicht fehlte, ist für eine türkische Stadt selbstverständlich.

Wir wollen nun einen Blick auf das Gesammtbild Hoch-Armeniens werfen. Der ausgesprochene Charakter eines Plateau-Landes, den Ost-Armenien zwischen Erzerum und Eriwan trotz der Thaleinschnitte des Aras und Kur besitzt, fällt in West-Armenien ziemlich außer Betracht. Dort gibt es überall lange

---

[1] Vgl. A. Jaubert, Voy. 117. Neuestens hatte das in Erzerum erschienene Vilajets-Amtsblatt „Emwarie-Scharkie" (Licht des Ostens) versprochen, die Namen aller derjenigen mit goldenen Lettern zu veröffentlichen, welche sich beeilen würden (kurz vor dem letzten Kriege) in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger zu eilen. Als auf Grund dieser spontanen Kundgebung bald hierauf das Stambuler Kriegsministerium den Ankauf von Pferden telegraphisch anordnete, beeilte sich der Gouverneur (Ismail Pascha) auf eigene Faust nach Constantinopel zurückzumelden, daß die Einwohner seines Vilajets kein Geld annehmen, sondern aus Patriotismus alle ihre Pferde der Regierung zur Verfügung stellen ... In der That confiscirte (!) Ismail Pascha die entsprechende Anzahl von Pferden, ohne einen Para hierfür auszugeben. Dafür heimste er Beglückwünschungen und Auszeichnungen von Stambul in reichlichem Maße ein. („Allg. Ztg.", Nr. 61, 1877.) Das war eben wieder eine ganz eigene Art von Vergewaltigung, ändert aber am Wesen der Sache nichts.

[2] Southgate, bei Ritter, a. a. O.

[3] Ueber die Erzerumer Kirchenbauten Näheres bei W. Hamilton, „Asia minor", I, 178.

Kettenzüge, welche die Tafelländer von Tschildir, Schuragel (Kars) und Tschaldiran (Kagisman) durchsetzen, nackt und öde, wie veritable Mondgebirge, hier compacte Massen, reich gegliedert von den zahllosen Wasseradern, die dem Mutterstrom des Eufrat zuströmen; dort weitläufige Hochsteppen mit halb in der Erde vergrabenen Ortschaften, hier luftige Terrassenstädte, welche die Steillehnen der wohlbebauten Thäler hinanklettern, oft in entzückender Gartenpracht begraben. Vegetationsreich ist auch Hoch-Armenien kaum zu nennen, dafür sprechen die vielartigen vulkanischen Gebilde und die breitrückigen Erhebungsmassen zu beiden Seiten des Eufrat, auf denen es wohl ab und zu empfindlich an Wasser mangelt. Die Kurden, das einzige Nomadenvolk Armeniens, das der grasigen Ebenen und Sommerweiden gar sehr bedarf, meiden in Folge dessen die west-armenische Alpenwelt und ziehen die weitläufigen Becken des Araxes und Murad den schluchtartigen Thaleinschnitten, in denen ackerbauende Armenier und Türken den Boden urbar gemacht haben, allenthalben vor. Nur die Duschik-Kurden im gleichnamigen Gebirge von Erzingian haben von Anbeginn her ihre hochgelegenen Wohnsitze nicht verlassen[1], und es hat demnach den Anschein, daß sie dortselbst der Weiden- und Lagerplätze nicht entbehren, eine Vermuthung, die noch von keinem Reisenden irgend einer Nation erhärtet wurde, denn ihr Land ist bisher, wie so manches zwischen den Oberläufen der Zwillingsströme, unbesucht geblieben. Auch räumlich hält Ost-Armenien mit West-Armenien keinen Vergleich aus. Die Erhebungsmasse zwischen dem Frat und Murad ist allein so groß, wie das ganze Araxesgebiet bis Eriwan und an die Quellen des Kur.

Von Erzerum führen verschiedene Communicationslinien radialartig in westlicher, nordwestlicher und südwestlicher Richtung. Die letztere ist eine Gebirgsstraße beschwerlicher Art. Sie übersetzt anfänglich den Palantüken-Dagh südlich der armenischen Capitale, lenkt in das Thal des Kara-Su ein, um hierauf das Duschik-Gebirge seiner ganzen Breite nach zu überqueren (16 Meilen) und in Palu den Murad zu erreichen. Karawanen legten sie bisher nur sehr ungern zurück, da von den kurdischen

---

[1] J. Brant, „Journey through a part of Armenia“, a. a. O.

Horden, die sie umlauern, begreiflicherweise nichts Gutes zu erwarten ist. Von Palu führt die Straße weiter durch einen romantischen Theil von Kurdistan, um schließlich Djarbekr zu erreichen. Die mittlere Hauptcommunication ist die große Handels- und Karawanenstraße nach Constantinopel, mit den Zwischenstationen Siwas, Amasia, Jüzgat, Angora und Ismit. Sie ist 150 deutsche Meilen lang und identisch mit der Richtung aller Kriegs- und Eroberungszüge der Vergangenheit. Bei Karakulak, der Paßsperre am Eufrat, 16 Meilen westlich von Erzerum, dürfte, meiner Ansicht nach, die Stelle zu suchen sein, wo Suleiman, der Turk-Fürst ertrank, worauf Ertogrul, der Vater Osmans, seine Wanderung weiter nach Inner-Anatolien antrat[1]. Auch die Seldschuken und später die Mongolen und Tartaren haben diesen Weg zurückgelegt, niemals aber die Russen, welche im Jahre 1829 auf der, weiter nördlich gegen Trapezunt einerseits und Tripoli anderseits ziehenden Karawanenstraße bis Baiburt und in die Nähe von Gümüsch-Chana vorrückten[2].

Von Erzerum sind 25 Meilen nach Erzingian, welche auf einer viel frequentirten Karawanenstraße zurückgelegt werden. Sie führt von der armenischen Capitale anfänglich durch die sumpfige Niederung von Ilidja, weiter durch das romantische Flußdefilé von Mosch und schließlich durch die Ebene Terdjan, wo hinter Erzingian das fünf Stunden lange Gebirgsthor der Duschik-Kette sich erstreckt, zu beiden Seiten begleitet von colossalen Felswänden und natürlichen Coulissen, zwischen denen der Eufrat nach Egin vorwärts braust . . . Ist Erzerum das politische und historische Centrum Armeniens, so ist Erzingian der Ursitz armenischen Religions-Cultes, in heidnischem und christlichem Gewande. Im Allgemeinen hat die Stadt in politischer Beziehung so ziemlich das Schicksal der Hauptstadt getheilt. Zur Zeit Temurs befand sich die Stadt unter der Herrschaft eines Mongolenfürsten aus der Dynastie vom „Schwarzen Hammel" (Kara-Kujunli), Namens Jussuf, der sich nach Einbruch der Tartaren in Armenien zu Sultan Bajazid geflüchtet hatte. Die

[1] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches", I, 41 u. ff.
[2] F. R. Chesney, „Die russisch-türkischen Feldzüge 1828—1829". a. a. O.

Folge dieser Flucht war die totale Zerstörung Erzingians durch den brutalen Weltstürmer, eine Zerstörung, die wahrscheinlich auch im anderen Falle erfolgt wäre. Die Stadt dürfte das zweite Arzen der arabischen Chronisten (zum Unterschiede von Erzerum—Arzen-er-Rum) sein. Aus ihr ging der armenische Prophet, „Gregor der Erleuchtete“, hervor, der Bekehrer Dertads, des ersten christlichen Königs der Armenier und Schützling Roms. Die Natur scheint hier wie geschaffen, um Männer von großem Fluge und starker Willenskraft bei idealen Strebungen hervorzurufen. Wie an keinem andern Orte Armeniens haben in diesen wild-schauerlichen Eufratpässen Erdbeben gewüthet[1]. Die ganze Bergmasse des Sepuh, der sich aus der Thalebene von Erzingian am rechten Frat-Ufer aufbaut, ward wiederholt in seinen innersten Grundfesten erschüttert, Kämme brachen wie Glas entzwei und Schlünde thaten sich auf, an denen nun die Wege nach den armenischen Sanctuarien ziehen. Keine Vegetation mildert hier oben das furchtbar verzerrte und starre Bild übereinander gethürmter Steinmassen. Nur einzelne Zwergfichten hängen an abgestürzten Blöcken und über todbringenden Abgründen kreisen die Adler[2]. So geht es einen vollen Tagmarsch in die Dante'sche Wildniß hinein, die selbst die räuberischen Duschik-Kurden meiden. Hier wäre aber auch in der That nichts zu holen. Drei einsame Klöster, vertheidigungsfähigen Burgen gleich, liegen in den verborgenen Schlupfwinkeln, in die weder der Arm der Barbarei, noch der Strahl der Civilisation dringt. Die Mönche, welche in den Klöstern hausen und die Erinnerung an Gregorios in stumpfem Asketismus bewahren, sind roh und unwissend, des Lesens und Schreibens unkundig. Sie vernehmen ihr ganzes Leben nichts, als das Rauschen der Bergwässer, Adlerrufe und zu Zeiten das unterirdische Donnergepolter, das über die „Höhen Dertads“ bis zum Eufratgestade hin dumpf ausgrollt. Einst standen hier die Altäre der armenischen Artemis (Anahid)[3] und das Götzenbild des chaldäischen Barschamin[4] (Bar Schemsche

[1] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches“, VI, 32.
[2] Boré, bei Ritter, a. a. O., X.
[3] Strabo, XI.
[4] Boré, correspondance et mémoires etc.., a. a. O.

— Sohn der Sonne, noch zuletzt bei den Sabiern in Haran hoch in Ehren gehalten)[1], die Gregor zertrümmerte und zu Cultusstätten des alleinigen Gottes einweihte[2]. In den Berggrotten finden sich auch natürliche Galerien, die Grüfte armenischer Könige[3], deren erlauchte Cadaver die Stürme der Zeit (wie jene der helleno-pontischen Dynastie zu Amasia)[4] in alle Winde gefegt hatten. —

Mit Abschluß unseres Ueberblickes auf Hoch-Armenien erscheint es wohl auch geboten, der älteren literarischen Bewegung unter den ersten christlichen Armeniern zu gedenken, in welcher sich deren gesammtes geistiges Leben und ihre bedeutsamsten Cultur-Anläufe wiederspiegeln. Die Berührung dieses culturgeschichtlichen Momentes drängt sich um so gebieterischer auf, als das Wiederbekanntwerden desselben nur wenige Jahrzehnte alt ist, trotz des bereits mehr als anderthalb Jahrhunderte alten Auftauchen Mechitars, des Neubegründers armenischer Literar- und

[1] Dieses Haran ist höchst bedeutsam als der Ort, an welchem sich das chaldäische Heidenthum bis tief in mohammedanische Zeit erhalten hat — nicht unbewußt, wie bei armen Gebirgsbewohnern, sondern gestützt auf alle wirkliche und vermeintliche Wissenschaft des Alterthums. Als der Chalif Mamun (im Jahre 830) nach Haran kam und die Bewohner ihm entgegenzogen, fiel ihm an einigen derselben eine fremdartige Tracht und das lange Haar auf. Auf seine Frage, ob sie Christen, Juden, Mager, oder irgend welche „Schriftbesitzer" seien, erfolgte keine genügende Antwort. „Ihr seid also Götzendiener," fuhr er fort, „euer Blut zu vergießen ist erlaubt und euch gebührt kein Schutz." „Wir wollen Schutzgeld zahlen." „Schutzgeld", erwiederte er, „wird nur von denjenigen nicht islamitischen Religionsverwandten angenommen, deren Gott, der Erhabene, in seiner heiligen Schrift gedenkt, die selbst eine heilige Schrift besitzen und mit denen die Moslime darauf hin einen Friedensvertrag geschlossen." Da Mamun indeß noch vor der zur Bekehrung gegebenen Bedenkzeit zu Tharsus starb, so blieb es mit den Haraniern beim Alten. Ihr letzter Tempel auf dem Burghügel von Haran (inmitten von Mauerspuren, Castellruinen und Schuttbergen) wurde erst von den Tartaren zerstört. (Braun, „Gemälde", 172.)

[2] Mos. v. Chor., II, a. a. O.

[3] Von diesen Grüften wären zu erwähnen jene St. Gregors, St. Werthanes, St. Huscon, dann der Königin Ashschem, der Chosrewi-tucht, d. i. die Schwester Tiridates' und des Königs Tiridat selbst. (Vgl. Indschidschean, nach Kiepert a. a. O.)

[4] Siehe unter „Amasia".

Geschichtsforschung. Im Allgemeinen blühte das armenische Geistesleben nur kurze Zeit, wenige Jahrhunderte, was wohl zunächst auf die kurze politische Selbstständigkeit des Landes zurückzuführen sein dürfte; die andersgläubigen Nachbarreiche, welche meist zu unumschränkter Macht gelangt waren, hatten eben keinerlei Interesse an einer Culturarbeit, die vorherrschend aus dem religiösen Leben der Armenier emanirte, wodurch besonders die blinde Verfolgungswuth der Sassaniden in verderblichem Grade herausgefordert wurde. Mit dem Bekehrerwerk Gregors nahm auch die geistige Thätigkeit im Lande ihren Anfang. König Tiridates (286—342), dessen römische Antecedentien einen gewissen Grad von Bildungsdrang voraussetzen lassen mußten, war auch thatsächlich der Ausgangspunkt geistigen Lebens, indem er zunächst dem an seinen Hof berufenen Griechen Agathangelus den Auftrag gab, jene Annalen der armenischen Geschichte zu schreiben, welche den Zeitraum vom ersten Einfalle Ardeschir Babakhans, des Sassaniden, bis zum Uebertritte des armenischen Volkes, also bis zum Höhepunkte der Herrschaft Tiridates umfaßte[1]. Dieses Werk blieb geraume Zeit die Quelle aller folgenden Anläufe zu neuen derartigen historischen Arbeiten. Da erst etwa hundert Jahre später Mesrop das armenische Alphabet construirte[2] so ward Agathangelus' Werk offenbar zuerst in griechischer Sprache, und erst später in armenischer Sprache abgefaßt, mit Benutzung der damals in Armenien üblichen persischen Schriftzeichen. Mit der Begründung einer eigenen Schrift war der nationalen Literatur aber erst so recht Bahn gebrochen. Schon ein Schüler Mesrops, Gorioun, verfaßte eine armenische Geschichte, während jener dem bisherigen Uebelstande, daß sämmtliche Gebete und Kirchenschriften nicht nur in einer, dem Volke unleserlichen Schrift, sondern häufig sogar in fremden Sprachen (meist dem Syrischen) abgefaßt waren, durch Verfassung von Original-Arbeiten vorbeugte. Es war ein hohes Glück, für die literarischen Denkmäler Armeniens, ja für sein ganzes originelles Geistesleben, daß Mesrop in dieser Richtung bahnbrechend auftrat, denn im andern Falle wäre jeder Beleg für die geistige

[1] Manuscripte in griechischer und armenischer Sprache in Paris.
[2] Vgl. Neumann, „Versuch einer armenischen Literatur", 8.

Individualität, ja selbst für die ethnische, wie bei so manchem Volke Asiens spurlos verwischt und die armenische Sprache, zumal das Classisch-haikanische der Forschung auf immerdar entzogen worden. Diese Thatsache allein würde aber nicht genügt haben, wenn diese jungen Triebe nicht in einer anderen, bedeutenden Persönlichkeit Wurzeln gefaßt hätten, in jener des weitaus begabtesten und gebildetsten aller alt-armenischen Literaten Moses, nach seinem Geburtsorte „Chorene" im Gaue Daron am Muradflusse so genannt. Moses fand bei Beginn seiner Thätigkeit, die ein volles Jahrhundert umfaßte (er lebte 120 Jahre, 370—490 n. Ch.), nur alte Volks- und Heldengesänge[1] vor, die er zum Theile selbst noch augenscheinlich von herumziehenden Rhapsoden, zum Klange primitiver Instrumente executiren hörte und die ihrem Inhalte nach, wohl noch Anklänge an die iranischen Heldensagen, wie sie später Firdusi niederschrieb und poetisch erweiterte, gewesen sein mochten und somit sich in heidnisch-heroischen Vorstellungen der Vorzeit bewegten. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß diese geistige Verwandtschaft des armenischen Volkes mit den Iraniern nicht vollends bedeutungslos in Bezug auf die tiefere ethnische Verwandtschaft zu sein vermag, da am Ende die gleichen uralten Sagenbilder, bei der räumlich geringen Entfernung der beiden Völker, in einer gemeinsamen ethnologischen Vergangenheit und Abstammung wurzeln müssen.

---

[1] Eines dieser wildpoetischen Fragmente historischer Lieder, jenes die Geburt Wahagn's betreffend, lautet etwa wie folgt: „In Geburtsschmerzen lag der Himmel; in Geburtsschmerzen die Erde; in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer und lag das röthliche Schilfrohr im Meere. Aus des Rohres Munde kam Rauch empor, aus des Rohres Munde kam Flamme empor, und aus der Flamme entstieg eilends der blonde Jüngling. Feuer hatte er an den Haaren und Flammen hatte er im Barte, und die Augen und die Ohren waren Sonnen." (Vgl. Neumann, a. a. O.) Derlei Heldengesänge wurden in Armenien an gewissen Festtagen gesungen und man bringt sie, augenscheinlich nicht ohne einige Berechtigung, mit den alt-persischen Zohak-Todtenfeiern am Demavend (bei Teheran) in Verbindung. Von Zohak, dem bösen Principe (aber nicht in seiner vollsten Bedeutung), abzustammen, rühmten sich bekanntlich nicht nur mythische Dynastien, sondern auch der Meder Dejokes und häufiger noch die Herrscherfamilien Kabuls, dieser Stadt, in welche der Satan bei seinem Sturze mitten hineingefallen. (Vgl. Braun, „Naturgeschichte d. Sage", I, 132.)

Alle diese Gesänge und selbst die späteren Lieder noch[1], waren der metrischen Form nach immer noch sehr unvollkommen, und es bedurfte erst der Vermittlung der Araber, um hierin zu größerer Entwickelung und Vollendung zu gelangen. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts zeichnete sich besonders der Parther-Prinz Gregor Magistros durch eine in Versen abgefaßte Uebersetzung des neuen Testaments aus, welches Werk er in nur drei Tagen (mit 1000 Zeilen Umfang) verfaßt haben soll[2]. Es war das Signal zu einer Art dichterischen Wettkampfes, obgleich Gregors Stärke nicht die Poesie, sondern die Wissenschaft, zumal die Mathematik war, in der er sich durch Uebersetzung griechischer Fachwerke den Culturträgern seines Volkes hochgradig nützlich erwies. Die schöne Literatur blieb gleichwohl der beliebteste Tummelplatz, auf dem ein Salum, Aharan und der bedeutendere Narses, genannt der Clajenser (aus Rum-Kaleh in Nord-Syrien), nach einander auftraten. Letzterer hat den Untergang, beziehungsweise den Verlust Edessas (1144) in einem prächtigen Poëm betrauert, das die Klosterbrüder von Etschmiadsin noch heute sorgfältig hüten[3].

Productiv waren indeß die ersten armenischen Schriftsteller gleichwohl nur in sehr bescheidenem Grade. Es fehlte dem Volke, wie ja leicht erklärlich, an der nothwendigen intellectuellen Durchbildung und von der Barbarei bis zum vollpulsenden Culturleben ist's eben mehr, als blos ein Schritt. So begnügte man sich anfänglich mit der Uebertragung der verschiedenartigsten Werke aus den Literaturen der meisten Völker und erscheinen in dieser Richtung namentlich die Leistungen Moses von Chorene von hervorragender Bedeutung. Seine umfassenden Reisen, sein Aufenthalt in Constantinopel, Athen und Rom, seine Sprach-, Länder- und Völkerkenntnisse berechtigten ihn vollends in Armenien eine Uebersetzungs-Literatur zu schaffen, deren Verbreitung und deren Eingreifen in das religiös-politische und sociale Leben gerade in einer Zeit platzgriff, wo sich Europa in tiefster Barbarei befand, und der Glanz der römischen Weltherrschaft durch

---

[1] Im armenischen Gesangbuche „Scharagnoz". (Bei Neumann, a. a. O.)
[2] St. Martin „Mémoire sur l'Arménie", I, 9.
[3] Ritter, a. a. O.

die Völkerwanderung eben vom Erdboden hinweggefegt wurde. Nebst verschiedenen Original-Gedichten, dann der Uebersetzung der Chronik des Eusebius, ist Moses' bedeutendstes Werk wohl seine auf Geheiß des Bagratiden Isaak verfaßte „Geschichte Armeniens". Von den Uranfängen der armenischen Traditionen, der Wanderung Haiks [1] und seiner Enkel, geht der Annalist auf die historischen Epochen, zumal auf die, mit Armenien so eng verflochtene Arsaciden-Herrschaft über, wobei er bereits die Aufzeichnungen Agathangelus', die Zeitgeschichte Tiridates' und Gregors erweiterte, und die reichen historischen Schätze der Bibliothek zu Edessa ausbeutet[2]. Ohne dies Compendium, das im Laufe der Zeit freilich in Copien mancherlei Verstümmelungen und Lücken erfahren mußte, wäre es unserer Forschung, zumal aber den armenischen Conservatoren ihrer Literatur selbst vollends unmöglich gewesen, auch nur den kleinsten Einblick in die geistige Vergangenheit des Volkes zu gewinnen. Eine armenische Specialgeschichte von vollkommen nationalem Gepräge gibt und gab es nun freilich niemals, die fraglichen Werke mögen aber immerhin kostbar genug erscheinen, um gewisse Lücken im Zusammenhange der Ereignisse im nordöstlichen Vorder-Asien leidlich auszufüllen.

Von geringerer Bedeutung ist Moses' armenische Geographie, die übrigens ihn nicht in ihrem vollen Umfange zum Verfasser hat. Hatte nämlich schon dessen armenische Geschichte mancherlei Verstümmelungen erfahren, so gilt dies in Bezug auf das zweite fragliche Werk insoferne in noch höherem Maße, als es in demselben Abschnitte gibt, die wohl nur Uebersetzungen der allgemeinen Geographie des Papus von Alexandria sein dürften und nur durch weitläufige Zusätze, die engere armenische Heimat

---

[1] Interessant erscheint hiebei ein Passus, der sich auf die Sprache der Armenier bezieht ... „Als die Menschen jenes himmelstürmende Bauwerk (von Babel) zu errichten strebten, wurden dem am Frevel mitbetheiligten Stammvater der Armenier, Haik, zur Strafe „unerhörte Laute" in seine Sprache geworfen." Da das Armenische noch heute an solchen Lauten keinen Mangel hat (schon Mesrop mühte sich mit verschiedenen Lautzeichen seines Alphabetes ab), so steht es fest, daß das Armenische gleichaltrig mit dem babylonischen Thurmbaue sei. (Nach Schröder bei Lagarde, „Armenische Studien", 191.)

[2] Vgl. Neumann, a. a. O., 3.

betreffend, von Moses ergänzt wurden. Hin und wieder ward gar Moses' Verfasserschaft geleugnet[1], und Thatsache ist es auch, daß sich in dem fraglichen Werke Andeutungen und Aussprüche fanden, die gegenüber dem angeblichen Verfasser in einem ausgesprochenen anachronistischen Verhältnisse stehen[2].

Repräsentiren Salum, Aharon und zum Theile auch Gregor Magistros die schöne, Moses, Agathangelus die historisch-wissenschaftliche Literatur, so ist David der bedeutsamste Vertreter auf dem Gebiete der Philosophie. Auch dieser Classiker der armenischen Uebersetzerperiode hat seine Vorbildung meist außerhalb seiner Heimat, zumal in Alexandria und Constantinopel erhalten und anfänglich nur durch Uebertragungen auf die geistige Entwickelung seines Volkes eingewirkt. Die berühmteste dieser Uebertragungen ist jene der Aristotelischen Schriften. Dies classische Bildungsferment scheint nun freilich im Mutterlande Davids nicht jenen intensiven Erfolg gehabt zu haben, der seinen Ausdruck in einer vollkommenen Durchgeistigung der gesammten nachmaligen literarischen und wissenschaftlichen Thätigkeit gefunden haben würde. Der Aristotelische Geist hatte keineswegs das armenische Volk, ja nicht einmal den gebildeteren Theil desselben durchtränkt. Verkörpert in einer einzigen Person, eben in jener des Uebersetzers, erscheint das armenische Werk des griechischen Philosophen als geistiger Denkstein im Geistesleben der Armenier, weiter nichts. Viel größeres Aufsehen machten und mehr dem Ideenkreise der damaligen Zeit sich anschmiegend waren Davids Original-Arbeiten, zumal dessen Schrift über das „Kreuz der Nestorianer" [3], in der er mehr theologische Fragen behandelte und durch seine strenge Orthodoxie dem allgemeinen Verständnisse, in Folge des damals noch unmittelbarer wirkenden Abfalles des Patriarchen Nestorius[4], näher stand, als durch seine Meisterüber-

[1] St. Martin, II, 301 u. ff.

[2] An sonstigen bedeutenden Uebertragungen wären hervorzuheben: Euklids Geometrie von Gregor Mag.; Abhandlungen Platos von demselben; dann Uebersetzungen der historischen Bibliothek des Diodor von Sicilien, die Werke von Kallimachos, Adronicus, Olympiodor, wahrscheinlich auch die Schriften Hyppokrates' und die Homerischen Epopöen.

[3] Bei Ritter, X.

[4] Nestorius, Patriarch von Constantinopel, wurde auf der „Räuber-

tragung des Aristoteles. Aller Einfluß aber, der sich im Bildungsgange des armenischen Volkes fühlbar machte, ging indeß nicht nur von den Griechen, sondern auch von andern Nachbar-Völkern aus, denn wie es an dem armenischen Volke charakteristisch war, sich fremde ethnische Elemente zu assimiliren, so war auch in geistiger Beziehung diese Fähigkeit, oder wenn man es haben will, Fehler, ziemlich groß. Der Einfluß syrischer Literatur erscheint vollends festgestellt. Die Bischöfe im Gebiete zwischen Eufrat und Tigris, das an Hoch-Mesopotamien grenzte, waren eben Syrer, die Kirchensprache in Folge dessen das Syrische und die Rückwirkung dieses Zustandes auf Groß-Armenien so bedeutend, daß eine Zeit hindurch syrische Episkopen sogar nach dem armenischen Patriarchate strebten. Noch viel bedeutender war die Ingerenz des neu-persischen Zoroaster-Cultes. Schahpur II., schon oben mehrmals genannt, war bemüht mit Feuer und Schwert die alte Lehre in Armenien zu verbreiten und das probate Mittel, Apostaten durch Versprechungen zu gewinnen, brachte viele der armenischen Fürstengeschlechter zum Abfalle[1]. War es nun auch völlig undenkbar, daß eine derartige Gewaltherrschaft die Geistesrichtung und die hiemit verbundene Production in ein anderes Fahrwasser drängte, so war sie dennoch im negativen Sinne schon deshalb entscheidend, als es sich nicht blos um die Knebelung der Geister und um die Ausrottung eines verhaßten Religionsbekenntnisses allein handelte. Auch die schriftlichen Denkmäler, die Bibliotheken und jedes Buch, dessen man habhaft werden konnte, wurden der Vernichtung geweiht[2]. Daß ähnliche Stürme auch später über die sorgsam gehüteten geistigen Schätze hereinbrachen, hängt mit den historischen Drangsalen des

synode" zu Ephesus 431 vom heiligen Cyrill von Alexandrien angeklagt, daß er die zwei Naturen in Christo zu scharf trenne, das Wort nur „Wohnung nehmen" lasse im Menschen Jesus, nichts von einer „Gottesgebärerin", von einem Leiden des Logos wissen wolle. Unter thätlicher Mitwirkung jenes Heiligen (mittelst Fußtritten ꝛc.) wurde Nestorius verdammt und abgesetzt. Sein Anhang erhielt sich aber, zumal durch die Schule von Edessa und hatte durch den älteren Islam nichts zu leiden. (Note bei Braun, a. a. O., 183.)

[1] St. Martin, Histoire des révolutions etc. . . . a. a. O.

[2] Neumann, „Versuch ꝛc.", 7.

Landes und seines Volkes eng zusammen. Aber selbst das Gerettete würde uns kaum je bekannt geworden sein, hätte es nicht der gelehrte und patriotische Mechitar und nach ihm die von demselben gestiftete und nach ihm benannte Congregation wieder an das Tageslicht gebracht.

Das segensreiche Wirken dieses katholisch-armenischen Ordens ist allenthalben bekannt. Im Heimatlande durch das orthodoxe Armenierthum in seiner Existenz bedroht, oder doch gehemmt, sich frei dem Studium der alt-armenischen Literatur hinzugeben, gestört, übersiedelte die Congregation, nachdem sie 1712 durch Papst Clemens XI., ihre, dem Benedictiner-Orden abgelauschten Statuten bestätigt erhielten, nach Morea und als dieses den Türken zufiel nach Venedig, wo ihr die Republik die malerisch und einsam gelegene Insel S. Lazaro als buen retiro anwies. Mechitar selbst hatte nur ein Lexikon des Haikanischen und der armenischen Vulgärsprache verfaßt, bald hierauf aber begann die reiche Ausbeute, Drucklegung und Verbreitung der classischen Schriften und die Publication zahlreicher anderer specifisch orientalischer Sprachstudien, historischer und wissenschaftlicher Werke, die alle wieder durch deutsche[1] und französische, sowie durch andere europäische Philologen dem Fachpublicum des Abendlandes vermittelt wurden. Vollends zu einem großen historisch-geographischen Sammelwerke, jedoch nur in den heimischen Quellen wurzelnd, hat neuestens der Mechitarist Paul Lucas Indschidschean das reichhaltige literarische Material copilirt (neben einer Erdbeschreibung in 12 Bänden, von der übrigens im Manuscripte Einiges verloren ging) und so das Studium des Quellenschatzes wesentlich erleichtert . . .[2]

---

[1] Zuerst durch Dr. Neumann und Dr. Petermann. Das neueste Werk philologischen Inhalts sind die 1877 erschienenen „Armenischen Studien" von P. de Lagarde (Göttingen), ein Verzeichniß derjenigen armenischen Vocabeln, welche man durch Vergleichung mit Wörtern anderer Sprachen wirklich erklärt oder zu erklären versucht hat (2413 an der Zahl), nebst abhandelndem Texte.

[2] Manuscript-Uebersetzung v. H. Kiepert.

III.

Das pontisch-armenische Gestade-Land.

Trapezunt (Tarabozan), die Türkenstadt. — Historische Reminiscenzen. — Das Gartenland „Dschanik". — Zur kaukasischen Emigration. — Griechische Küstengaue. — Lazistan und das Volk der Lazen. —

Als die Xenophontischen Krieger auf ihrem Marsche aus dem Innern Armeniens von der Höhe des Küstengebirges zum erstenmale die Spiegelfläche des Pontus erblickten, da brachen sie in den begeisterten Jubelruf: „Thalatta, Thalatta!" aus [1]. Der Anblick des pontischen Küstenstriches mit dem modernen Trebisonde ist wol auch heute noch entzückend, ein wahres Paradieseslabsal für das, von den sterilen Hochlandschaften Armeniens ermüdete Auge. Die eigenthümliche Configuration der aufsteigenden Küstenstufen mit den uralten Stadttheilen zu oberst, knapp am Gebirge, gebannt in einen Kranz verwitterter Mauern mit verfallenen Thürmen und zwischen malerisch verwilderten Felsschluchten gelegen; die weitläufige Hafenstufe mit der, im Gartengrün begrabenen heutigen Uferstadt, der schimmernde Küstenstreif und dahinter das hellblaue Meer, — das Alles sind Detailbilder, die den Gesammtanblick zu einem wunderbar harmonischen gestalten und so manche bewährte Feder von Orientpilgern zu mehr oder minder gelungenen Schilderungen verleitet haben [2]. In der

[1] Anabasis, IV.

[2] Vgl. Fallmerayer, „Fragmente aus dem Oriente"; Jaubert, „Voyage en Arménie"; P. v. Tschichatscheff, „Asie Mineure"; Koch, „Wanderungen im Orient" ꝛc. — Ansichten: „Le Tour du Monde", 1875.

Nähe ändert sich freilich so Manches zu Ungunsten des historisch so bedeutsamen und geographisch nicht minder wichtigen Punktes am armenisch-pontischen Gestade. Mit dem Einzuge durch die alten Thore, über hochspannende Brücken, bis zu deren Rand die aus den Felsgräben heraufwuchernde Vegetation reicht, werden enge, winkelige Gassen, durch fensterlose Lehmmauern markirt, betreten und nur hin und wieder öffnen sich durch die Hauspforten seitliche Einblicke in die gartenähnlichen Höfe, mit ihren Lauschplätzchen, Brunnenbassins und dem Wein- und Epheugeranke an den Wänden . . . Trapezunts Lage auf einem natürlichen, in Terrassen ansteigenden Felsschemel an der Pontusküste war immerdar eine berühmte. Daß der Ort trotzdem eine nur wenig bewegte und keineswegs stürmische Vergangenheit hat, mag wohl aus der vom großen Weltgetriebe abseits gedrängten localen Entwickelung in staatlicher und hin und wieder in cultureller Beziehung entspringen. Im Rahmen unserer Abhandlung erscheint uns Trapezunt indeß nur von jenem Zeitpunkte ab beachtenswerth, wo das Schicksal dieser Stadt durch die Invasion der Osmanen auf viele Jahrhunderte hinaus entschieden wurde, ein Schicksal, das mit dem gänzlichen Verfalle der einst so blühenden und glänzenden Comnenen-Residenz gleichbedeutend ist [1].

Die Gründung des Trapezuntischen Kaiserthums durch den Comnenen Alexis I. ist zur Genüge bekannt [2]. In Folge der in Byzanz ausgebrochenen Palastrevolutionen und des hiebei stattgehabten Einschreitens der Kreuzfahrerheere, als vierjähriger Thronerbe flüchtig, verblieb Alexis bis zu seiner Volljährigkeit unter dem Schutze der letzten Comnenen-Sprößlinge in Colchis, worauf die Gründung des neuen Kaiserthums, (in der beiläufigen räumlichen Ausdehnung der bisherigen türkischen Statthalterschaft) erfolgte, vom colchischen Gestade bis Sinope einerseits und bis zu dem pontisch-armenischen Küstengebirge anderseits, also eine Gebiets-Ausdehnung, die mit dem Begriffe eines Kaiserthums wohl kaum in Einklang zu bringen war, zumal in der offensiven Machtfrage. Auch sonst waren mit dem byzantinischen Sprößling alle Gebrechen des eigentlichen Mutterstaates auf das neugegründete

---

[1] Hammer-Purgstall, „Geschichte des osmanischen Reiches", II, 57 u. ff.
[2] J. Ph. Fallmerayer, „Gesch. d. Kaiserth. Trapezunt", 63, 81.

Reich übergegangen und wie zu Constantinopel, so war auch zu Trapezunt nach dem Erstarken des Osmanenthums an eine längere Behauptung der Herrschaft nicht zu denken. Dieselbe hohle Aeußerlichkeit, auf falschem Glanze fußend, dieselbe innere Corruption, Weichlichkeit und Sittenlosigkeit, die das ohnedies zerbröckelte byzantinische Reich zerfraß[1], fanden ihre schädlichen Ableger auch am Hofe der Comnenen und so mochte das Trapezuntische Kaiserthum sein Verderben wol unabwendbar schon vom Anbeginne her in sich getragen haben. Thatsächlich verdankte es auch nur seinen verschiedenartigen, guten Beziehungen mit den entfernteren Reichen, die einen unleugbaren Machteinfluß ausübten, wie mit den benachbarten Grenzvölkern, darunter den Armeniern und Persern, seine Existenz, sowie der komnenische Kaiserhof nicht verabsäumte, seine als Schönheiten ersten Ranges geltenden Prinzessinnen[2] an Fürsten des verschiedenartigsten Calibers zu verehelichen. Selbst ein Turkmenen-Fürst — Uzun Hassan, der „lange Hassan" — führte eine solche Trapezuntische Schönheit heim und bei dem wenig kriegerischen Charakter der Bewohner drehte sich auch der höfische Zeitvertreib, namentlich der der fremdländischen Gäste, hauptsächlich um romantisches Minnewerben und Liebeslegenden aller Art[3]. Das konnten nun keineswegs die inneren Bedingungen zu einer ersprießlichen Fortexistenz sein. Zwar der Trapezuntische Handel beherrschte den gesammten materiellen Austausch zwischen den nördlichen Uferstaaten und Armenien, Persien, ja selbst nach entlegeneren Ländern[4] und dieselbe Handelsstraße, welche noch heute die armenischen Plateaus und das nördliche Iran durchzieht, war bereits damals die ungleich frequentirteste in der ganzen nördlichen Länderzone von West-Asien. Aber das belebende Element dieser Handelsbewegung waren keine Griechen, keine Trapezuntier, sondern Venetianer und Genuesen, namentlich aber letztere, die zu den armenischen Königen sogar in ein schutzherrliches Verhältniß traten, um auf

---

[1] Der Versuch einer Rechtfertigung in dieser Richtung, bei A. D. Mordtmann, „Belag. und Erob. Constantinopels", p. 106 u. ff.

[2] Hammer-Purgstall, a. a. O., II, 57.

[3] Fallmerayer, „Gesch. d. Kais. Trap.", 314.

[4] Fallmerayer, a. a. O., 308.

ihrem Handelswege durch das fremde Land nicht bar aller Garantien operiren zu müssen[1]. Sie waren es auch, die Luxus und Reichthum ins Land brachten und im Verein mit dem üppigen Hofe den Kaisersitz mit seiner romantischen Umgebung in ein wahrhaftiges Paradies verwandelten. Dort, wo sich heute öde Plätze mit Ruinen dehnen, zu Häupten der eigentlichen Castellstadt, stand der eigentliche Kaiserhof. Von seinen Marmorterrassen und Balconen aus war die Herrlichkeit der Comnenen nach allen Richtungen hin zu überblicken. Durch die Marmorsäle strich die aromatische Luft der zahllosen Blüthengärten und an dem spiegelglatten Wandgetäfel der Gallerien spielte das Sonnenlicht über blendende Farbenpracht. Und zunächst zu Füßen, welch imposanter Bau waren diese massiven, gewaltigen Mauern, diese Thürme und verborgenen Treppenfluchten von Doppelthoren verdeckt, und die felsigen Abgründe im Osten und Westen der oberen Castellstadt! Sie schienen für die Ewigkeit gebaut, aber es war eine feige Bewohnerschaft, die sie eventuell zu vertheidigen hatte und als das osmanische Unwetter über das Eldorado neu-griechischen Glanzes dahin fuhr, war's mit dem ersten Wetterstrahle vorüber. Wie die Stätte in Uhlands Ballade muthet heute der verödete Ort einstiger Pracht an. Zwar die Blüthengärten stehen noch und tausendfältige Frucht entsproßt diesem Boden, den selbst die Hufe der Türkenrosse nicht zu vernichten vermochten, aber was aus dem urwaldähnlichen Geranke hervorlugt ist altersgraues löcheriges Gemäuer und was sich hoch in den Lüften im Sonnengolde badet und über die dunkelgrünen Kronen in die Felsabgründe blickt, sind morsche krenellirte Mauern in denkbarster Verwahrlosung[2]. In der Tiefe liegen noch ruinenähnliche Bauten, wie fern im Westen die einstige Hagia Sofia (jetzt zum Theil in eine Moschee umgewandelt), und die hohe Uferstufe ist nach wie vor mit den luftigen Riegel- und Balkenhäusern besäumet, in denen einst Perser, Indier, Armenier und

---

[1] Ueber die hiebei aufgeführten Schutzcastelle, die sich zum Theile noch bis auf den Tag erhalten haben sollen (Beiburt, Hassankaleh rc.), bei W. Hamilton, „Asia minor", I, 185; J. Brant, Journey etc. . . . bei Ritter, 18, rc.

[2] Koch, „Wanderungen", I, 427 u. ff.

Turkmenen ihre Producte und Reichthümer aufspeicherten, um sie durch die genuesischen Handelshäuser nach Westen und Norden hin befördern zu lassen. An diesem lieblichen Ufer dehnen sich auch noch die Weingärten und Obsthaine, von denen die älteren Chronisten schwärmten[1], Myrthen und Lorbeer sind geblieben und im Frühjahre duften die Citronenblüthen und klagen die Nachtigallen im Rosengebüsch.

Wie zu Constantinopel, so hatte auch in Trapezunt der Eroberer Mohammed II. ein furchtbares Blutgericht gehalten. Der letzte Comnene David und seine ganze Familie wurden nach dem Bosporus geschleppt und dort in den Kerkern hingerichtet. Dann ward mit der systematischen Ausrottung des griechischen Elementes begonnen, zuerst in den oberen Sphären, dann bis in die untersten Schichten hinab, unerbittlich und barbarisch, wie dies schon in der Art der Enkel Murad II. und Bajazid I. lag[2]. Selbst die einfachen, wenn reichen, Landbesitzer wurden von Haus und Hof gejagt und irgend ein lohnbedürftiger Osmane, zumal wenn er einen militärischen Grad einnahm, in dessen Besitz eingesetzt[3]. Dabei scheint derselbe Barbar, Mohammed II., der gelegentlich der wildbestialischen Orgien, die die rohe osmanische Soldateska in der Hagia Sofia zu Constantinopel beging, noch immer Kunstsinn genug an den Tag legte, daß er den Zerstörer des Bodenmosaiks mit seiner Axt niederhieb, auch in Trapezunt durch den natürlichen Zauber des Landschaftsbildes gefangen genommen worden zu sein. Wenigstens heißt es, daß er den ganzen Winter, der auf die Eroberung und Einverleibung von Stadt und Land ins osmanische Gesammtreich folgte, in der pontischen Küstenstadt verblieb und sie späterhin dem erstgeborenen Prinzen als Regierungssitz anwies, eine Einrichtung, die auch später geraume Zeit in Uebung verblieb. Wichtiger ist, daß die nachmaligen Sultane von Trapezunt aus ihre Eroberungen über die kaukasischen Länder ausdehnten und

[1] Ewlia Effendi, bei v. Hammer-Purgstall; Hadschi Chalfa in Norbergs „Dschihan Numa", 2c.

[2] Vgl. Ueber die Christenschlächtereien Murad II. zu Saloniki, bei Zinkeisen, „Gesch. d. osmanischen Reiches in Europa", I.

[3] Hammer-Purgstall, a. a. O., II.

den persisch-armenischen Handelsverkehr unterbanden. Mit dem Besitze von Constantinopel im Westen und Trapezunt im Osten ward Mohammed II. so recht zum ersten großen Beherrscher jenes Reichscomplexes, der bis in die neueste Zeit hinein identisch mit der Machtgrenze des Osmanenthums in Europa und Asien blieb. Erst mit dem Vorrücken der Russen über den Kaukasus zu Beginn unseres Jahrhunderts begann das stückweise Abbröckeln jenes Territorial-Besitzes, durch den die Sultane zu unumschränkten Herrschern an der Schwelle zwischen Iran, Kaukasus und Vorder-Asien wurden.

Daß Trapezunt im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu Grunde ging, kann bei der bekannten Art gouvernementalen Verfahrens in allen Regierungs- und Verwaltungsfragen kaum befremden. Selbst die seit 1836 auf dem Schwarzen Meere ins Leben gerufene Dampfschifffahrt hat dem allgemeinen Niedergange nicht zu steuern vermocht, denn die verschiedenartigsten Vexationen und die denkbar unvernünftigste Zolladministration hemmen jeden gesunden Handelsverkehr[1]. Zudem hat die Pforte in den benachbarten Gebieten — in Lazistan und im Dschanik — so unglaublich dies klingen mag, thatsächlich erst in den letzten Jahrzehnten, seit Mahmud II. energischem Regimente, autoritativ Fuß gefaßt. Inwieweit dies von der westpontischen Küstenprovinz, dem Gartenlande „Dschanik" (dem Lande der Tzanen)[2], gilt, mag um so mittheilenswerther sein, als die dortigen Verhältnisse damals innig mit dem Schicksale der beklagenswerthen armenischen Provinz verknüpft waren. Vor noch kaum vierzig Jahren lag das Dschanik noch vollkommen außer der Machtsphäre der Pforte. Die Unwegsamkeit des Gebietes, der geringe Verkehr und die urwaldähnliche Vegetation, welche sich über die meist steilen Küstenberge (mit romantischen, versteckten Schluchten) breitete, sowie die geringe Productivität des Bodens (trotz des natürlichen Reichthums an Baumfrüchten) machten die benachbarten Gouverneure keineswegs lüstern. Gleichwohl tauchte um diese Zeit in der pontischen Küstenprovinz ein einheimischer Feudalherr (Dere-

[1] Consularbericht im Manusc. (Vgl. „Oesterr. Monatsschr. für den Orient", II, 29.)

[2] Hammer-Purgstall, a. a. O., I, 227.

Bey, d. i.: Thalfürst) auf, der als Repräsentant der Regierung zwar Steuer einheben konnte und mußte, um den regelmäßigen Provinz-Tribut an die Hohe Pforte abführen zu können, im übrigen aber mit wahrhaft patriarchalischer Urwüchsigkeit sein Territorium verwaltete. Es war der mehr und mehr wachsende Machteinfluß dieses Feudalherrn und Gouverneurs, Tahir Pascha, der den viel mächtigeren, aber ungleich grausameren Gouverneur Armeniens, Jussuff Pascha, reizte, und einen unbegrenzten Neid in ihm erwachen ließ. Da die Pforte Willens war, Tahirs Regiment bis zu den lazischen Bergen auszudehnen, um die gefährliche Nachbarschaft dieses östlichen Grenzvolkes, auf das wir weiter unten noch zurückkommen werden, unschädlich zu machen, beeilte sich der Erzerumer Gouverneur seinen Bruder Osman, gleich Jussuff ein Vampyr der verächtlichsten Sorte, in Trapezunt einzusetzen und so, ganz den Intentionen der Regierung zuwider, die Autorität Tahirs zu beschränken. Was konnten für den selbstsüchtigen Gouverneur Armeniens die Verfügungen der Pforte bedeuten, ihm, der wie ein Halb-Souverän in den verarmten und ausgepreßten Gauen zwischen Pontus und Kurdistan hauste? Jussuff wußte die Sache aber noch viel klüger anzufassen und ehe er zu directen Eigenmächtigkeiten und Gewaltacten schritt, denuncirte er seinen Nachbar Tahir in Constantinopel als einen offenen Rebellen und daraufhin erhielt jener die entsprechenden Vollmachten einzuschreiten. Zwar war der Strauß kein leichter und die flinken unnahbaren Bergjäger des Dschanik trotzten. selbst den 20,000 Mann, die gleich einer plündernden und mordenden Horde von den armenischen Tafelländern ins Gestadeland eingebrochen waren, am Ende aber blieb dennoch der größte Theil der Provinz den Jussuff'schen Mordgesellen zugänglich und die unerhörtesten Grausamkeiten wurden auf Rechnung der officiellen Regierung in einer ihrer ruhigsten Provinzen begangen[1].

Jussuff, der Armenien zu Grunde gerichtet hatte durch offenen Raub, nichtswürdige Erpressung und andere unerhörte despotische Acte, ward somit auch zum Vernichter der Erwerbsquellen eines ganzen Volkes, das sich nur des einen Verbrechens schuldig gemacht hatte, seinem Gouverneur und Feudalherrn treu

[1] Rosen, „Geschichte der Türkei", a. a. O.

geblieben zu sein. Daß bald hierauf Osman Pascha, der die vernichtete Provinz übernahm, ein Winkel-Despot noch schlimmerer Sorte wurde, als sein ehrenwerther Mentor, kann nimmer befremden. Da aber all dieses Gelichter auch die Pforte betrog und nur verschwindende Bruchtheile jener Summen als Tribut einsandte, die sie dem rechtlosen Volke abgenommen hatten, so muß man in der That staunen, daß all diese gesegneten Länderstriche nicht vollends in Verwilderung und Barbarei sanken. Man glaube indeß ja nicht, daß die Christen allein in dieser Hölle auf Erden schmachteten; es traf auch die Moslims und erstere waren nur insofern noch schlimmer daran, als sie neben dem Drucke von oben auch noch der Verachtung ihrer andersgläubigen Mitbürger, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, ausgesetzt waren[1]. Es ist im Uebrigen ein Irrthum, wenn hin und wieder Stimmen laut werden, welche die Aufhebung der früheren Feudalherrschaft, als die dem Lande entsprechendste, beklagen. Als Sultan Mahmud II. dies that, da war es nur seine Absicht, die ungebundene Machtstellung der autochthonen Provinz-Gouverneure zu brechen und sich eine gefügigere Büreaukratie zu

[1] In Colchis und im Innern Klein-Asiens ist es wahrhaft eine Infamie Christ zu sein. Das Christenthum ist hier so vollständig besiegt und geknickt, daß an ein Wiederaufleben von innen heraus unter keinerlei Umständen zu denken ist. Es ist die Religion der Vorstädte und schmutzigen schlechten Winkel, während alles Volk in der Citadelle (von Trapezunt) in den höher und zierlich gelegenen Stadttheilen und auf den Landsitzen türkisch redet und den Islam bekennt. Zu diesen Privilegien der Ehrenhaftigkeit, des Reichthums und der Macht gesellt sich in Anatolien auch noch das numerische Uebergewicht der Mohammedaner, so daß den Christen selbst die Hoffnung zur Freiheit entschwunden und die Rache allein im Herzen geblieben ist. Wer die Rache am Geschlechte Osman vollzieht, ist der legitime, von Gott selbst auserwählte Herr dieses Himmelsstriches. Einer Zeit, wie der unsrigen (1840) muß die Staatsklugheit, mit welcher das aller Verbesserung feindselige Volk der Türken seiner Herrschaft eine so dauerhafte Grundlage zu geben vermochte, als ein höchlich zu beachtendes und besonders respectables Phänomen erscheinen. (Fallmerayer, „Fragmente aus dem Orient", 168.) Aber diese Herrschaft muß denn doch nur ein Schein gewesen sein, wenn der Fragmentist an anderer Stelle (S. 216) den türkischen Großen die Worte in den Mund legt: „Wären die Christen nicht eine hündische, weinberauschte Rotte erbärmlicher Wichte, sie hätten uns schon lange aus Europa hinausgepeitscht."

schaffen. Er befreite aber auch die Provinz-Bevölkerung, ohne es direct beabsichtigt zu haben, von dem Jammer ewiger Fehden zwischen den einzelnen Gouverneuren selbst, unter welchen die Länder und Völker ebenso wenig gedeihen konnten, als wie unter der späteren bis auf unsere Tage sich erhaltenen Pascha-Wirthschaft, die unter officiellem Deckmantel ihre Schandthaten großzieht.

Mit Trapezunt ist noch ein anderes besonderes Capitel der orientalischen Völkerschicksale verknüpft: die kaukasische Emigration . . . Die Völker des Ostens erfreuen sich bei uns unleugbarer Popularität. An den Boden, den sie einnehmen, knüpfen wir in der Regel Vorstellungen von urwüchsiger Romantik, die angeblich in unseren von der Natur beleckten Heimatländern nicht ihres Gleichen findet; die einsamen Niederlassungen lassen an patriarchalischer Idyllität nichts zu wünschen übrig, und die Söhne dieser Länder und Städte sind die typischesten Repräsentanten zahlreicher, von anheimelnder Naivetät beherrschten Familien-Gemeinschaften. Von der zweifelhaft edlen Beduinen-Romantik, die durch erfindungsreiche optimistische Reisebriefsteller im abendländischen Publicum durch Jahrzehnte eine nie verdiente Beachtung und Sympathie zu erlangen wußte, sei hier gar nicht die Rede. Selbst der gelehrte Layard hat hierin mancherlei verbrochen und so wahr und getreu und farbenprächtig seine Schilderungen des ninivitischen Frühlings sind [1], so romanhaft und unwahr nehmen sich in Wirklichkeit seine in die köstlichen Bilder hineingewobenen Staffagen aus. Daß die richtigen und ächten Beduinen das denkbar bettelhafteste und treuloseste Gesindel von der Welt sind, hat man mit der Zeit zu erfahren vollauf Gelegenheit gehabt; Chateaubriands Nachtreter sind allmälig außer Cours gebracht worden und heute glaubt Niemand mehr an den Liebeszauber in chaldäischen Oasennächten, oder an die sentimentalen Scheikstöchter, die gleich überirdischen Wesen in der Blüthen- und Gartenwildniß dem Weltgetriebe entlegenen Santonscapellen wandeln sollen [2] . . . Viel hartnäckiger hat man in dem mit

[1] Layard, „Niniveh and its Remains“, a. a. O.

[2] Eine rühmliche Ausnahme macht in dieser Richtung der farbenprächtige Cultur-Roman C. v. Vincentis, „Die Tempelstürmer Hocharabiens“, der jene religiös-reformatorische Bewegung zum historischen Grundthema

der nackten, einfachen Thatsache nimmer zufriedenen deutschen Lesepublicum an der Romantik des Völkerlebens im Kaukasus festgehalten. Neben der räumlichen Entfernung, welche, wie bekannt, gleich großen Zeitabständen am besten geeignet ist, Länder, Völker und Ereignisse in milderem Lichte, mitunter auch poetisch verklärt erscheinen zu lassen, scheint uns an der optimistischen Auffassung der kaukasischen Völker Niemand geringerer die Schuld zu tragen, als Rußlands größter Dichter — Alexander Puschkin. Jeder halbwegs Belesene kennt bei uns die prächtigen, von einer unvergleichlichen Schwermuth getragenen Bilder, die er in seinem epischen Gedichte „Der Gefangene im Kaukasus" uns vorführt. Abgesehen von der energischen Malerei, die sich in der Localität dieses herrlichen Poëms entfaltet, gibt es wenige Dichter, die mit dem Aufwande aller Seelenqualen den Kampf im Empfindungsleben so schmerzhaft zerfasernd dargethan haben, als Puschkin in den Schilderungen der Erlebnisse des gefangenen Russen im Kaukasus. Und um die Gefühlsseligkeit zwischen dem geächteten Fremden und dem cirkassischen Mädchen schlingt eine romantische herrliche Welt, die Firnkette des Kaukasus, der blaßblaue Zahn des Elbrus mit der blinkenden Eiskrone, den schützenden Gürtel, damit das Lied des Leides nicht darüber hinausfliege, die Luft glücklicherer Zonen zu durchschauern[1].

Das ist Alles Dunst und Täuschung geworden, seitdem die für subjective Empfindungen weit weniger empfänglichen Forschungsreisenden die einsamen Thäler des kaukasischen Isthmus durch-

---

hat, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Abdul Wahab vom arabischen Hochlande ausging und von ihren puritanischen Leitern den greifbarsten Ausdruck durch die fanatische Wuth in der Zerstörung aller Prachtbauten des sunitischen und schiitischen Islams fand. Die auffallend herrlichen Detailbilder in diesem Culturgemälde sollen hier offenbar nur den Ereignissen selbst das nöthige Relief geben.

[1] Nicht dich umarm' ich, eine Andre,
Um sie nur wein' ich in dein Haar,
Sie wandert mit, wohin ich wandre,
Und macht mich elend immerdar!
Drum laß mir, Mädchen, meine Ketten,
Die Träume und die Einsamkeit.
Kannst du mich vor Erinn'rung retten,
Kannst theilen du mein bittres Leid? —

wandert haben, und uns klar und überzeugend vordemonstrirten, daß alle poetischen Emanationen früherer Reisender eitel Humbug seien. Es ist nicht zu leugnen, daß einzelnen Bergvölkern des Kaukasus Mancherlei anhaftet, sei's nun in rein ethnischer Beziehung, oder in religiös-sozialer, was unser Interesse für sie wärmer zu gestalten vermag; aber sogenannte „interessante Völker" gibt es ja nach dem bekannten diplomatischen Schlagworte auch in der europäischen Türkei, in Anatolien und im Taurus, abgesehen von der Legion culturbedürftiger Völker, welche über die ganze Erdkugel verbreitet sind. Die Erfahrungen, welche zunächst Rußland mit den kaukasischen Bergvölkern gemacht hat, sind hier viel maßgebender. Bis ins Jahr 1864 hinein haben sie mit den unbotmäßigen Stämmen der Höhen und der Thäler einen Kampf geführt, der es nicht auf die Vernichtung der Existenz des Gegners abgesehen hatte, sondern auf die Schaffung normaler, geordneter Zustände[1]. Die Freiheit, welche die Tscherkessen, Tschetschenzen und Abchasen meinten, war immerdar die

---

Du hörtest meines Herzens Beichte,
Nun reich zum Abschied mir die Hand.
Leb wohl! Des Weibes Lieb ist seichte;
Kurz trauert sie, zerriß ein Band.
Die Liebe weicht der langen Weile.
Dann schärft sie neue Liebespfeile! —
(Uebers. v. A. Seubert, a. a. O., 30.)

[1] Die Regierung verfolgte ihre rein praktischen Ziele mit eiserner Consequenz. Anstatt die Eingeborenen mit Civilisations-Experimenten zu quälen, was dem Asiaten ebenso unerträglich wäre, als wenn man ihn zwingen wollte, seine kleidsame Tracht abzulegen und sich in europäische Kleider zu stecken, schonte man sorgfältig die Landessitten und Gebräuche. Anstatt unklaren Schlagworten des Tages zu huldigen und sich etwa damit befassen zu wollen, die Civilisation nach Osten zu tragen, beschränkte sich die Landesregierung darauf, Zucht und Ordnung zu halten. Den einzelnen Stämmen blieben ihre alten Gewohnheiten und Lebensformen gewahrt und die Administration lag allezeit zumeist in den Händen der Eingeborenen. Zugleich aber, und das ist das Wichtigste, verfolgte die Regierung den religiösen Ueberzeugungen gegenüber strengste Neutralität und läßt Jedermann nach seiner Art selig werden. Es ist also durchaus falsch, daß der russische Gewinn in Kaukasien nur eine beispiellose Verwüstung nationalen Lebens sei. (F. von Hellwald, „Die Erde und ihre Völker", II, 401.)

Freiheit in jeder Art von Zügellosigkeit. Daß derjenige der Freieste sei, welcher dem Gesetze sich zu unterordnen verstehe, konnte für die Helden Daghestans und der Kabarda wohl nur ein unverständliches Theorem bleiben, abgesehen davon, daß selbst die einzelnen Autonomien nichts von dem besaßen, was man gemeinhin unter bürgerlicher Freiheit versteht. Thatsächlich kämpften die kaukasischen Bergvölker durch Jahrzehnte um eine Unabhängigkeit, die sie ihrer innersten Organisation nach niemals besaßen. Wo es in der Bergwildniß noch einen Clan gab, der von russischen Soldaten nicht bezwungen war, da herrschte der „Psech", der Fürst, unumschränkt und despotisch wie kein Winkeltyrann in den centralasiatischen Khanaten. Die Leibeigenschaft der untern Classe war eine so drückende[1], wie niemals zuvor in dem benachbarten Rußland, und wenn dennoch die Bergvölker gegen den fremden Eindringling ihren Boden mit seltenem Heldenmuthe vertheidigten, so war's einerseits wilder Trotz, anderseits der Hang zu gesetzlosen Zuständen und drittens die leidenschaftliche Neigung zum Kampfe. Wie wenig Rußland selbst willens war, sich der beispiellos verwilderten Bergstämme anzunehmen, beweist schon nachfolgende Thatsache in hinlänglichem Maße. Als im Jahre 1864 Großfürst Michael die letzten Tscherkessenstämme im westlichen Kaukasus niedergeworfen hatte, stellte es die Regierung denselben frei, sich entweder den russischen Gesetzen zu fügen oder das Land und das Gesammtreich zu verlassen. Damals leisteten nahezu 300,000 Tscherkessen, Abchasen und Kabardiner der letzteren Aufforderung Folge, indem gleichzeitig die türkische Regierung sich bereit erklärte, die Emigranten gastfreundlich aufzunehmen. Daß das russische Gesetz noch immer besser war, als die Hospitalität der rechtgläubigen Brüder in der Türkei, sollten die damaligen Emigranten nur zu bald erfahren. Die zahllosen Dampfer, welche wunderlicher Weise die russische Regierung selbst beigestellt hatte, setzten binnen wenigen Wochen die Emigranten an der türkischen Pontusküste ab, und zwar zuerst in Trapezunt. Hier ward ihr Erscheinen bald zu einer furchtbaren Invasion. Gleich riesigen Heuschreckenschwärmen occupirten sie provisorisch alles Land umher, nur nothdürftig

[1] v. Berg, „Türkische Tscherkessen", in d. „Wien. Abendpost", 1876.

bekleidet und ohne alle Proviantvorräthe, Anfangs vom Bettel, später von Diebstahl und Raub lebend. Hunderttausend Flüchtlinge hatten bereits die Blüthengestade von Dschanik zertreten und immer noch hielten die plumpen russischen Transportschiffe an den Küstenpunkten, um neue zahllose Candidaten des Hungers ans Land zu setzen. Da sie ihre eigenen Kinder nicht verzehren konnten, so ward bald die Stadt Trapezunt selbst, sowie auch das benachbarte Samsun und Kherasunt vor den gefährlichen, in jeder Richtung elend herabgekommenen Massen nicht sicher.

Das war der erste Gruß der von der Pforte pomphaft angekündigten Gastfreundschaft. Der ehrenwerthe Gouverneur von Trapezunt schloß sich im sogenannten Castell ein und ließ zu seiner persönlichen Sicherheit ein altes rostiges Kanonenrohr, das seit Paskiewitschs Zeiten im Schloßhofe lag, aus dem Sande hervorscharren und in eine zur Bresche gewordene Schießscharte einstellen, um eventuellenfalls Feuer auf seine Schutzbefohlenen zu geben. Im Grunde war es dem Manne auch ganz und gar nicht zu verargen, daß er so handelte. Es war die Pflicht der Pforte, sofort Anstalten für die erste Verpflegung der Emigranten zu treffen und deren Weiterbeförderung so schleunig wie möglich anzuordnen, um Massenanhäufungen vorzubeugen. Aber die russischen Dampfer waren schneller als die Dispositionen der Stambuler Regierung . . . „Jawasch dostler jardümüziz Allahdan gelur“ [1], riefen die Sykophanten am goldenen Horn. Aber auch Allah scheint sich mit seiner Hilfe nicht zu sehr beeilt zu haben, denn eines schönen Tages begann der Hungertyphus seine ersten Opfer zu holen und in wenigen Tagen nahm derselbe derartige Dimensionen an, daß an einzelnen Tagen oft 400—500 der bedauernswerthen Emigranten demselben erlagen. Die Emigration hatte im Frühjahre begonnen, im Herbste desselben Jahres war ein Drittel, sage ein Drittel, oder in Ziffern: 100,000 Personen derselben in den schattigen Thälern des Dschanik zur ewigen Ruhe bestattet. Mit Hunderttausend buchstäblich Verhungerten hatte die Pforte das Freundschaftsbündniß mit den Heimatlosen besiegelt. Es war eine bittere Erfahrung für die rechtgläubigen Brüder, aber sie verzweifelten nicht. Waren sie

[1] „Langsam, Freunde; Eure Hilfe kommt von Gott!“

doch den Klauen der Moskowiter entronnen, und sollten sie ja nunmehr, nachdem ein Drittel von ihnen ausgerungen hatte, in die europäische Türkei, nach Frengistan, wo Alles eitel Gold ist und Honig und Milch in den Bächen fließt, überführt werden. War das eine bittere Enttäuschung, als die Donaudampfer der damals eben im Entstehen begriffenen ottomanischen Flußschifffahrt die freien Söhne des Kaukasus an den nackten, mageren Gestaden Bulgariens absetzten! Keine Schluchten, keine Gebirgswildniß, nicht einmal Schlupfwinkel zur Bergung geraubten Gutes — nichts als plattes Land und eine feige Bewohnerschaft, die nicht einmal gesonnen schien, mit den fremden Männern die Klingen zu kreuzen [1]. Gleichwohl stießen aber die zerlumpten und verhungerten „Edlen", die ihren Schutzbefohlenen gegenüber in puncto der Bedrückung den Russen nicht im Mindesten nachstanden, die rostig gewordenen Schwerter in den Boden, mit welcher Ceremonie sich die Tscherkessen nach altem Brauche als Herren des neuen Landes erklärten. Damit war der Anfang zu der alten Wirthschaft gemacht und wo eine Colonie entstand — die sich übrigens nur durch Schmutz und Armseligkeit hervorthun konnte [2] — da gab es auch wieder, wie vorher in den cirkassischen Bergen, Herren und Leibeigene, und da keiner von beiden arbeitete, kamen die weiteren Tscherkessen-Tugenden, das Rauben und Plündern sofort in Uebung. Nur mit dem Mädchenhandel ging es nunmehr rasch herab, da es an tauglichem Nachwuchs gebrach und der mittlerweile in Schwung gekommene bulgarische Mädchenraub

---

[1] Dort wurde nach dem Grundsatze, daß „alles Land des Sultans sei", den Bulgaren einfach ein Theil ihrer Grundstücke weggenommen und die Ansiedlung der Tscherkessen noch dadurch erleichtert, daß man die Bulgaren zwang, ihnen beim Aufbauen der Hütten behilflich zu sein. Theilweise hatte man die Bulgaren sogar aus ihren eigenen Häusern an die Luft gesetzt, um den angekommenen Tscherkessen während der Zeit des Hüttenbaues ein Asyl zu geben, während man sich um die einstweilen obdachlosen Bulgaren wenig beunruhigte. So fand man späterhin die Colonien jener kaukasischen Einwanderer, von der serbischen Grenze angefangen bis nach Schumla und Adrianopel, theils unter den stolzen Namen glorreicher Sultane, als Medschidieh, Osmanieh, Mahmudieh, Orchanjeh u. s. w., theils unter der einfachen Benennung Tscherkeßköj — Tscherkessendorf. (v. Berg, a. a. O.)

[2] F. Kanitz, „Donaubulgarien", II, 71.

sich als wenig lucrativ erwies. Wenn man einen georgischen Dolch liebt, so kauft man kein tartarisches Krautmesser, dachten die Agenten und wiesen die tscherkessischen Biedermänner mit ihrer weinenden und zappelnden Waare ab.

In jüngster Zeit haben sich um Trapezunt abermals Scenen aus dem kaukasischen Emigranten-Elend abgespielt, die nur insofern von ihrer traurigen Härte verloren, als der Jammer eines ohnedies genug barbarischen Krieges diese Scenen übersehen ließ. Nach der verunglückten Fazly'schen Expedition über Suchum-Kale hinaus, haben bei 36,000 Kaukasier, meist Abchasen ihre Heimat freiwillig verlassen, um unter dem Schirm und Schutz des Padischah auf fremder Erde eine neue Existenz zu finden. Daß diese Erde, die Türkei, im Großen und Ganzen genommen, diesmal so wenig gastlich war, wie vor zwölf und dreizehn Jahren, ging aus mancher Nachricht von der Pontusküste hervor. Hauptsächlich aber war es wieder Trapezunt, wo die Emigranten in hellen Haufen anlangten, aber die Männer fanden diesmal wenigstens sofort ihr Brod, indem sie in den Kampf zogen, der für sie immerdar ein Raubkrieg war und ist. Die Pforte, welche ihren braven Nizams seit Jahr und Tag den Sold schuldig blieb, dafür aber dickbäuchigen Inhabern von Sinecuren in Stambul Gehalte bis zu 60,000 Piastern oder 6000 Gulden pro Monat (!) auszahlte, hatte für die Abchasen selbstverständlich kein Geld. Sie war daher indirecte gezwungen, gegenüber den tscherkessischen Brandschatzungen einfach ein Auge zuzudrücken, indeß sie sich officiell in den Harnisch warf und angab, daß sie dieser Räuberromantik zu jeder Zeit energisch zu steuern bemüht war. Den Weibern und Kindern war aber nicht einmal mit dem Kriege gedient und sie waren es, die, halb nackt und hilflos, ohne Heim und Besitz, in den — Blüthengärten von Dschanik ein ähnliches Loos fanden, wie es vor einem Dutzend Jahren ihre zuerst emigrirten Landsleute gefunden hatten[1]. —

[1] Ganz wunderlich nahm sich hiebei eine Nachricht aus, daß der Vicekönig von Egypten diesmal eine große Zahl von Emigranten zur Colonisirung des Nilthales herbeigezogen habe und daß eine oder zwei Schiffsladungen dieselben auch thatsächlich am Gestade des Pharaonenlandes abgesetzt hätten. Es ist nicht bekannt geworden, was an dieser Nachricht Wahres sei; ein Glück für die armen Fellahs, die ohnedies den ungeheuer-

Nach diesem Intermezzo wollen wir uns nun wieder dem pontischen Küstenlande zuwenden. Um den richtigen Ueberblick über die politischen und socialen Zustände der östlich liegenden Gebirgswelt und deren geographische Bedingungen kennen zu lernen, bedarf es zunächst einer knappen Situationsskizze von Trapezunt ab bis über Batum hinaus, wo die imposanten und urwüchsigen Gebirgsformen mälig zusammenschrumpfen, um durch die Sumpf- und Dünenstriche des cholchischen Küstengebietes und später durch die urwaldartige Vegetationszone im mingrelischen Tieflande ersetzt zu werden. Das fragliche Küstengebirge von den Thoren Trapezunts bis zu seiner natürlichen östlichen Abgrenzung am Tschoruk-Flusse, ist von den allgemeinen Zeitläufen, von den politischen oder civilisatorischen Umwandlungen oder Entwicklungsstufen der Nachbargebiete in einer Weise isolirt geblieben, wie kein zweites Territorium in Vorder-Asien. Schon die Lage desselben abseits irgend einer hervorragenden Völkerstraße, an der Peripherie mächtiger Weltreiche, deren Grenzmarke sie unter den buntesten Wandlungen der politischen Machtverhältnisse in Vorder-Asien seit zwei Jahrtausenden geblieben, mußte genügen, um den Bewohnern dieser abgelegenen Gebirgsgaue eine gewisse Selbstständigkeit, ja Unabhängigkeit zu verschaffen. So war es, als Xenophon mit seinen Zehntausend über die Pässe des pontischen Küstengebirges nach Trapezunt herabzog, und das gleiche Verhältniß blieb, als später Trajan seine Castelle an diesem Gestade errichtete, und Justinian Anstrengungen machte, Herr der Gebirgsvölker zu werden. Bekannter als jeder andere Zwischenfall sind die blutigen Reibereien in den lazischen Hochbergen aus der Zeit Mithridates d. Gr., und dieser unbändige Unabhängigkeitsdrang ist den Völkern bis in unsere Tage hinein geblieben. Zahlreiche Rebellionen füllen die moderne Geschichte dieser Küstengaue aus und selbst die culturvermittelnde

---

lichsten Vexationen unterliegen, wären die kaukasischen Biedermänner mit ihrer zügellosen Barbarei wohl kaum gewesen. Daß der kaukasische Aelpler überdies in den Marschen des Nildeltas eine ziemlich wunderliche Staffage abgegeben hätte, wollen wir nur nebenher bemerken; viel drastischer würde sich die Thatsache ausgenommen haben, diese, jeder Civilisation unzugänglichen Gurgelabschneider im Schatten der Memnonsstatuen und unter den Sycomoren von Fayum auf uraltem Culturmoder wandeln zu sehen.

Dampfschifffahrt hat in den Zuständen derselben nichts geändert. Es würde in der That auch schwer fallen, an den stürmischen Klippen-Ufern des Gestadelandes auch nur die allerbescheidensten localen Bedingungen zu einem Contacte mit der Außenwelt ausfindig zu machen; die mächtigen Gebirgscoulissen, welche sich südwärts immer großartiger entwickeln, fallen mit ihren Felsstirnen mitunter steil, von der See ganz und gar unnahbar, zum Gestade ab und nur die Mündungsstellen der zahlreichen aber torrentenartigen Küstenflüßchen lassen in der natürlichen steinernen Schranke Einfallsthore offen. Daß diesen nicht die Bedingung innewohnen kann, den Verkehr zwischen dem Landes-Innern und der Außenwelt durch eventuelle Schifffahrtslinien zu vermitteln, erscheint mehr als klar.

Von dem gesammten Küstengebiete zwischen dem Dendermen-Su bei Trapezunt und Tschoruk-Tschai dürfte nur ein Bruchtheil, der nicht ganz die Hälfte repräsentirt, zum eigentlichen Lazistan zu schlagen sein, bewohnt von jenem oben genannten wilden, räuberischen, der Blutrache wie der Fehde gleich leidenschaftlich ergebenen Volke der Lazen. Ihre Gaue liegen ganz im Osten des Küstengebirges, wo es seinen eigentlichen alpinen Charakter annimmt und zwischen gewaltigen Bergwipfeln, die die Schneegrenze erreichen, wunderbar üppige Waldlandschaften und unnahbare Hochtriften entfaltet. Dort liegen die Gehöfte der Bergbewohner, starke Riegelbauten mit Spitzdächern, hin und wieder die Schindel-Eindachung auch mit schweren Steinen beschwert, ganz wie im Berner Oberland, oder in anderen Alpenstrichen des Westens. Bevor wir in diese selten betretenen Gebirgsgaue eintreten, bedarf es wohl der topographischen Vermittlung von Westen her, wo das Küstengebiet mälig in jenes Gestadeland übergeht, und das im Laufe der Jahrhunderte ungleich mehr mit der Außenwelt in Verbindung gestanden hat. Es ist der Strich von Trapezunt über Tripoli, Kherasunt und Samsun nach Sinope. Die griechische Herrschaft der Comnenen ist, wie wir gesehen haben, keineswegs ohne Einfluß auf die nachbarlichen Gaue Lazistans geblieben, und noch heute reicht das griechische Bevölkerungselement weit gegen Osten hin. Diese Griechen haben seinerzeit den osmanischen Eroberern zähesten Widerstand geleistet, aber auf die Dauer gelang es den fremden

Machthabern dennoch allenthalben der westlichen Gaue Herr zu werden, und im 17. Jahrhunderte begannen die hartbedrängten Christen zum Islam überzutreten, um der intoleranten Verfolgung einerseits und dem unerhörten Steuerdruck anderseits zu entgehen[1].

Das Merkwürdige hiebei ist nun die Thatsache, daß ein eigentlicher Glaubenswechsel keineswegs stattgefunden hat, sondern daß diese pontischen Griechen nur äußerlich der Form der moslemischen Rechtgläubigkeit sich unterwarfen, und ihren Islamismus einzig nur auf den Schein beschränkten. Sie kennen weder den Koran noch haben sie die Beschneidung, ja es wird behauptet, daß sie ganz und gar ein Doppel-Leben führen — ein griechisches und ein türkisches. Oeffentlich sprächen sie das Idiom ihrer nominellen Herren, insgeheim aber griechisch. Jeder habe zwei Namen, derselbe, der am Morgen im weißen oder grünen Kopfbund sich Ahmed oder Selim nenne, vereine sich Abends mit seinen Glaubensgenossen in einer verborgenen Hütte oder Grotte unter Leitung eines Papas, um die Bräuche der christlichen Kirche zu feiern — desselben Papas, der einige Stunden früher seinen Dienst als Mollah that — dann hießen sie Georg, Simeon, Peter u. s. w.[2]. Es wird sich mit den Gebirgsbewohnern wahrscheinlich ähnlich verhalten, wie mit den argbedrängten kurdischen Secten im nördlichen Mesopotamien und Theilen von Süd-Kurdistan, die gleichfalls häufig nur äußerlich Moslems sind, sonst aber in allen Stücken ihren Glaubensregeln und Gebräuchen nachgehen. Westwärts von Trapezunt gibt es fünf Gaue mit Krypto-Christen: Jomura, Sürmeneh, Of, Rizeh und Hemschin[3]. Alle sind von der Küste her nur schwer zugänglich; aber auch im Innern sind die Straßen höchst mangelhaft und geschlossene Ortschaften gehören zu den Seltenheiten. Die Holzhütten mit ihren beschwerten Schindeldächern liegen zerstreut, meist auf Felsklippen[4] und werden nur im Winter bewohnt; im

---

[1] Indschidschean bei Ritter, XVIII, 915.

[2] Tschichatscheff, „Lettres sur la Turquie“, 18, bei Braun, a. a. O.

[3] Vgl. Eli Smith, Researches, und bei Koch, „Wanderungen im Orient“, I, dann Flandin, „Voyage en Perse“, I.

[4] Eli Smith, a. a. O.

Sommer zieht Alles auf die Alpen und nur am Karawanenwege finden sich Leute ein, um den vorüberziehenden Händlern ihre Erzeugnisse, meist aber nur Rohproducte, darunter vorzügliche Butter und Käsearten, anzubieten. Am einsamsten sind die Gaue von Of und Rizeh, mit dunklen Waldgebirgen im Innern und versteckten Dörfern, welche unter den mächtigsten Kronen von Eschen, Buchen, Buxbaum, Nußbäumen und Castanien wie begraben liegen. Besonders malerisch und zugleich interessant ist das Städtchen Of, dessen geistig regsame Bevölkerung den Ruf genießt, die gelehrtesten Ulemas und Rechtskundigen in Constantinopel ihre Landsleute nennen zu können[1]. Der freie, unabhängige Sinn dieses Volkes, verbunden mit Rohheit, aber auch strengen Sitten, Mäßigkeit und Klugheit, machte es bisher stets zu den hartnäckigsten Gegnern ihrer nominellen Beherrscher, an denen sie sich durch Raubzüge und Ueberfälle rächen für die Versuche gewaltsamer Unterwerfung, die nur einmal in früheren Jahrzehnten (unter Abdullah Pascha von Trapezunt) einigermaßen gelungen ist. Zur Verhinderung einer dauernden türkischen Occupation hat bisher wohl auch in hohem Grade die Natur des Berglandes beigetragen und die Türken selbst nennen es nie anders als Tschengelistan, d. i.: „Das Land der Widerhaken“.

Nicht minder malerisch und in Bezug auf seine Vergangenheit interessant ist die Hauptstadt des nächsten Gaues, Rizeh. Zu beiden Seiten des ausmündenden krystallhellen Bergflüßchens zieht sich, von der schmalen Küstenfläche in halbmondförmigen Etagen die buschigen Hänge hinan, das anmuthige Städtchen, die einstige römische Grenzfestung gegen die Lazen. Die Natur entfaltet sich von hier ab bereits mit weit größerer Ueppigkeit, auch die Gebirge steigen immer steiler hinan und in die walddunklen Schluchten, welche sich gegen den östlichen Nachbar-Gau von Hemschin senken, blicken bereits die Schneehauben des Katschghar-Gebirges. Allenthalben sind die natürlichen Porphyrhügel, welche aus dem frischen Gartengrün des Gestadelandes hervortauchen, mit Burgruinen geschmückt[2], wie die türkische Tradition sagt, jene genuäsische Schlösser (Dschiniwiz-Hissarlar).

---

[1] Ritter, „Erdkunde“, XVIII, 919.

[2] Koch, „Wanderungen im Orient“, II.

In der Nähe Rizehs liegt auch das Stammschloß der einst berüchtigten und mächtigen Gauherren Tuzdschi-Oghlu, d. i.: „Salzhändler-Söhne", deren letzter vor einigen Jahrzehnten von der Pforte besiegt und sein Besitz unter türkische Verwaltung gestellt wurde. Im Nachbar-Gau Hemschin ist die griechische Population bereits von Lazen durchsetzt. Wir betreten mit ihm die eigentliche pontisch-lazische Alpenwelt mit ihrer grandiosen Einförmigkeit und Unwegsamkeit. Ueberall Schneehauben und Eisfelder, riesige Bergkegel und dräuende Felswände neben Abgründen, an denen vorüber die Saumsteige nach den hohen Alpentriften des Hinterlandes führen.

An der Küste beginnt das eigentliche Lazistan bei dem gewaltigen Vorgebirge Kemer-Burun, vier Meilen östlich von Rizeh. Von hier bis zum Cap Jaroz-Burun thürmt sich eine einzige starre Felsmauer aus den Fluthen empor und ihr östliches Ende ist abermals von einer malerisch-düsteren Ruine eines ehemaligen Gauherrn überragt. Die Lazen selbst, welche meist in den wildesten und undurchdringlichsten Fels- und Gebirgsschluchten wohnen, lassen sich auch mit Vorliebe an der Küste nieder, und haben ihre trefflichen Eigenschaften im Seedienste die Pforte besonders neuester Zeit vielfach veranlaßt, ihr Matrosenmaterial für die Kriegsmarine dem lazischen Küstenstriche bis Batum zu entnehmen. Ueberdies sind die Lazen vorzügliche Eclaireurs und wie alle mohammedanischen Bergbewohner bis zur äußersten Verwegenheit tapfer. Die Ruhe ist ihnen verhaßt, dafür aber der Kampf ihre Sehnsucht und nichts reizt sie mehr, als die Gefahr, in die sie sich mit echt orientalischer Todesverachtung bei jeder Gelegenheit stürzen. Diese Raufluſt ist nun allerdings der nächste Anlaß zu ewigen Stammes-, ja Familien-Reibereien und in ihrem Gefolge grassirt die Blutrache in einem Grade, der nur schädigend auf ihre eigene innere Kraft reagiren muß. Nur wenige Lazen sind Ackerbauer; die Viehzucht ziehen sie vor, ebenso die Fischzucht und die Jagd, die am pontischen Gestade, beziehungsweise auf den Alpentriften des Hinterlandes beiderseits äußerst ergiebig sein soll. Im Uebrigen haben die Lazen neben ihren schätzenswerthen Eigenschaften auch noch solche, welche ihnen keineswegs absonderliche Sympathie einzutragen vermögen. Sie sind nämlich ein hochgradig diebisches, treuloses und in Folge

dessen unverläßliches Gesindel[1], und zu jeder Schandthat bereit, wenn sie entsprechend bezahlt werden, Eigenschaften, die sie mit ihren „arischen Brüdern", den Kurden, so ziemlich in eine Kategorie stellen lassen[2].

Wenden wir uns nun dem Mündungsgebiete des Tschoruk-Su und der lazischen Hauptstadt Batum zu. Nur zwei Meilen südlich des Forts St. Nikolaj schleicht ein unansehnliches Flüßchen dem schwarzen Meere zu. Sein Name ist Tscholoch-Su, d. i.: „Faulfluß", und wie sein trübes, stinkendes Wasser, so ist auch die Gegend ringsum ein trostloses Fieberland, das die Bewohner meiden, zumal im Sommer, wo die naheliegenden Berge eine willkommene Zufluchtsstätte abgeben. Das kann unmöglich immer so gewesen sein, da es uns bekannt ist, wie sehr das kleine Gurien unter seinen einheimischen Königen, die langjährige Feudalswirthschaft abgerechnet, prosperirte[3]. Die gegenwärtige klimatische Calamität erhält indeß gegen den cholchischen Küstenstrich hin noch weit prägnanteren Ausdruck. Mitten aus tödtlichem Sumpfe ragen die Pallissaden des Forts St. Nicolaj, und was in dieser leibhaften Gruft Jahr und Tag waltet, trägt den Stempel der Verwesung, des langsamen Dahinsiechens nachgerade auf der Stirne. Nur die in Rußland mit beispielloser Strenge gehandhabte Grenzbewachung konnte die Militärleitung bestimmt haben, auch in diesem traurigen Exile einen Militärposten zu unterhalten; der lesghischen und adjarischen Mädchenhändler halber mußte eine ausdauernde und opferwillige Gar-

[1] Rottiers, „Itinéraire de Tiflis à Constantinopel", 181 (bei Ritter, a. a. O.).

[2] Wie bei den Bosniern, Pomaken (bulgarischen Mohammedanern), Arnauten, mohammedanischen Kretensern u. a. ehemals christlichen Völkern, die zum Islam übertraten, sind auch die Lazen die erbittertsten Feinde ihrer früheren Glaubensgenossen, und dieser fanatische Haß trägt wesentlich dazu bei, daß Europäer auf das bedenkliche Vergnügen einer Durchforschung Lazistans verzichten, so interessant es wäre, endlich umfassendere Aufklärungen über dasselbe zu erhalten. Die Sprache der Lazen ist nach Dr. Rosen, der den ersten Andeutungen Klaproths (Asia polyglotta) gefolgt ist, ein Dialekt des georgischen Sprachstammes, also das „Kartli", welches die sogenannten „cartalinischen" Völker des transkaukasischen Tieflandes und einzelne Bergvölker (wie die Swanen) sprechen.

[3] K. Koch, „Die kaukasischen Länder", 81.

nison auf dieser Jammerstätte ihrem Verderben geweiht werden . . . Der Wanderer, welcher die Sumpf- und Dünenküste des alten Kolchis von dem heutigen Poti ab durchwandert hat, stieß somit an dem alten Grenzstriche vorerst nur auf Gräber, von denen einige Hügel stets frisch aufgeworfen sind; erst später begegnete er den bleichen, fieberäugigen Wachleuten und er ward sie nicht los, auch wenn er bereits den pfützenhaften Tscholoch überschritten hatte, dort, wo sich das frühere türkische Fort Kindrischi erhob, in gleich trostloser Gegend. Auf niederem Hügel liegt da eine verfallene gurische Burg, die Brutstätte giftigen Gewürms und auf den feuchten Blöcken sonnen sich Salamander und Molche. Die Gebirgslehnen hinan wird es allerdings besser. Auch dort liegt hin und wieder das Fragment einer Burg, aber die dunkle Silhouette derselben erscheint hier von dem ungetrübten Sonnenblicke heiter verklärt und aus dem uralten Gefüge wuchern Stechpalmen, während die Höhen blühender Rhododendron schmückt[1]. Da hinauf geht es immer tiefer ins Gebirge, bis sich nach Passirung eines niedern Sattels zwischen dem Kolowa und Perenga-Gebirge der Blick in die jenseitigen Kessellandschaften senkt, dem Stammlande der kriegerischen Adjaren. Sie waren früher die berüchtigtsten Mädchenhändler, namentlich zu jener Zeit da Achalzich noch in türkischen Händen sich befand und keine Autorität dem entwürdigenden Schacher Schranken setzte. Weidlich unterstützt wurde dieses wilde Bergvolk von den weit hinten im Kaukasus wohnenden Lesghiern, welche trotz der Anwesenheit der Russen in Georgien noch immer ihre Schleichwege den Kosaken unentdeckt zu halten wußten. Man nannte dies weitläufige Netz von Schmugglerwegen die „Lesghischen Straßen" und sie zogen mitunter mitten durch russisches Territorium hindurch[2]. Heute hat sich das freilich geändert, aber selbst in jüngster Zeit gab es noch immer Waare genug, da weder die Georgierinnen noch die andern Mädchen der kaukasischen Berge in ihrer Exportation nach Stambul ein so namenloses Unglück erblickten, als man im Abendlande gemeinhin annimmt[3]. Es ist allgemein bekannt, daß sogar die georgischen Mütter ihren Töchtern Tag für Tag die

[1] K. Koch, a. a. O.
[2] A. a. O.
[3] v. Berg, „Türkische Tscherkessen", a. a. O.

glänzendsten Aussichten auf diesem Lebenswege einschwatzen, und thatsächlich waren diese Schönen auch stets die größten Intriguantinnen in den sultanischen Harems am Bospor.

Wir wollen indeß nicht in das Land der Adjaren eindringen, sondern setzen unseren Weg südwärts von Kindrischi fort. Die Landschaft wird bald coupirter, hin und wieder setzt auch einige Vegetation an, die sich freilich kaum über stachliges Strauchwerk erhebt, aber für den, der die Todesstätten am Tscholoch und um St. Nicolaj gesehen, bildet sie immerhin eine angenehme Unterbrechung in der unheimlichen Oede. So geht es fünf bis sechs Stunden fort, bis nach Passirung der muthmaßlichen Stelle des alten Petra plötzlich eine weitläufige Ebene den Wanderer aufnimmt. Das ist die Ebene von Kahaber, zum Theile spärliches Culturland, anderntheils grasige Niederung, weit im Hintergrunde von abstürzenden Gebirgszinnen — des früher durchwanderten Lazenlandes — begrenzt, deren höchste Häupter bereits in das wildromantische Wald- und Felsenthal des großen Tschurukflusses hinabsehen . . . Am Küstenrande dieser Ebene liegt an geräumiger, tiefer Bucht das vielgenannte Batum.

Begehrenswerth ist der Punkt von maritimen Gesichtspunkten allerdings im hohen Grade, aber sonst trifft man hier auch nicht das Geringste, was dem Orte in irgend einer Richtung zu gute geschrieben werden könnte. In den elenden Baracken wohnen keine tausend Menschen, will man die flottante Bevölkerung abrechnen, die allerdings nicht unbedeutend ist, denn Batum ist der Abzugscanal all' jener, wenn auch nicht sehr gewichtigen Handels-Interessen, welche die dahinter liegenden Bergvölker vertreten. Batum hat weitaus den besten Hafen auf der ganzen Küstenausdehnung von Sinope über Trapezunt und Poti bis zur Krim hinauf. Der Ort selbst besitzt etwa 200 Holzhäuser, meist Kaufbuden, die bisher nahezu während des ganzen Jahres geschlossen und von ihren Besitzern verlassen waren, da es nur an den alljährlichen Bazartagen etwas umzusetzen gab. Dann wurde es allerdings lebendig in dem kleinen schmutzigen Orte und das Völkergemisch von Tscherkessen, Lesghiern, Georgiern, Armeniern, Lazen, Kurden und Türken mag nicht ohne orientalisch fesselnden Anstrich gewesen sein. Dafür aber sah es die übrige Zeit trostlos im Deltalande des Tschuruk aus. Wenn im Frühjahre der

Schnee im armenischen Hochlande schmilzt, wird das genannte Gewässer zur wilden Torrente und die Fluthen stürzen sich über die, weit über eine Quadratmeile große Ebene, wo dann nur hin und wieder lazische Hütten aus dem Dickichte tauchen. Wilde Eber und Büffelheerden tummeln sich in den Sümpfen und die Fieberluft brütet monatelang über dem ausgestorbenen Gefilde . . . Besser steht es im Allgemeinen mit dem unmittelbar am Tschuruk gelegenen Städtchen Günieh mit seiner altehrwürdigen Burg[1]. Die Lazischen Berge sind von hier nur mehr eine Meile entfernt, und auf den Höhen, wo der lichtgrüne Buxbaum schattet, mag die Existenz wohl noch in bescheidenem Grade erträglich sein. Gegen Süden nimmt überdies die Ebene sehr rasch ab und vier Meilen von Batum entfernt schließen die adjarischen und lazischen Berge hart aneinander, so daß nur Raum für den dahintosenden Gebirgsstrom bleibt. Wer seinen Fuß nach dieser Richtung setzt, um etwa Erzerum zu erreichen, oder überhaupt nach Süden vorzudringen, dem wird die Route fürwahr nicht leicht gemacht. Sechzehn volle Reisestunden geht es durch ein unwirthliches, großartiges Defilé, an zerstörten Burgen und lazischen Felsennestern vorüber, um nur bis Artwin, dem Hauptorte dieses Gebietes zu gelangen. Hier aber entfaltet sich ein eigenthümliches Bild inmitten der morgenländischen Welt. Ueber eine halbe Stunde dem Gebirgshange entlang liegen die blockhausartigen Hütten mit ihren Schindeldächern, wie in den Alpenländern mit großen Steinen beschwert. Ueberall Gärten, Buchen, Eichen, europäische Obstbäume und christliche Kirchen, ein wahres Asyl in der lazisch-adjarischen Bergwildniß. Südlich hievon wird es freilich rasch wieder anders; die lazischen Schmutzbuden begleiten noch geraume Zeit den Fluß, um später durch kurdische ersetzt zu werden, denn wir nähern uns auf diesem Wege mälig der armenischen Capitale. Von der Höhe der Eufratquelle, welche bei dem armenischen Kloster Kizil-Kilisse 6000 Fuß hoch dem Boden entquillt, blickt man plötzlich auf die weitläufige Hochebene von Erzerum hinab, mit ihren Troglodyten-Dörfern, den weidenden Heerden inmitten der grasigen Ebene und den düsteren, ruinenhaften Quartieren der Capitale . . .

[1]) K. Koch, „Kaukasische Länder", a. a. O.

IV.

Van und die Kurden.

Im armenischen Kaschmir. — Die Stadt Van und ihre Denkmäler. — Hakkiari, der Nestorianer-District. — Die Kurden und ihre geographische Verbreitung.

Von Erzerum, dem großen Handelscentrum Armeniens laufen die Hauptverkehrsadern radienartig nach allen Richtungen. Im Ganzen sind es vier, wovon zwei bedeutende Sattelhöhen des oberen Eufratbeckens überschreiten, andere zwei den Flußläufen des Eufrat und Araxes folgen. Von Trapezunt herüber zieht die neue pontisch-armenische Handelsstraße, neu in ihrer technischen Anlage[1], aber uralt ihrer Richtung nach, und sie schneidet wenige Meilen vor Erzerum den hohen Gebirgsring des Kop- und Gök-Daghs (10,000 Fuß). In ihrer Fortsetzung als Karawanenweg zieht sie ostwärts durch das von uns bereits berührte obere Araxes-Becken (Pasin), um später durch den Paß von Kara-Derbent in das Muradthal einzutreten und über Bajazid persisches Gebiet zu erreichen. Der zweite große Handelsweg zieht in gerader Linie westwärts, Anfangs dem Eufrat entlang, später über mehr oder weniger hohe Wasserscheiden auf die Plateaux-Landschaften des östlichen Anatolien, um Sivas als

---

[1] Sie hat es indeß, trotzdem sie seit dem Jahre 1847 „im Baue" begriffen ist, und trotz der verausgabten Millionen, nie weiter, als bis zur Länge eines Flintenschusses gebracht. (Der anonyme Autor in „Stambul und das mod. Türkenthum", I, 37.)

Schnee im armenischen Hochlande schmilzt, wird das genannte Gewässer zur wilden Torrente und die Fluthen stürzen sich über die, weit über eine Quadratmeile große Ebene, wo dann nur hin und wieder lazische Hütten aus dem Dickichte tauchen. Wilde Eber und Büffelheerden tummeln sich in den Sümpfen und die Fieberluft brütet monatelang über dem ausgestorbenen Gefilde . . . Besser steht es im Allgemeinen mit dem unmittelbar am Tschuruk gelegenen Städtchen Güntieh mit seiner altehrwürdigen Burg[1]. Die Lazischen Berge sind von hier nur mehr eine Meile entfernt, und auf den Höhen, wo der lichtgrüne Buxbaum schattet, mag die Existenz wohl noch in bescheidenem Grade erträglich sein. Gegen Süden nimmt überdies die Ebene sehr rasch ab und vier Meilen von Batum entfernt schließen die adjarischen und lazischen Berge hart aneinander, so daß nur Raum für den dahintosenden Gebirgsstrom bleibt. Wer seinen Fuß nach dieser Richtung setzt, um etwa Erzerum zu erreichen, oder überhaupt nach Süden vorzudringen, dem wird die Route fürwahr nicht leicht gemacht. Sechzehn volle Reisestunden gehts es durch ein unwirthliches, großartiges Defilé, an zerstörten Burgen und lazischen Felsennestern vorüber, um nur bis Artwin, dem Hauptorte dieses Gebietes zu gelangen. Hier aber entfaltet sich ein eigenthümliches Bild inmitten der morgenländischen Welt. Ueber eine halbe Stunde dem Gebirgshange entlang liegen die blockhausartigen Hütten mit ihren Schindeldächern, wie in den Alpenländern mit großen Steinen beschwert. Ueberall Gärten, Buchen, Eichen, europäische Obstbäume und christliche Kirchen, ein wahres Asyl in der lazisch-adjarischen Bergwildniß. Südlich hievon wird es freilich rasch wieder anders; die lazischen Schmutzbuden begleiten noch geraume Zeit den Fluß, um später durch kurdische ersetzt zu werden, denn wir nähern uns auf diesem Wege mälig der armenischen Capitale. Von der Höhe der Eufratquelle, welche bei dem armenischen Kloster Kizil-Kilisse 6000 Fuß hoch dem Boden entquillt, blickt man plötzlich auf die weitläufige Hochebene von Erzerum hinab, mit ihren Troglodyten-Dörfern, den weidenden Heerden inmitten der grasigen Ebene und den düsteren, ruinenhaften Quartieren der Capitale . . .

[1]) K. Koch, „Kaukasische Länder“, a. a. O.

IV.

Van und die Kurden.

Im armenischen Kaschmir. — Die Stadt Van und ihre Denkmäler. — Hakkiari, der Nestorianer-District. — Die Kurden und ihre geographische Verbreitung.

Von Erzerum, dem großen Handelscentrum Armeniens laufen die Hauptverkehrsadern radienartig nach allen Richtungen. Im Ganzen sind es vier, wovon zwei bedeutende Sattelhöhen des oberen Eufratbeckens überschreiten, andere zwei den Flußläufen des Eufrat und Araxes folgen. Von Trapezunt herüber zieht die neue pontisch-armenische Handelsstraße, neu in ihrer technischen Anlage[1], aber uralt ihrer Richtung nach, und sie schneidet wenige Meilen vor Erzerum den hohen Gebirgsring des Kop- und Gök-Daghs (10,000 Fuß). In ihrer Fortsetzung als Karawanenweg zieht sie ostwärts durch das von uns bereits berührte obere Araxes-Becken (Pasin), um später durch den Paß von Kara-Derbent in das Muradthal einzutreten und über Bajazid persisches Gebiet zu erreichen. Der zweite große Handelsweg zieht in gerader Linie westwärts, Anfangs dem Eufrat entlang, später über mehr oder weniger hohe Wasserscheiden auf die Plateaux-Landschaften des östlichen Anatolien, um Sivas als

[1] Sie hat es indeß, trotzdem sie seit dem Jahre 1847 „im Baue" begriffen ist, und trotz der verausgabten Millionen, nie weiter, als bis zur Länge eines Flintenschusses gebracht. (Der anonyme Autor in „Stambul und das mod. Türkenthum", I, 37.)

ersten größeren Stapelplatz zu gewinnen. Die letzte Communication endlich, jene nach Süd-Osten, nach dem großen Van-Becken, bringt uns vorerst über den inneren Gebirgsring Erzerums (Palantüken- und Schoghalar-Dagh) in den Thalkessel Thekman und dann über das höchste innerarmenische Kettengegirge, nach dessen Passirung ostwärts des „Tausend-Seen-Gebirges“ [1], unser Fuß bereits die Quellregion des östlichen Eufrat (Murad) betritt. Wir erreichen dieses Thalgebiet nach einem langen und beschwerlichen Marsche längs jähen und tiefen Schluchten. Die Thäler sind wenig bevölkert, die Berglehnen nur spärlich bewaldet und eisige Winde von den riesigen Schneewipfeln ringsum überstreichen die öden Landschaften — einst das classische Daron — oft sechs und sieben Monate im Jahre. Die Bevölkerung ist eine kurdisch-armenische, wobei das armenische Element überwiegen dürfte, aber die Armenier haben sich durch langjährige Vergewaltigung und durch die unnatürliche Präponderanz ihrer kurdischen Mitbewohner ihre ethnische Individualität vollends verwischen lassen und heute würde man in den kurdisch gekleideten und kurdisch sprechenden Armeniern kaum mehr Christen erblicken. Sie haben im ganzen fraglichen Gau keine Kirchen, wohl aber Priester, die, unwissend und roh, auf gleich niederer Culturstufe mit ihren Schutzbefohlenen stehen. Und doch ist gerade dieser Theil von Armenien ein Boden, von dem einst die alte armenische Cultur ausging, die Colonialstätte der aus Assyrien nach Sanheribs Ermordung emigrirten Anhänger Sarezers und Adramelechs und später der Regierungssitz der den Armeniern ergebenen mamigonischen Palladine. In der völlig verschollenen Stadt Chorene, die muthmaßlich unweit des heutigen Melasgerd — einer kleinen Stadt östlich des Murad gelegen mit Mauern und dominirender Citadelle — sich befunden haben mochte, ward Moses, der größte und für die Forschung wichtigste Annalist Armeniens geboren.

[1] Ueber den Paß von Ak-Dagh. Die Aussicht von seiner Höhe über das ganze Van-Becken, den oberen Murad-Lauf, die Erzerumer Landschaften und selbst bis zur Ebene von Diarbekr hinab, soll nach den Versicherungen einzelner Reisender an Großartigkeit jedes Panorama in den Alpen, Apenninen, Pyrenäen und im Balkan weitaus überbieten. (Vgl. J. M. Kinneier, „Journey through Asia minor“ und bei Jaubert, Voy. en Arménie . . a. a. O.)

Heute ist, wie schon erwähnt, jede Spur dieser classischen Erinnerungen im Volke verwischt und die kurdische Räuberromantik mit ihren legendaren Kundgebungen hat die Heldengeschichten des iranischen Königsbuches, die sich seinerzeit auch ins Armenische eingeschmuggelt hatten, verdrängt.

Nach dem Ueberschreiten des Tschakhma-Dagh öffnet sich plötzlich das Bild nach dem wärmeren Süden, in dessen scheinbar unendlicher Ferne die phantastisch geformten Kammrücken und Schneewipfel des kurdischen Taurus in Sicht gelangen. Saftige Weiden breiten sich ringsum mit den zahllosen Heerden und den schwarzen Kegelzelten der kurdischen Nomaden[1]. Um aber in das unmittelbare Eufratbecken zu gelangen, bedarf es noch eines verwegenen Rittes mitten durch Districte räuberischer Bergbewohner und auch jenes unvergleichliche Panorama entzieht sich unseren Blicken, um erst später wieder genossen zu werden, wenn unser Weg uns durch die wilde Eufratschlucht am Schereftin-Gebirge in die große Ebene von Musch versetzt. Abermals schließt der schneebedeckte Tauruszug das lachende Bild im Süden ab. Licht und Luft weben über den unübersehbaren Plan farbmatte Schleier und durch dieselben schimmern die zahllosen Dörfer der Armenier aus ihrem Gartengrün oder aus den weiten Matten und Feldern. Es ist das armenische Kaschmir, in das wir hinabblicken. Rings hat sich die Gebirgsnatur in großartiger Mannigfaltigkeit entwickelt und die Riesenhäupter des Thalbeckens blicken hier ebenso in die Obst- und Blüthengärten nieder, wie jene gewaltigeren Schneewipfel des Himalaya in die Ebene des Tschelem (Thalum) und des Wollar-Sees. In Musch selbst erleidet dies Bild nun allerdings einigen Abbruch. Die Stadt liegt zum Theil auf einem Hügel, unmittelbar am Nordfuße des kurdischen Taurus, zum Theil in einer engen Schlucht, und so lachend die Ebene ringsum ist, so elend nehmen sich die schmutzigen, winkeligen Gassen und die baufälligen Häuser des Ortes aus, der im Uebrigen nicht ganz ohne Gewerbfleiß ist. Der Weinstock, der hier gedeiht, ist derselbe, welcher Xenophons Lob geerntet hat, als er nach dem beschwerlichen Rückzuge durch das Karduchengebirge seinen

---

[1] Cap. Wilbraham, „Trav. in Transcaucasia etc.“

ersten größeren Stapelplatz zu gewinnen. Die letzte Communication endlich, jene nach Süd-Osten, nach dem großen Van-Becken, bringt uns vorerst über den inneren Gebirgsring Erzerums (Palantüken- und Schoghalar-Dagh) in den Thalkessel Thekman und dann über das höchste innerarmenische Kettengegirge, nach dessen Passirung ostwärts des „Tausend-Seen-Gebirges" [1], unser Fuß bereits die Quellregion des östlichen Eufrat (Murad) betritt. Wir erreichen dieses Thalgebiet nach einem langen und beschwerlichen Marsche längs jähen und tiefen Schluchten. Die Thäler sind wenig bevölkert, die Berglehnen nur spärlich bewaldet und eisige Winde von den riesigen Schneewipfeln ringsum überstreichen die öden Landschaften — einst das classische Daron — oft sechs und sieben Monate im Jahre. Die Bevölkerung ist eine kurdisch-armenische, wobei das armenische Element überwiegen dürfte, aber die Armenier haben sich durch langjährige Vergewaltigung und durch die unnatürliche Präponderanz ihrer kurdischen Mitbewohner ihre ethnische Individualität vollends verwischen lassen und heute würde man in den kurdisch gekleideten und kurdisch sprechenden Armeniern kaum mehr Christen erblicken. Sie haben im ganzen fraglichen Gau keine Kirchen, wohl aber Priester, die, unwissend und roh, auf gleich niederer Culturstufe mit ihren Schutzbefohlenen stehen. Und doch ist gerade dieser Theil von Armenien ein Boden, von dem einst die alte armenische Cultur ausging, die Colonialstätte der aus Assyrien nach Sanheribs Ermordung emigrirten Anhänger Sarezers und Adramelechs und später der Regierungssitz der den Armeniern ergebenen mamigonischen Palladine. In der völlig verschollenen Stadt Chorene, die muthmaßlich unweit des heutigen Melasgerd — einer kleinen Stadt östlich des Murad gelegen mit Mauern und dominirender Citadelle — sich befunden haben mochte, ward Moses, der größte und für die Forschung wichtigste Annalist Armeniens geboren.

---

[1] Ueber den Paß von Ak-Dagh. Die Aussicht von seiner Höhe über das ganze Van-Becken, den oberen Murad-Lauf, die Erzerumer Landschaften und selbst bis zur Ebene von Diarbekr hinab, soll nach den Versicherungen einzelner Reisender an Großartigkeit jedes Panorama in den Alpen, Apenninen, Pyrenäen und im Balkan weitaus überbieten. (Vgl. J. M. Kinneier, „Journey through Asia minor" und bei Jaubert, Voy. en Arménie . . a. a. O.)

Heute ist, wie schon erwähnt, jede Spur dieser classischen Erinnerungen im Volke verwischt und die kurdische Räuberromantik mit ihren legendaren Kundgebungen hat die Heldengeschichten des iranischen Königsbuches, die sich seinerzeit auch ins Armenische eingeschmuggelt hatten, verdrängt.

Nach dem Ueberschreiten des Tschakhma-Dagh öffnet sich plötzlich das Bild nach dem wärmeren Süden, in dessen scheinbar unendlicher Ferne die phantastisch geformten Kammrücken und Schneewipfel des kurdischen Taurus in Sicht gelangen. Saftige Weiden breiten sich ringsum mit den zahllosen Heerden und den schwarzen Kegelzelten der kurdischen Nomaden[1]. Um aber in das unmittelbare Eufratbecken zu gelangen, bedarf es noch eines verwegenen Rittes mitten durch Districte räuberischer Bergbewohner und auch jenes unvergleichliche Panorama entzieht sich unseren Blicken, um erst später wieder genossen zu werden, wenn unser Weg uns durch die wilde Eufratschlucht am Scherestin-Gebirge in die große Ebene von Musch versetzt. Abermals schließt der schneebedeckte Tauruszug das lachende Bild im Süden ab. Licht und Luft weben über den unübersehbaren Plan farbmatte Schleier und durch dieselben schimmern die zahllosen Dörfer der Armenier aus ihrem Gartengrün oder aus den weiten Matten und Feldern. Es ist das armenische Kaschmir, in das wir hinabblicken. Rings hat sich die Gebirgsnatur in großartiger Mannigfaltigkeit entwickelt und die Riesenhäupter des Thalbeckens blicken hier ebenso in die Obst- und Blüthengärten nieder, wie jene gewaltigeren Schneewipfel des Himalaya in die Ebene des Tschelem (Thalum) und des Wollar-Sees. In Musch selbst erleidet dies Bild nun allerdings einigen Abbruch. Die Stadt liegt zum Theil auf einem Hügel, unmittelbar am Nordfuße des kurdischen Taurus, zum Theil in einer engen Schlucht, und so lachend die Ebene ringsum ist, so elend nehmen sich die schmutzigen, winkeligen Gassen und die baufälligen Häuser des Ortes aus, der im Uebrigen nicht ganz ohne Gewerbfleiß ist. Der Weinstock, der hier gedeiht, ist derselbe, welcher Xenophons Lob geerntet hat, als er nach dem beschwerlichen Rückzuge durch das Karduchengebirge seinen

[1] Cap. Wilbraham, „Trav. in Transcaucasia etc."

Kriegern in diesem kleinen Paradiese einige Rasttage gestattete[1]. Nach neueren Reisenden soll indeß der hiesige Wein unschmackhaft sein. Geschätzter ist heute noch die Tabakpflanze, die an den feuchten Ufern des Kara-Su, einem Nebenflusse des Eufrat, gedeiht und deren Blätter sogar bis Constantinopel versendet werden sollen. Malerischer, als die Stadt selbst liegen einzelne alte Kurdenburgen, früher die Wohnsitze einheimischer Feudalherren, heute von den Unter-Statthaltern der Pforte als Amtssitze benutzt . . . [2]

Wenn wir unseren Weg gerade nach Osten verfolgen würden, so träfen wir das Ende der Ebene dort, wo sich der gewaltige Nimrod-Dagh (10,000 Fuß) quer vorlegt. Von seinen Schnee-wipfeln fallen die Ostlehnen unmittelbar zum Van-See ab, dessen dunkelblaue Fläche nach allen Richtungen hin die Bergriesen seiner Ufer-Umrahmung widerspiegelt. Wir folgen indeß dem herkömmlichen Karawanenwege, der uns, nach Uebersetzung einer ziemlich hohen Wasserscheide in die Gebirgsschlucht bringt, in welcher die Kurdenstadt Bitlis liegt. Sie ist winkelig, wie die meisten ihrer Art, doch gibt es hier meistens solide steinerne Häuser und die Straßen sind gepflastert. Auch eine alte Burg[3]

---

[1] Wilbraham, „Trav. in Transcaucasia."

[2] Die Armenier haben in Musch mehrere Kirchen, von denen die der „Vierzig Stufen" — Keuh Vedavend — dreizehn Jahrhunderte alt sein soll. In ihrem Besitze befindet sich auch ein uraltes Pergament, das neue Testament enthaltend, in allerlei Lumpen gehüllt, ohne aber augenscheinlich je gelesen zu werden, nicht einmal von den Priestern. (Southgate, bei Ritter, „Erdkunde", X, 677.) Die Kurden bewohnen nicht selbst die Stadt, drängen sich aber mit Vorliebe, nachdem sie die warme Jahreszeit hindurch die Landschaften ringsum heimgesucht haben, in dieselbe, um gegen eine Taxe, „Kischlak Para", zum Leidwesen der Bewohner Winterquartiere zu beziehen. Immer bewaffnet, mit Speer, Flinte und rundem Schild, sind sie sehr unwillkommene Gäste.

[3] Nach Southgate ein saracenischer mit arabischen Inschriften versehener Bau. Bitlis war während der großen Kurden-Rebellionen der politische Mittelpunkt der Bewegung, bis Hafiz Pascha von Diarbekr in jenen Gebirgsgauen gründlich aufgeräumt hatte. Die Stadt steht überdies auch in hohem Ansehen bei den Osmanen, welche deren Alter bis auf Isfendiar oder Dulkarmenien zurückführen, eine Annahme, die wir auch anderwärts in Türkisch-Asien, so zu Amasia, wiederkehren sehen. (Siehe Anhang unter „Amasia".

erhebt sich auf der steilen Thalwand, wie überhaupt die ganze Niederlassung das vollkommene Bild einer kurdischen Bergstadt abgibt. Von hier ist der Van-See nur wenige Meilen entfernt und man gelangt dorthin, wenn man nordwärts die niedere, von Moorboden gebildete Wasserscheide — Bitlis liegt bereits im Tigris-Gebiet — überschreitet, wo dann, im äußersten Westwinkel des Binnensees, das Städtchen Tadman mit seiner imposanten Burgruine in Sicht tritt. Von hier führt der gewöhnliche Karawanenweg längs des Südgestades, zum Theile an felsigen Ufern oder sanfteren, mit Zwergeichen und Haselsträuchern bewachsenen Lehnen, oder durch reizende Ebenen, von den niederströmenden Gebirgsbächen durchädert. Auf diesem Wege gewahrt man auch von der ehemaligen Kurdenfeste Paghwanz das eigenthümlich gelegene Kloster Agthamar, das sich auf felsigem Eilande unmittelbar aus den dunkelgrünen Fluthen des Sees erhebt. Ebenso merkwürdig ist die Ruinenmasse von Vastan, die auf sandiges Gestade hinabblickt, einst der Sitz mächtiger armenischer Könige [1]. Von hier tritt der Karawanenweg auf das Ostufer des Sees über und nach mehrstündigem Ritte durch die fruchtbare Gestade-Ebene tritt plötzlich die Stadt Van, ganz im Hintergrunde einer lieblichen Bucht, mit ihren üppigen Gärten und dem stattlichen Castell in Sicht.

Das Alter der Stadt Van soll ein sehr respectables sein und spricht eine armenische Tradition von einer Gründung durch die Königin Semiramis, wodurch auch der alt-armenische Name Schemiram-Gerd, „Stadt der Semiramis", seine Erklärung findet. Ist nun Van, das diesen Namen erst von einem armenischen Könige erhalten hat, wirklich eine Gründung der Semiramis? Nach den Resultaten der letzten Forschungen und Untersuchungen [2]

[1] Unweit hievon befindet sich ein mit Keilschriften überdeckter Felsblock von 14 Fuß Höhe, Kiziltasch genannt, den die Kurden als den Verschlußstein einer unterirdischen Schatzhöhle betrachten. Den räthselhaften Schatz selbst benennen sie nach der Semiramis (Mali Schemiram), wie ja diese fabelhafte assyrische Herrscherin neben Nimrud allenthalben im heutigen Kurdistan und südlichen Armenien in Legenden und Traditionen fortlebt. (Vgl. Schulz, „Mémoire sur le lac de Van etc.", a. a. O.) Ueber Vastan bei J. Brant, „Notes of a journey through a part of Koordistan."

[2] Rawlinson, Smith u. A.

ist es zunächst festgestellt, daß in der assyrischen Geschichte in zwei ziemlich weit von einander abstehenden Epochen der Name einer Königin Semiramis auftaucht. Moses von Chorene erzählt nämlich nach und mit verschiedenen Schriftstellern, Ninos sei nicht, wie Ktesias es darstellt, ruhig im Genusse der Herrschaft gestorben, sondern von seinem Weibe (Semiramis) gestürzt und vertrieben worden. Die neueren Orientalisten haben nun constatirt, daß dies einfach eine Verwechslung des großen Ninos mit dem elenden Ninos II., mit dem die Dynastie Kavus ausstarb, sowie der großen Semiramis des Ktesias mit der späteren Herrscherin gleichen Namens, von der Herodot berichtet, sei. Die Regierungszeit der beiden genannten assyrischen Könige und ihrer Gattinnen liegt aber mindestens tausend Jahre auseinander[1], was für das Alter der Stadt Van, die durch ihren armenischen Namen auf die Gründerin hindeutet, einen sehr erheblichen Ausfall gibt. Von dem muthmaßlich sehr hohen Alter der Stadt spricht auch der Umstand, daß sie schon zur Zeit Alexanders vollends dem Verfalle preisgegeben war. Damals wurde sie von dem armenischen Könige Van wieder erbaut, eine Neugründung, die auch noch unter den Arsaciden platzgriff, so unter dem Könige Valarsaces, dem zweiten Beherrscher Armeniens aus diesem Geschlechte. Trotz ihrer stillen Abgelegenheit in der großen Plateausenkung zwischen dem Taurussystem und dem armenischen Hochlande sind dieser hochinteressanten Stadt schwere Prüfungen keineswegs erspart geblieben. Die Seldschuken traten bald in ihren Besitz, ohne ihr etwas anzuthun, was von den Tartaren nicht behauptet werden kann, die unter dem berüchtigten Völkermörder Temur Lenk nach hergebrachter Gewohnheit in die Stadt eindrangen, sie plünderten und vernichteten. Besser sind im Ganzen die Perser und Turkmenen mit Van verfahren. Im Jahre 1533, also beinahe hundert Jahre nach der Eroberung

---

[1] J. Kruger, „Geschichte der Assyrier und Iranier", 127. Nach Eusebius regierte die jüngere Semiramis 17 Jahre (bis 768 v. Chr.), was auch aus einem monumentalen Zeugnisse im brittischen Museum, auf das sich Rawlinson (im „Athenaeum", Nr. 1381) beruft, unzweifelhaft hervorgeht. Das fragliche Monument ist eine gut erhaltene Statue des Gottes Nebo aus Chala (Ninive) mit einer Inschrift, nach der der Künstler sie seinem Könige Phallukha (Ninos II.), und dessen Gattin Samnuramit widmet.

Constantinopels durch Mohammed II., ging sie in den Besitz der Osmanen über, freilich im Laufe der Zeit häufig nur nominell, denn nirgends in Türkisch-Asien haben die kurdischen Unabhängigkeitsgelüste so reiche Blüthen getrieben, als wie auf dieser Terra incognita. Sehr unbotmäßige Stämme sind es auch heute noch, deren Territorien einen gefürchteten Cordon um die einsame Hochlandsstadt ziehen. Wir haben da die Heideranly-Kurden, welche nordwärts des Sees, vom 12,000 Fuß hohen Sipan-Dagh, dem imposantesten Schneewipfel des Landes gegen die Murad-Quelle hin ihre Weideplätze einnehmen, dann die Schamseddinly, östlich des Sees, und die Hertoschi (im Lande der alten Karduchen, das Xenophon durchzog) im Südosten, bereits in der alpinen Quellregion des östlichen Tigris und des Zarbstromes.

Die heutige Stadt Van, eine schmutzige, regellose, den Charakter der Aermlichkeit und Verwahrlosung tragende Häuseranhäufung, liegt drei viertel Stunden vom Ostufer des Sees entfernt. Sie ist mit einer doppelten Mauer mit Zinnen und flankirenden Thürmen umzogen und lehnt sich im Osten an einen vollkommen isolirt aus der Ebene herausragenden länglichen Felsrücken, dem Träger jener altberühmten assyrischen Ruinen, deren Erforschung vor nun bald fünfzig Jahren dem deutschen Gelehrten Schulz das Leben gekostet hat[1]. Von der Höhe dieser assyrischen Akropolis aus dürfte indeß der Beschauer des weitläufigen Bildes der Stadtanlage von Van immerhin noch einigen Reiz abzugewinnen

[1] Das Schloß führt den Namen Ghurab oder Van-Kalessi. Mit vieler Mühe hat man ins Gestein Treppen gehauen. Die Gemächer sind sämmtlich in die Felsmasse eingehauen, enthalten aber im Inneren keinerlei Ornamente, wohl aber bemerkt man deren außerhalb. Von den drei Terrassen des Felssockels führt die unterste den Namen Khorkhor und hat fünf größere oder kleinere Grotten-Gemächer. Den obersten Theil nimmt das eigentliche Schloß (Itsch-Kaleh, d. i. die „innere Burg") ein und zeichnet sich besonders durch ein Gemach von colossalen Dimensionen aus. Außerhalb der Mauern gelangt man durch eine Galerie auf ein künstlich der Felsmasse abgerungenes Plateau von 64 Fuß Länge und 18 Fuß Breite. Nebenan gestattet ein gewaltiges Portal Eintritt in einen, ebenfalls in den Felsen gehauenen Raum mit Wand-, Decken- und Boden-Polituren von unnachahmlich vollendeter Arbeit, wahrscheinlich eine Todtenkammer. Namentlich hier sind die nackten, äußeren Felswände mit zahlreichen Inschriften bedeckt. (Schulz, Mémoire sur le lac de Van etc. . . a. a. O. — K. Koch, „Die kaukasischen Länder", 175.)

vermögen. So elend winkelig und im hohen Grade unwohnlich die Niederlassung selbst ist, so anmuthig nimmt sich die unmittelbare Umgebung derselben aus.

Van liegt mitten im Gartengrün und so präsentirt es sich auch jenem Reisenden, der von Westen — also dem gewöhnlichen Reisewege der Europäer — längs des See-Ufers der Stadt sich nähert. Jede ordentliche Haushaltung ist im Besitze eines Hauses in der Stadt und eines Landhauses mit den entsprechenden Gärten im Weichbilde derselben. Diesen unbefestigten Theil ihres Wohnsitzes nennen sie „Baglar“, d. i.: die Gärten und unterscheiden ihn scharf von der eigentlichen Stadt, „Van Schehri“. In diese Gärten ziehen alle Einwohner zur Sommerszeit, alle Hauptwege darin sind mit schmucken Häusern besetzt, aber auch jedes derartige Tusculum von hohen Lehmmauern umzogen, so daß man in der Nähe nur diese, aus der Ferne, sobald man in der Ebene verbleibt, nur die Baumkronen, namentlich schöne und zahlreiche Silberpappeln gewahrt. Im Ganzen zieht sich diese grüne Insel bis zum Seegestade, an dem, Kähne ausgenommen, von Reisenden aus den verschiedenen Decennien auch nicht ein Schiff, dem man sich zu einer längeren Fahrt anvertrauen könnte, angetroffen wurde. Der See, der einen bedeutenden Salzgehalt hat, ist tiefblau, an den Rändern, namentlich im Norden und Westen, durch Abspiegelung gewaltiger Schneehäupter etwas nüancirter in der Grundfarbe, sonst aber ziemlich reizlos, da er keine eigentlichen Uferortschaften besitzt[1]. Im Süden des Van-Beckens liegen die früheren Schlupfwinkel des einst weit berühmten Kurdenfürsten Mahmud Khan. Wir haben gelegentlich unserer Beschreibung von Bajazid des Winkeldespoten Belul-Kurd gedacht[2]. Sein Rivale jenseits des Ala-Gebirges war nun dieser Mahmud Khan. Wie kein Zweiter in diesen verrufenen Gauen hat er dazu beigetragen, Wohlstand, Sitte und Ordnung zu untergraben und die spärliche Cultur auf Jahrzehnte hinaus zu ersticken. Im Laufe seiner Herrschaft hatte er bei hundert, meist armenische Ortschaften unter seine Botmäßigkeit gebracht, und seine angemaßten Souveränitätsrechte auszunützen gewußt, wie kaum der

---

[1] Vgl. J. Brant, Notes of a journey etc. . ., 397.

[2] Siehe oben, S. 5.

allmächtige „Padischah in Rum“, wie die Bergvölker dort zu sagen pflegen. Aber auch Mahmuds Macht wurde von den Türken gebrochen, freilich ohne jedwede gute Consequenz für die Bewohner, die mit dem gleich gewaltthätigen „Befreier“ vorlieb nehmen mußten. Ja, die Bergvölker selbst haben durch die Berührung mit dem officiellen Osmanenthum sittlich nur verloren und an ihren meist naiven Charaktereigenschaften allenthalben dann Schaden genommen, wenn sie mit der bekanntlich ziemlich nichtsnutzigen Provinz-Bureaukratie in längeren Verkehr geriethen. Eine Verwaltung, die ihre illegalen Maßnahmen in tausend Kleinigkeiten documentirte, konnte das Selbstgefühl der Bergvölker, unbeschadet ihrer eigenen mangelhaften Vorstellung von den Begriffen Mein und Dein, nur beleidigen, und wo sie sich den Nachstellungen und Bedrückungen der Behörden nicht entziehen konnten, wurden sie Heuchler, Meineidige, raffinirte Diebe und Wegelagerer.

Am schlimmsten haben sich diese Verhältnisse im Nestorianer-Districte von Hakkari (oder Hakhiari), in der Quellregion des großen Zarb gestaltet. Das Gebiet wird durch den Gebirgsstock des Djebel Djudi, der sich zwischen dem genannten Strom und den Tigris aufbaut, westwärts begrenzt und reicht gegen Osten bis zur persischen Grenze. Dies ist die locale Abgrenzung auf türkischem Gebiete, Nestorianer wohnen aber auch im nordwestlichen Persien, namentlich um Urumiah und versprengte Gemeinden findet man selbst im nördlichen Mesopotamien (bei Feyschhabur und am Südhange des Tschaspi-Gebirges), ihrem einstigen Hauptsitze, aus welchem sie die Völkerstürme des Mittelalters bald verdrängt hatten [1]. Es ist bisher nur wenigen Reisenden gelungen, ihre heutige Heimat zu durchforschen, wozu der Grund ebenso sehr in der Unzugänglichkeit der meisten entlegenen Gebiete des Alpenlandes zu suchen ist, wie in der Wildheit der Bewohner, an welchem Renommé die christlichen Nestorianer und mohammedanischen Kurden ziemlich gleichen Antheil haben mögen. Die einzige Passage ist überdies nur das Thal des Zarb, das die Hauptmasse des Alpenlandes gliedert. Zu beiden Seiten desselben liegen die gefährlichen Schlupfwinkel der Leihun-Kurden und dieser wilde Stamm war es, der einen Bedr-Khan hervor-

[1] J. Braun, „Gemälde d. moh. Welt“, 183. Vgl. Badgar, „The Nestorians“

bringen konnte, den berüchtigtsten Christenschlächter aus den Vierziger Jahren. Als damals das ganze Gebiet vom furchtbaren Religionskriege widerhallte, glaubte die Pforte einschreiten zu müssen, aber sie gab im Ganzen genommen nur den müßigen Zuschauer ab und mochte ihr stilles Gefallen daran finden, die wilden Bergstämme, ob nun dieses oder jenes Glaubens, sich gegenseitig vernichten zu sehen. Daß ihre Sympathie, namentlich die der türkischen Truppen-Commandanten, mehr auf Seite der Kurden stand, liegt in der Natur der Sache und so fanden diese freie Hand, ihrem uralten Hasse die Zügel schießen zu lassen und unter den Nestorianern aufzuräumen[1]. Das Verhältniß zwischen den beiden Bergvölkern war indeß nicht immer ein ausgesprochen feindliches, ja hin und wieder, namentlich zur Zeit der Aufhebung des Feudalwesens unter Sultan Mahmud II., mit welcher Reform-Action bekanntlich die Macht der Dere-Beys (Thalfürsten) gebrochen werden sollte, schwand jeder Antagonismus unter ihnen und sie wehrten mit vereinter Kraft die Invasionsbestrebungen der Pforte ab. An diese einstige Brüderlichkeit mochte sich aber Bedr-Khan nicht mehr erinnert haben.

[1] Von Bedr Khan wird folgende schöne That berichtet. Einige Dörfer vertheidigten tapfer ihre Päſſe. Zu Dschumba am Zarbstrome (der sich tief durch diese ganze Alpenmasse durchwindet, nur überspannt von einigen Brücken aus schwankem Flechtwerk) wurde der Bürgermeister (Malek) Ismael mit zerschossenem Schenkelbein vor den Wütherich geführt und als er zusammenbrach, rief der Kurde: „Warum setzt sich der Ungläubige vor mir nieder und wer ist dieser Hund, der es gewagt hat, das Blut wahrer Gläubigen zu vergießen?" — „O mir!" erwiderte Malek Ismael, „dieser Arm hat nahezu zwanzig Kurden das Leben genommen und hätte Gott mir das meine erhalten, wären noch ebensoviel durch ihn gefallen!..." Auf einen Wink Bedr-Khans schleppte man den Gefangenen an den Strom und schnitt ihm den Kopf über dem Wasser ab. Auch um einen Wortbruch mehr oder weniger kam es diesem Rechtgläubigen und seinen Dienern nicht an. Auf einer fast unzugänglichen Bergplatte hatte der Kurde Zeiner Beg einer daselbst zusammengetriebenen Volksmenge auf den Koran geschworen, sie schonen zu wollen, wenn man die Waffen ausliefere. Kaum aber war dies geschehen, als die Metzelei begann. (Ganz wie im nördlichen Thrakien im Bulgaren-Aufstande 1876.) Zuletzt des Mordens müde, zwangen die Kurden, tief im Blute stehend und mit dem Dolche in der Hand, Alles was noch übrig war in den Abgrund zu springen. (Layard, Niniveh and ist Remains, I, 188, 209; bei J. Braun, „Gemälde ɛc.")

Die Fehden sind indeß auch heute noch häufig, namentlich im Gebiete von Tijari, wo zwischen Schneewipfeln in wasserreichen Thälern die Steinhütten der Nestorianer unter gewaltigen Nußbäumen liegen[1]. Weiter nordwärts, im Gebiete von Djulamerk, hatte Nur-Allah die Massacres arrangirt, er wurde aber später, als er sich auch den intervenirenden Truppen widersetzte, gefangen und ins Exil nach Kandia geschickt[2]. Daß heute die Dinge in diesem so entlegenen Winkel von Türkisch-Asien anders, d. h. für die Christen besser stehen, wird wohl Niemand vorauszusetzen wagen, der das ungebundene Schalten der östlichen Bergvölker kennt[3]. Welch schöne Aufgabe für jene ferne Zukunft, der es vorbehalten ist, auch unter diese Völker einst Cultur und Gesittung zu tragen[4]!

Aber selbst im tiefsten Frieden kann Van und sein Territorium bei all' seiner Fruchtbarkeit und Lieblichkeit die ohnedies dünn genug gesäete Bevölkerung nicht ernähren. Jeder Besucher Constantinopels wird sich der stämmigen, schwarzäugigen Gestalten erinnern, die allerorts daselbst an den Straßenecken lungern und zum Lastentragen sich verdingen. Es sind die bekannten „Hamals“, die bei einer fabelhaften Genügsamkeit (Mokka, Brod und Hülsenfrüchten) einzeln Lasten befördern, die bei uns mindestens nur durch drei starke Träger von der Stelle geschafft werden könnten. Dieser Leute Heimat ist meist im Becken von Van zu suchen. Es sollen ihrer oft 30 bis 50,000 in der Fremde ihr Brod suchen und der zehnte Theil derselben kehrt jährlich mit seinen kleinen Ersparnissen zu seiner Familie zurück. Ob sie die letzteren so finden, wie sie dieselben verließen, ist immerhin zu bezweifeln;

---

[1] J. Braun, „Gemälde d. moh. Welt“, 185.

[2] Ebend. S. 186.

[3] Neuestens wurde dem armenischen Journal „Lrakir“ gemeldet, daß der armenische Bischof von Musch dem Patriarchen darüber Bericht erstattete, daß einige schlechte Individuen in die armenische Kirche dortselbst eingedrungen seien und, einen Hund dem Priester in die Arme legend, gefordert hätten, er solle ihn taufen. (Aug. „Allg. Ztg.“, Nr. 73, 1877.)

[4] Im Bezirke von Hakkiari wohnen ungefähr 100,000 Nestorianer, und zwar am compactesten im Districte von Djulamerk. Die Gemeinden Dez, Baz, Dschelo, Zeon, Tyari, Beitul-Schebab, Tschall und Tohub zählen zusammen an 14,000 Häuser, von denen drei Viertheile den Christen angehören. (v. Zwiedinek, „Historisch-geographische Notizen über den Nestorianer-District Hakkiari“; Mitth. d. kk. geogr. Gesellschaft, Wien, 1876. S. 82 u. ff.)

sehr freudvoll ist aber auch die Rückkehr den aus Arbeitsnoth Emigrirten nicht gemacht, denn es braucht nur irgend ein verlotterter Beamte davon Wind zu bekommen und den armen Teufeln wird das Ersparniß schonungslos confiscirt oder sonstwie erpreßt, die Mittel hiezu kennt man ja.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade die Türken, die für den allgemeinen Fortschritt und die culturelle Entwickelung der von ihnen beherrschten Völker doch wahrlich nichts gethan, ja denselben noch immerdar feindlich entgegengetreten sind, nicht wenig stolz auf ihre heutige Lehmhüttenstadt Van sind. Sie sind stolz, eine Localität inne zu haben, deren Geschichte so tief in das altersgraue Sagenthum hineinreicht, ohne zu bedenken, daß sie mit derselben ganz und gar nichts zu schaffen haben. Daß dieses Bewußtsein einen möglichst verkehrten und unpassenden Ausdruck erhält, leuchtet schon daraus ein, daß von Seite der Türken eigentlich nur mystische Traditionen in Curs geblieben sind, gemengt mit blödsinnigem Aberglauben, in dessen Kundgebungen der eigentliche antike Zauber des Platzes vollends verloren geht. Für sie sind all' die stummen Zeugen eines glanzvollen Vorlebens, die gewaltigen Felsbauten, Tempel, Grotten und baulichen Reste nur der Ort, unter dem in des Bodens Tiefe fabelhafte Schätze schlummern, die sie früher oder später heben werden. Daß nnter der Erde nichts, oder nur sehr wenig, an den Bauten selbst aber sehr viel zu suchen, oder doch zu sehen und zu lernen ist, hat den moslemischen Geistersehern bisher freilich nicht einleuchten wollen, und so haben sie in den alten assyrischen Ruinen weidlich umhergewühlt, zerschlagen, zerhackt und überhaupt, wo es nur einigermaßen möglich war, das Unterste zu oberst gekehrt. Nur auf den Gipfeln der Monumente, an den unzugänglichen Felswänden und Platten haben sich die Keil-Inschriften zu erhalten gewußt, auf deren Lösung die autochthonen Cultur-Fanatiker umsomehr bedacht waren, als sie darin den Schlüssel zu den Lagerorten der vermeintlichen Schätze zu erlangen wähnten. Wenn es demnach hin und wieder in der Fachwelt Wunder nahm, daß in Van den Bestrebungen der Forscher, deren Zahl übrigens eine sehr geringe ist, so wenig Hindernisse bereitet wurden, so mag dies dahin erklärt werden, daß die mächtigen, aber etwas querköpfigen Honoratioren der

Stadt der Semiramis durch fremde Hilfe in den Besitz der vergrabenen Reichthümer zu gelangen hofften[1] . . . Das ist Alles. Ihren blödsinnigen Aberglauben nennen sie Pietät für das einstige Emporium, ihre Gewaltthätigkeit ein gutes Regiment, ihre armseligen Gärten ein Paradies. Oft haust die nichtsnutzige Provinz-Bureaukratie in den Dörfern des flachen Landes, und ist sie abgezogen, so kommen die Kurden von ihren Weiden herab und halten Nachlese bei jammernden Weibern und zerknirschten Männern. Und alle diese Zeichen geschehen im Angesichte eines großartigen Culturdenkmales, auf dessen steinernen Stirnen eine geheimnißvolle Schrift von verschollenem Glanze Kunde gibt. Wie auf dem Bagistan bei Ekbatana Darius auf 2000 Fuß hoher Felswand in den drei Sprachen seines Reiches (arisch, turanisch, semitisch) die Geschichte aller Empörungen, die er niederschlug, einmeißeln ließ[2], so hat zu Van Xerxes, sein großer Sohn, den Ruhm seiner Herrschaft zu verewigen getrachtet. Und die heutigen Volksbeglücker blicken stumpfsinnig da hinauf und wähnen Kunde zu erhalten von verborgenen Schätzen, indeß in unverwüstlichen Schriftzeichen eine historische Kundgebung, von deren Bedeutung sie keine blasse Ahnung haben, ihnen entgegenleuchtet . . .

An den Grenzen Kurdistans angelangt, ergibt sich nunmehr

---

[1] Dies gilt namentlich von zwei Felsgrotten unweit des Tabriser Thores, also im Osten der Stadt. Der Volkswahn verlegt dahin Goldschätze, die unter einem „Khazane Kapussi" (Thor zum Schatzhause) liegen sollen, dessen eisernes Gitter den Eingang zum Thesauros hindere. Zwei Männer mit Flammenschwertern bewachen den Eingang; jede Nacht lagere sich eine große Schlange vor dem Talisman (der Inscription), ziehe sich aber bei Sonnenaufgang durch ein Loch zur Rechten in das Innere der Grotte zurück . . . Weiters soll unter dem, nur eine Stunde im Osten der Stadt sich erhebenden Hügel Zemzen-Tepe eine Stadt der Divs (Gespenster) vergraben liegen. Nur zwei Mittel soll es geben, sie zu erreichen: wenn man den Talisman entziffert, oder den siebenten Tag nach Ostern, oder das Johannisfest abwartet, weil sich die Felspforten an diesen Tagen auf kurze Zeit von selbst öffnen. Im Innern des Berges läßt der verzauberte Hahn sein Geschrei ertönen. (Vgl. Schulz, Mémoire etc. . . a. a. O.)

[2] Es sind mehr als 1000 Zeilen Keilschrift, Dank ihrer sorgsamen Politur, noch vollkommen lesbar. Mitten zwischen den Inschriftencolonnen sieht man den König selbst, wie er den Fuß auf den Leib eines am Boden liegenden Rebellen setzt, und neun andere, von Hals zu Hals gefesselt, stehen gebeugt, mit zurückgebundenen Händen, vor ihm. Darüber schwebt,

wohl die Nothwendigkeit einer Uebersicht von dem Kurdenvolke, dessen Schicksale allenthalben mit jenen der Armenier im Laufe der Jahrhunderte verflochten waren. Die Ethnologie nennt die Kurden ein autochthones Volk des Zagros-Systemes, also jener unwirthlichen, großartigen Gebirgs-Territorien zwischen dem westlichen Eufrat und dem iranischen Hochlande, die sie heute noch innehaben. Ob jene wilden, unbezwingbaren Bergvölker, mit denen bereits die ersten assyrischen Dynastien vollauf zu thun hatten, Kurden gewesen sind, oder nur deren Vorläufer, muß so lange eine offene Frage bleiben, bis eine andere Quelle, als die des Herodot ausfindig gemacht wird, der allerdings für die erstere Nachricht einzutreten sich geneigt zeigt. Es dürfte indeß für unseren Zweck genügen, die Kurdengeschichte von jenem Zeitpunkte ab näher zu betrachten, wo sie in die ersten Beziehungen zu den türkischen Völkern trat . . . Um das Jahr 1000 erstürmte der Kurdenfürst Merwan die finstere Basaltstadt Djarbekr am oberen Tigris, die bis dahin arabisches Besitzthum gewesen[1]. Es war zu einer Zeit, in welcher das Chalifat bereits arg an innerer Zerrüttung litt und die an dessen Peripherie gelegenen Provinzen sich mälig vom Stammlande abzubröckeln begannen. Merwan war der Begründer einer ihrerzeit berühmten Kurdendynastie, der Merwaniden, die hundert Jahre lang in den Hochlandschaften des Eufrat und Tigris herrschte und mit ihren Schaaren weit und breit Schrecken verbreitete. Aber das angestammte Gebrechen des gesammten Kurdenvolkes, seine Zersplitterung in zahlreiche Winkeldespotien und seine unglückliche, arge Uneinigkeit, ward bereits damals, in der Zeit des Glanzes, dem Bergvolke zum Verderben, und so konnte es den damals noch sehr kriegerischen Turkmenen Vorder-Asiens unter Ortok nicht schwer fallen, sich der Kurden-Metropole Diarbekr zu bemächtigen[2]. Der Verlust dieser Stadt allein genügte, um das gesammte damalige Kurdenthum unrettbar zu discreditiren. Um das altersgraue Kara-Amid — wie die Türken heute noch Diar-

---

wie in den Façaden der Königsgräber, das Symbol der höchsten Gottheit. Das Ganze mag wohl das großartigste historische Denkmal der Welt sein. (J. Braun, „Historische Landschaften", 269.)

[1] Hammer-Purgstall, „Geschichte d. osm. Reiches", II, 439.

[2] Deguignes, „Geschichte der Humen ꝛc.", bei Ritter, XI, 35.

bekr nennen — wobei nämlich Tradition und Legende Wunderbares und Geheimnißvolles in Hülle und Fülle, und obgleich kurz vorher Merwan die feste Stadt den Arabern weggenommen hatte, so galt sie dennoch als die widerstandskräftigste des ganzen mohammedanischen Orients, wenn nicht gar als uneinnehmbar. Man schrieb ihr ein Alter von 4000 Jahren zu und die confuse orientalische Geschichtsschreibung hat es glücklich dahin gebracht, daß wir heute völlig unorientirt über die Zeit der Gründung sind, da seitdem beharrlich an der gänzlich unverbürgten Sage festgehalten wurde, wie sie die Perser colportiren, nämlich an der Gründung durch die Fürstentochter Amid[1]. Den Namen Diarbekr (Land des Bekr) hat sie erst von den Arabern bekommen[2]. Noch heute ist der Anblick der Stadt imposant, wenngleich nicht ohne düsteren Eindruck. Die gewaltigen Basaltmauern der Festung und ihre viereckigen Thürme thronen muthmaßlich seit ihrer ersten Anlage noch immer unzerstört auf hoher Uferstufe, an der der pfeilschnelle Tigris vorüberströmt. Die Mauern sind aus riesigen Quaderblöcken aufgeführt[3]. Temur, der auf seinem Zuge kurz vorher die Wälle von Bagdad in Trümmer gelegt hatte und dem die Thore Mosuls freiwillig sich öffneten, nahm auch Diarbekr mit Sturm, indem er die oberste Quaderlage einreißen ließ, was kaum für eine energische Vertheidigung der Stadt spricht, die damals noch die Turkmenen-Dynastie der Ortokiden in Händen hatte. Der häufige Besitzwechsel der Stadt kann uns indeß nicht weiter beschäftigen, für uns genügt, daß die Stadt bereits seit dem Jahre 1085 nicht mehr kurdisch war, daß sie aber 1515 den Persern durch den Eroberer Syriens und Egyptens, Selim I., den die Geschichte berechtigterweise den

---

[1] Otter, Voy. II, 273.

[2] Die Araber theilten ursprünglich Mesopotamien nach drei Stammvätern in ebensoviele Theile oder Landschaften (Diar). Diese drei waren die beiden Söhne Nesars, die Rebia und Masar hießen, und Bekr, dem Sohne Wails. Bekr ließ sich im nördlichsten Theile Mesopotamiens nieder, dem Gebirgslande, das nach ihm den Namen erhielt. (Vgl. Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches", II, 455 u. ff.)

[3] Ueber die heutige Stadt Ausführliches in unserer Schrift: „Die Gebiete des Eufrat und Tigris 2c.", Petermanns Mittheilungen, Ergänzhft. Nr. 45, S. 20, 21.

„Grausamen“[1] nennt, entrissen ward, wodurch die Kurden dauernd mit den Türken in Contact geriethen. Das Jahr 1515 bezeichnet den vollkommenen Wendepunkt in der Geschichte der Kurden[2]. Edris, Historiograph am Hofe Selims, selbst Kurde von Geburt, erzählt sehr umständlich, wie und mit welchen Mitteln an die Neugestaltung Kurdistans geschritten ward, eine politische Neugestaltung, die, soweit sie die Territorial-Eintheilung betrifft, nahezu unverändert bis in unsere Tage hinein gedauert hat, wie ja die ottomanische Regierung wunderlicherweise noch heute an der politischen Districts- und Provinzeintheilung Syriens festhält, die Selim vor mehr als dreihundert Jahren geschaffen. Die Türken fanden im damaligen Kurdistan nahezu ebensoviele Herren als Schlösser, deren Besitzthum zum Theile erobert, zum Theile abgelöst wurde, während verschiedene Gaue mit Erfolg der Invasion trotzten. In Folge dessen griff eine Art Dreitheilung im Verhältnisse der Kurden zu der Pforte Platz, indem die bezwungenen Gaue dem Gesammtreiche mit türkischer Verwaltung einverleibt wurden, die abgelösten unter kurdischen Chefs gewisse Privilegien behielten, während die unbezwungenen Territorien die Unabhängigkeit in Form eines erblichen Besitzrechtes in der betreffenden Fürstenfamilie zugesichert erhielten[3]. Das Gebiet der letzteren umfaßte die imposante Hochlandsmasse zwischen den

---

[1] Dieser Sultan kann als Beispiel dienen, wie mit Gottvertrauen und religiöser Zerknirschungswuth die brutalste Gemüthsverhärtung gegen die Mitmenschen sich vereinigen kann. Er, der in Klein-Asien 40,000 Schiiten umbringen oder ins Gefängniß werfen ließ, wagte nicht einen der in der Moschee zu Damaskus lagernden Heiligen Scheichs zuerst anzureden (Vgl. Jouannin, „Turquie“, 114); er, der zu Cairo alle Mameluken (viele Hunderte) köpfen ließ, die auf sein Amnestie-Versprechen sich gestellt hatten, ließ in der Asharmoschee die Teppiche aus Demuth wegnehmen, schlug die Platten mit seiner Stirne und netzte sie mit Thränen. Am Libanonfelsen, auf der Küste bei Beirut, wo Ramses-Sesostris und Sanherib sich eingeschrieben, durfte auch Selim seine Denktafel hinterlassen. (Bei Braun, „Gem. d. m. Welt“, 389).

[2] Vgl. Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches“, II, 416.

[3] Unter diesen privilegirten Sandschaks befand sich auch jenes von Hössn Keif (das Schloß der guten Laune), dessen Erbherr Chalil, der Ejubide und Schwager Schah Ismails, der letzte Sprosse jenes Kurdengeschlechtes war, aus dem Sultan Saladin hervorgegangen war. (Hammer-Purgstall, a. a. O., II, 459.)

beiden Tigris-Quellarmen im Hauptzuge des kurdischen Taurus, wodurch das eigentliche independente Kurdenthum seit Selims Zeit mehr gegen Osten abgedrängt wurde, wo es noch heute so ziemlich auf eigene Faust schaltet.

Die heutige typische Kurdencapitale ist die Stadt Bitlis am östlichen Tigris, wie schon oben erwähnt, während der letzten großen Kurden-Rebellionen deren politischer Mittelpunkt. Wenn wir hiebei von den „letzten" Kurdenkriegen sprechen, so bezieht sich dies blos auf das diesbezügliche historische Quellenmaterial[1], denn Kurden-Rebellionen, sowie blutige Fehden zwischen den Bergbewohnern und ihren andersgläubigen Nachbarvölkern, wie Armenier, Nestorianer, Chaldäer und Jacobiten, haben sich immer wiederholt, sozusagen von Jahr zu Jahr, doch verhielt sich die türkische Berichterstattung bei solch unwillkommenen inneren Zwischenfällen gegenüber der Außenwelt, zumal der europäischen, begreiflicherweise sehr reservirt. Wenn auch Hafiz Pascha von Diarbekr sich rühmen konnte, in der urwüchsigen Landschaft Bohtan sämmtliche kurdische Raubnester dem Erd-, oder besser dem Felsboden gleichgemacht zu haben, so bleibt es für die eigentlichen Erfolge der Türken bezeichnend genug, daß die zwangsweise assentirten Kurdenbataillone im türkischen Lager durch die regulären Truppen schärfer bewacht werden mußten, als der Feind in den Bergen. Bei der ersten Gelegenheit rissen sie zu Tausenden aus und Nachts waren die Lagerwachen gezwungen, statt Front gegen den Feind, Front gegen ihre kurdischen Kampfgenossen zu machen, um sie selbst im Lager scharf im Auge zu behalten. Die Regierung war seitdem, da sie in dieser Frage nun einmal völlig impotent ist, klug genug, die Kurden-Conscription, wo es nur immer anging, fallen zu lassen, und die Steuern werden unsere „arischen Brüder", soweit es sich um die Bergdistricte handelt, schwerlich stark drücken. Mit den Thalkurden verhält sich dies etwas anders. Sie sind, wie jedes andere Volk des osmanischen Reiches, seit jeher den brutalen Erpressungen der Provinz-Bureaukratie ausgesetzt gewesen, die sich überall dort die fettesten Bissen nahm (und nimmt), wo der Kurde zum Spaten griff und dem productiven Boden die kostbare Ernte

[1] v. Moltke, „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei ꝛc.", 255—266, 271—287.

abrang. Was dann noch erübrigte, das zerstampften die Araber der nord-mesopotamischen Wanderstämme, die, gleich der Meerfluth, soweit nordwärts vordringen, als ebenes Land sich ihnen darbietet. So sind die kurdischen Thal-Colonisten wieder in ihre Berge getrieben worden und wo die rentable Arbeit nicht gedeihen will, da ersetzt das Raubhandwerk die mangelnden Existenzmittel ... So liegen beispielsweise an der Südgrenze Kurdistans die letzten Kurdendörfer noch immer auf steilen Berghängen. Da hinauf wagt sich der Beduine nicht, während in der Ebene der Kurde des Nomaden flinkes Roß fürchtet.

Die geographische Ausbreitung der Kurden ist wiederholt eingehend untersucht worden, doch ist man zur Ueberzeugung gekommen, daß die Kurden und Kurdistan geographisch nicht einen und denselben Begriff decken, indem man unter dem letzteren das Gebirgsterritorium zwischen den Quell-Läufen des Eufrat und Tigris, des Aras, der beiden Zarb-Flüsse und des persischen Kyzil-Uzen versteht, während Kurdenstämme sehr weitläufige Länderstriche innehaben, die außerhalb obiger Umgrenzung liegen. Im Allgemeinen werden sie in östliche und westliche Kurden eingetheilt; das Gebiet der ersteren, zu beiden Seiten der türkisch-persischen Grenze gilt als die Urheimat der Kurden überhaupt[1] und thatsächlich hat das Volk dortselbst nicht nur seine typischen, sondern auch seine socialen Eigenthümlichkeiten conservirt, von denen die Clan-Organisation und das Kastenwesen die interessantesten sind. Die nationale Sprache ist freilich auch hier vollends in ein türkisch-kurdisch-persisches Kauderwelsch aufgegangen. Das hohe, rauhe Ardelan wird gemeinhin als der eigentliche Ursitz der Kurden angesehen. In Senna, der Hauptstadt der genannten persischen Grenzprovinz, ist der Sitz der „Guran" oder Bauernkaste, in dem türkischen Suleimanjeh jener der „Kermani", oder der herrschenden Kriegerkaste (des Adels). Nur diese nennen sich Kurd oder Kardnch; der Bauer, sei er nun seßhaft oder Nomade, hat kein Anrecht auf diese Benennung, die somit ein Titel ist. Man trifft deshalb auch häufig, daß türkische Würdenträger, welche geborene Kurden sind, dem officiellen Titel ihren nationalen vorsetzen, wie beispielsweise Ismael Kurd Pascha,

[1] Von Rawlinson „Koordistan proper" genannt. (Bei Ritter, „Erdkunde", XI, 141.)

dem bekannten General der kurdischen Irregulären während des letzten Krieges. Was die räumliche Ausdehnung der Kurden gegen Westen anbelangt, so reichen sie tief nach Klein-Asien und Klein-Armenien hinein, hierselbst etwa bis Siwas, ja bis in die Pontusgegenden, dort thalab des Kyzil-Yrmak (Halys) bis über Kaisarieh hinaus, ja bis zu den großen Salzseen Centro-Anatoliens. Die Nordgrenze der Kurdenverbreitung dürften die Thäler des westlichen Eufrat und des Araxes sein; ostwärts greifen sie stark über die persische Grenze hinaus und sind besonders dicht in Ardelan und Tschaldiran. Im äußersten Süden dürften sie bis zum oberen Diala, der unterhalb Bagdad in den Tigris mündet, reichen. Der auf diese Art begrenzte Ländercomplex umfaßt mindestens 4000 Quadrat-Meilen, doch sind die Kurden nur in Central-Kurdistan das dominirende Element, sowie in Theilen Ost-Kurdistans, in allen übrigen Strichen durchsetzen sie nur die dortige Population, welche entweder die armenische, türkische, turkmenische oder persische ist. Die Populationsziffer der Kurden ist bei den gegebenen Umständen selbstverständlich gänzlich unbestimmbar, doch werden die türkischen Kurden, welche die Hauptmasse bilden, auf rund eine Million geschätzt[1]. Mit den persischen und russischen Kurden dürfte ihre Zahl bei 1 1/2 Millionen erreichen.

So weit wäre das Hauptsächlichste über die Kurden in geographischer Hinsicht erschöpft. Nicht minder interessant dünken uns aber die religiös-politischen Beziehungen und Divergenzen zwischen einzelnen größeren Stämmen oder Glaubensgemeinschaften, denn die Kurden sind beileibe nicht sammt und sonders Mohammedaner. Zunächst gehört ein ganz respectabler Procentsatz derselben der im Oriente weit und breit als „Teufelsanbeter"

[1] C. Sax, „Wiener Ausstellungsbericht" (Türkei, S. 8). Details über die Kurdenpopulation innerhalb der türkischen Reichsgrenzen finden sich in dem Stambuler officiellen Staats-Kalender (Salnamé), die jedoch keineswegs verläßlich sind. Der englische Consul Taylor beziffert die in Armenien wohnenden Kurden auf 544,000, von denen 357,000 Mohammedaner, der Rest Sectirer sind; im Vilajete Diarbekr belaufen sich, nach demselben Berichterstatter, die Kurden auf 540,000, wodurch beide Länder zusammen allein für sich schon die Million überschreiten würden, die übrigen Kurdenstämme aus den Provinzen Sivas, Angora, Konja, Adana, Aleppo und Bagdad ungerechnet. (Vgl. Helle, „Die Völker des osmanischen Reiches", 97 u. 99.)

verrufenen Secte der Jeziden[1] an, deren Hauptsitz einst das einsame Wüstengebirge von Sindjar[2], westlich von Mosul, war, wo sie in ihren unzugänglichen Höhlen das letztemal in den dreißiger Jahren durch Reschid Päscha à la Pelissier ausgeräuchert wurden. Die Jeziden glauben wie alle Ultra-Schiiten an die Incarnation der Gottheit in einem Propheten und in diesem Sinne ist ihr hochgehaltener Nationalpatron Scheich Adi ebenso sehr ein Werkzeug Gottes als Gott selbst. Der Glaube an die Rehabilitirung des „gefallenen Engels" spielt bei ihnen nur eine untergeordnete Rolle, doch hat ihnen gerade dies die Bezeichnung von „Teufelsanbetern" und damit auch den Haß und die Verfolgungswuth der Nachbarvölker, vor Allem der Mohammedaner, zugezogen. Dies verschlägt aber keineswegs, daß die Jeziden — die Sindjarlis ausgenommen — von allen Kurden die weitaus zugänglichsten, tolerantesten, fleißigsten und friedlichsten sind. Bekannt sind ihre Feste zu Ehren Scheich Adi's in dem quellen- und baumreichen Thal gleichen Namens unweit von Amadia. In weißen fliegenden Gewändern und schwarzem Kopfbund zum melodischen Tone der Rohrflöten führen sie dortselbst unter den uralten Nußbäumen und Platanen bei nächtlichem Fackelschein und dem Jubelgeschrei der Weiber: „Tahlil! Tahlil!" ihre religiösen Tänze auf[3] . . . Die ihnen hiebei nachgesagten geschlecht-

[1] Von „Azed", einem alten Gottesnamen. (Layard, „Niniveh and Babylon", 94; bei Braun ꝛc.)

[2] Dieses inselartige Land, inmitten der ungeheueren Niederung und einer anderen Bevölkerungsmasse (der arabischen) war zweifellos der erste Zufluchtsort der Jeziden, und so ward es mit der Zeit kurdisch, obgleich nicht nur jezidische Kurden allein daselbst eine Heimstätte fanden. Von den fünf Hauptstämmen der Kabarieh, Schehanieh, Dschenudscheh, Chamkieh und Denädi sind die ersten zwei moslemisch, die übrigen jezidisch. Die Jeziden-Stämme aber waren es, welche viele Jahrzehnte hindurch die Karawanenwege zwischen Mosul und Nisibin, denen zur Seite das Sindjar-Gebirge liegt, hochgradig unsicher machten, und so entschloß sich — 1837 — Reschid Pascha zu ihrer Züchtigung auszuziehen. Die Strafe war eine beispiellos harte, aber zum Theil eine wohlverdiente. Die Jeziden hatten ihre weißen Steinhütten (von prachtvollen Feigengärten umgeben) verlassen und waren in die Höhlen des Gebirges geflüchtet, wo sie den Türken einen blutigen Empfang bereiteten. Nach ihrer Bezwingung flüchtete ein großer Theil nach der Oase el Hadr (die antike Hatra) im Südosten zu den ihnen befreundeten Schamar-Beduinen.

[3] J. Braun, a. a. O.

lichen Orgien sollen Verleumdung sein[1]. Von den libanesischen Secten (Drusen, Nasarier, Ismaelier) ist dergleichen bekannt, unter den Kurden soll aber dieser Vorwurf nicht die Jeziden, sondern die sogenannten Kyzilbaschs oder „Rothköpfe," die räuberischsten des ganzen Kurdistans, treffen. Ihre Wohnsitze sind die Hochzinnen des „Tausend Seen-Gebirges" (Bingöl-Dagh) südlich von Erzerum. Daß diese Secten speciell die Jeziden von den Moslems mit grimmigem Hasse verfolgt werden, rührt daher, daß sie keine geschriebenen, religiösen Ueberlieferungen besitzen, also, wie Mohammed sich im Koran ausdrückt, keine „Schriftbesitzer" sind. Es würde zu weit führen, all' jene Jeziden-Schlächtereien, welche die Pforte am Gewissen hat, hier eingehender zu behandeln, bedauerlich bleibt es aber auf alle Fälle, daß gerade der brauchbarste Theil der kurdischen Bevölkerung auf Schritt und Tritt verfolgt und ausgerottet wird. Eine Zeit lang wurde namentlich von Seite der Türken unter officiellem Schutze der Raub jezidischer Frauen schwunghaft betrieben; da aber am Stambuler Markt für die „Teufelsanbeterinnen" nur schwache Nachfrage war, ging der saubere Geschäftsbetrieb wieder ein.

Die Jeziden wohnen am dichtesten im Berglande von Amadia, halbwegs zwischen Mosul und dem Alpenlande der Nestorianer, wo sich in der Nachbarschaft der Schneewipfel des Djulamerk-Stockes Dutzende kurdischer Raubburgen, der Besitz moslemischer Kurdenbeys, erheben . . . Ueber die Zustände daselbst — Hakkiari — haben wir bereits berichtet. Von dort ist die persische Grenze nur wenige Tagreisen entfernt und mit ihrem Ueberschreiten gelangen wir in das Gebiet der wildesten und unbändigsten aller Kurdenstämme, oder besser: mit den Kurden eng verwandter Bergvölker, in jenes der Luren und Buchthiaren. Sie hausen in ihren Gebirgsschlupfwinkeln halb nackt wie Troglodyten und verwehren Jedermann den Zutritt. Unter solchen Umständen ist es mit unserer Kenntniß über diese kurdischen Zweigfamilien selbstverständlich sehr schlecht bestellt. Ueber die angrenzenden Ardelan-Kurden hinaus treffen wir bei Kirmanschah auf die Secte der „Ali Ilahi". Ihr Hauptsitz ist

[1] Layard, „Niniveh and Babylon". (Die gegentheilige Behauptung bei Petermann, „Reisen", II, 331.)

Kerind, jenseits der berühmten „Zagrospforten", durch die einst Alexander hindurchzog. Dort wird Gott in täglichen Gebeten und Fluchen aufgefordert, alle Moslems mit Hilfe Benjamins, des Sohnes Jacobs, zu vertilgen. Der Teufelscult erscheint bei ihnen viel schärfer ausgeprägt als bei den Jeziden, denn sie halten den Satan als Weltschöpfer. Diese Secte wird sogar noch bei Susa, also unweit des persischen Golfes, mitten unter Arabern getroffen. An dieser Völkerscheide aber findet unsere Abhandlung naturgemäß ihren Abschluß[1]. —

[1] Was die Haltung der Kurden während des letzten Krieges betrifft, so hat vorerst Rußland seine alte Politik neuerdings befolgt, wie vorauszusetzen war, zu seinem abermaligen Schaden. (Vgl. Oben, S. 6.) Scheich Hussein Bey, ein Abkömmling der persischen Sofi-Dynastie, dessen Vorfahren vor 200 Jahren aus Persien ausgewandert waren und sich in der Nähe von Erzingian niederließen, um seitdem als Häuptlinge eine völlig unabhängige Stellung zu behaupten, kam drei Monate vor der russischen Kriegserklärung nach Erzerum und versprach dem damaligen Gouverneur, Samih Pascha, 10,000 Mann kurdischer Cavallerie. Unter diesem Vorwande rüstete er seine Truppen aus, kaum aber war die Nachricht vom Fall Ardaghans bekannt, als er sich an der Spitze seiner 10,000 Kurden für völlig unabhängig erklärte. Nun machte man russischerseits — so hieß es in eingeweihten Kreisen — alle erdenklichen Anstrengungen, um neben anderen Stämmen auch die des Scheich Hussein für die Sache der Russen zu gewinnen, und thatsächlich besetzte auch der Kurden-Häuptling Gheko den Engpaß von Dschibidschi-Boghas westwärts von Erzerum. Aber auf General Heymanns Rath — so hieß es weiter — wurden den neuen Waffenbrüdern die nöthigen Subsidien vorbehalten, und so fielen sie wieder ab. Im Monat Juli (1877) ließ General Loris-Melikoff ein Urtheil des Kriegsgerichtes vollstrecken, wodurch Ejub-Aga, der Sohn des Chefs der Kurden, welche unter russischer Herrschaft stehen, und 21 Mitglieder der angesehensten kurdischen Familien kurzweg gehenkt wurden. Man sagte, daß Ejubs Treulosigkeit hauptsächlich Schuld an der damaligen rückgängigen Bewegung der Russen seit der Schlacht von Zewin war... Andererseits scheint auch die Pforte wenig Glück mit den Kurden gehabt zu haben. Scheich Ubeidullah hatte zwar geschworen, 50,000 Reiter ins Feld zu stellen, aber er brachte keine 3000 zusammen. Desgleichen verließen Mitte August (d. J.) 5000 Kurden das Corps Ismail Paschas, um die bei Van gelegenen, vom persischen Kurden-Chef Ali Khan angegriffenen heimatlichen Ortschaften zu vertheidigen. Auch die Berg-Kurden von Buhtan revoltirten um diese Zeit, wurden aber bald zu Paaren getrieben. Die Ost-Kurden hingegen verhielten sich zu allen Ereignissen völlig theilnahmlos.

V.

Ueberblick auf Gesammt-Armenien.

Klein-Armenien. — Das Halysplateau mit Siwas. — Das plastische Total-Bild Armeniens. — Die Hochsteppen. — Die Eufrat-Katarakte. — Armeniens culturhistorische Stellung zu Asien. — Das armenische Volk der Gegenwart und sein bisheriges Verhältniß zur herrschenden Race.

Von Erzingian strömt der Eufrat noch nahezu zwanzig Meilen in ausgesprochen westlicher Richtung, bis Egin, von wo er dann, die großen Krümmungen innerhalb der Kataraktenstrecke abgerechnet, bis tief in die west-mesopotamische Grenzmark hinein seine südliche Direction beibehält, um schließlich südostwärts dem Persermeere zuzuströmen. Das Land nördlich jener Theilstrecke zwischen Erzingian und Egin ist wol geographisch, wie ethnographisch noch zu Armenien zu rechnen. Wir wollen den historischen Factor gar nicht in Betracht ziehen, daß seit dem Kriegssturme, der die ersten Seldschukiden in die Gaue des östlichen Armenien getragen, zumal nach Vaspurakan (am Van-See), wo das Königsgeschlecht der Orpelier den ersten Anprall auszuhalten hatte, ein großer Theil der dortigen armenischen Bewohnerschaft Schutz bei den Byzantinern suchte und ihn auch in ihren Grenzterritorien am oberen Halys fand[1]. Für uns genügt, die geographische Situation im Auge zu behalten und die hieraus entspringende Zusammen-

[1] St. Martin, „Mém. s. l'Arm.", I, 373.

gehörigkeit klar zu machen ... Wir haben oben (im zweiten Abschnitte) der großen Communicationen aus dem Centrum Armeniens (Erzerum) nach Westen und der Paß-Passage von Kara-kulak (bei der sogenannten „Teufelsschlucht") gedacht, die den allgemeinen Verkehr zwischen der Ebene Terdjan und den westwärts sich dehnenden Gebirgslandschaften vermittelt. Diese selbst sind nur eine Fortsetzung des mächtigen Kop-Dagh (10,000 Fuß), der sich zwischen dem obern Eufratthal und dem Quellflusse des Tschoruk quer vorlegt und von einem uralten Handelswege, dem pontisch-armenisch-persischen übersetzt wird. Im Anschluß hieran über Karakulak nach der vulkanischen Erhebungsmasse des Sepuh oder „heiligen Berges" bei Erzingian einerseits, sowie anderseits um die Quellregion des Kelkit-Tschai, der westwärts über Niksar dem Meere zuströmt, indem er sich vorher noch mit dem Iris vereinigt, breiten sich noch immer Gebirgszüge, kleinere Zwischen-plateaux, sowie Längenthäler, deren orographischer Zusammenhang mit den östlichen armenischen Gebirgszügen sich unverkennbar dar-thut. Erst in der Meridianrichtung von Egin, im Plateaulande Gerdschanis treten ostwärts relativ niedere Randgebirge heran, die bereits einen anderen orographischen Typus aufweisen. Es sind jene ringartig aneinander gruppirten Gebirgseinfassungen welche den obersten Lauf des Halys im Norden, Osten und Süden umklammern und gleichzeitig das weitläufige Plateau be-grenzen, in dessen beiläufiger Mitte die Hochlandsstadt Siwas gelegen ist.

Dieses Territorium ist so recht die Grenzmark zwischen Armenien und Anatolien und bevor wir das Totalgemälde des ersteren vorführen, mag es immerhin am Platze sein, einige Zeit bei der letzten größeren Stadt der Armenier zu verweilen, die ihnen ein Hort in der Zeit seldschukidischer Bedrängniß war. Von Dauer konnte diese Zwischenzeit freilich nicht sein, angesichts der rapiden Sturmfluth, die, in Gestalt der Reiterschaaren Alp Arzlans nach ihrem Zerstörungswerk im Osten, unbehindert sich nach Westen wälzte. Zudem bot das Land, wie auch heute noch, nur geringe Hilfsquellen und die weiten baumlosen Steppenland-schaften schienen so ganz geschaffen, barbarischen Horden zum Tummelplatze zu dienen. Wer demnach heute jene grasigen Ebenen betritt, begegnet überall nur trostloser Oede und Abgestorbenheit,

die sich unabsehbar die Halys-Ufer entlang breitet. Zwar die nordwestlich vorliegenden Randgebirge besitzen auch heute noch ihren sporadischen Baumschmuck und zu Siwas selbst unterbrechen herrliche Baumgruppen (gewaltige Platanen und Pappeln) das platte Land, sonst aber gibts hier nur fette Weiden, Lieblingsplätze der wandernden Turkmenen und Kurden oder die Feldergürtel, welche die Stadtbewohner selbst cultiviren[1]. Vollends aber erstirbt im Südwesten, wo das zackige Karabel-Gebirge das Plateauland begrenzt, die organische Natur. Eine einzige Paßscharte führt dort hinauf, ein prächtiges Ausfallsthor der räuberischen Kurden, für die es blos der Witterung den Halys entlang ziehender Karawanen bedarf, um gleich Hornißschwärmen aus dem Schlupfwinkel auf die ohnedies immerdar besorgten Reisenden hervorzubrechen. Dafür aber ist das Land auch so dicht bewohnt, daß man auf der dreißig deutsche Meilen langen Strecke zwischen Tokat und Hassan-Tschelebi nur sechs Dörfer zählt.

Eine besonders glanzvolle Vergangenheit hat Siwas wohl nicht gehabt. Aber selbst die kurze Zeit eines verhältnißmäßig annehmbaren Wohlstandes fand ein definitives Ende, als der Weltstürmer Temur Lenk auch hier seine brutale Vernichtungswuth zu bethätigen für nöthig fand. Noch stehen die Mauertrümmer jener Wälle, welche nur wenige Tage den Sturmböcken des Feindes widerstehen konnten, trotz ihrer angeblich so formidablen Stärke, die orientalische Chronisten mit Vorliebe ins Detail ausmalen[2]. Um so gräßlicher aber mußte die Bewohnerschaft ihren kurzathmigen Widerstand sühnen. Die moslemischen Bewohner fanden zwar Gnade vor dem gottgeliebten Menschenvernichter, dafür aber ließ er sämmtliche armenische Christen zusammenhauen und viele Tausende von ihnen in tiefe Brunnen werfen und diese sodann verschütten. Ein einsamer

---

[1] Ainsworth, „Trav. and. Res.“; von Moltke; Boré, „Corresp.“; J. Brant, „Jvurney l. c. 2c.“ bei Ritter, a. a. O.

[2] Scherifeddin, „Histoire de Temur“, par La Croix, III, 266. Nach diesem hatten die Mauern eine Höhe von 20 Ellen, bei einer Dicke von 10 Ellen, die gegen die Zinnen bis auf 6 Ellen abnahm. Jeder einzelne Quader war ein colossaler Block; die sieben Thore waren durch starke eiserne Thüren versperrt, u. s. w.

Friedhof wird noch immer als die Stelle bezeichnet, wo ganze Schaaren von Kindern durch Temurs Reiterei in den Boden gestampft wurden[1]. Welch ungeheueren Rückschlag all' diese ungeheuerlichen Schandthaten auf Land und Volk ausüben mußten, ist um so leichter zu begreifen, wenn man erwägt, daß gerade der rührigste, intelligenteste Theil der Bewohnerschaft, die Armenier, nahezu ausgerottet wurden, indeß die Moslims, uneingedenk der mit knapper Noth erlangten Schonung, das Werk der Verfolgung und Bedrückung des elenden christlichen Restes mit viel Behagen fortgesetzt zu haben scheinen. Es wäre ja im Gegenfalle nimmer zu begreifen, weshalb Siwas, das ja durch seine geographische Lage und am Kreuzungspunkte zweier großer Handelswege alle Bedingungen zur Prosperität hatte, aus seiner Versumpfung und Armuth sich niemals aufzurütteln wußte. Das einzige ältere Bauwerk, das sich in der Stadt erhalten hat, ist die steinerne Bogenbrücke aus der Zeit des armenischen Königs Senekherim, dem Orpelier, datirt also aus der Zeit der Emigration dieses Geschlechtes aus Vaspurakhan nach Klein-Armenien oder dem oberen Halys-Plateau. Alles Uebrige ist entweder Ruine oder unansehnlicher Holzbau, will man die viel älteren Ornamentplatten und sonstigen architektonischen Schmuck, der in einzelnen Moscheen und Kirchen verbaut ist, nicht gelten lassen[2]. Wenn nun vollends der hier in der Regel äußerst strenge Winter die einsame Plateaustadt heimsucht, so liegt sie während vieler Monate hindurch in mannshohen Schnee vergraben, und der Nachbar muß sich zum Nachbar mühsam den Weg durch die Niederschlagsmasse bahnen[3]. Hiezu kommt noch, daß die Regierung in diesem Lande, in Nachbarschaft des unwirthlichen Anti-Taurus, niemals eine entscheidende Autorität besaß. Wer auch in aller Welt würde Lust verspüren, sich mit den Afscharen,

---

[1] Auch in Damascus ließ der heuchlerische Schiite auf diese Art 10,000 Kinder aus der Welt schaffen. Die große Moschee, welche dem Kadi als Zufluchtsort angewiesen wurde, füllte sich nach und nach mit 30,000 Flüchtlingen. Sie wurde, als Niemand mehr darin Aufnahme finden konnte, von den Tartaren mit Holz zugebaut und den Flammen übergeben. (Braun, a. a. O., 127.)

[2] Sandreczki, „Reise nach Mossul", I, 110.

[3] v. Moltke, „Briefe über die Türkei", 208.

die alljährlich zur Sommerszeit nordwärts ausschwärmen[1], nachdem sie während des Winters die immergrünen Haine Ciliciens durchstreift haben, sich anders abzufinden, als hin und wieder ihr Wohlwollen zu erkaufen? Der Staat hat freilich keine Gelder für derlei bedenkliche Subsidien-Bewerber, und der Gouverneur ganz sicher auch nicht, aber es bedarf nur mehrerer blutiger Anlässe, um den zumeist bedrängten Bewohnern des Flachlandes plausibel zu machen, daß es nur einer momentanen Steuererhöhung bedürfe, um das Uebel in Form einer Loskaufssumme zu bannen. Gleichwol ist das Mittel kein radicales und die ganze obere Halysgegend ist heute, wie vordem, in der Gewalt der kriegerischen Affscharen. Sie schwärmen westwärts sogar bis zum Riesenkegel Argäus, dort, wo sich das weitläufige Kaisarie (das altberühmte Cäsarea) mit seinen Kuppeln und weißen Minarets wie ein großartiges Oasenbild von der dunklen Waldtapete dahinter, die sich den erloschenen Vulkan hinanzieht, abhebt[2].

Nachdem wir mit Klein-Armenien und Siwas unsere Wanderungen durch die einzelnen Gaue des Gesammt-Gebietes beendet finden, drängt sich die Nothwendigkeit in den Vordergrund, neben den vielartigen Detailbildern, welche meist in culturgeschichtlicher und historischer und wohl nicht zuletzt in allgemein touristischer Richtung ausgesponnen wurden, von der totalen, so hochinteressanten Ländermasse ein anschauliches Gemälde zu gewinnen. Wir denken uns zu diesem Ende in den nordwestlichsten Winkel des iranischen Hochlandes versetzt, eröffnen unseren vorerst rein orographischen Rundblick auf das bisherige russische Armenien, d. i.: die mittlere Araxes-Ebene mit der doppelten Massen-Erhebung des Ararat und der Gruppe vom Goktscha-See und schließen hieran das centrale Plateau Hoch-Armeniens mit den nördlichen, südlichen und westlichen Vorlagen, Abfällen, Randgebirgen und den zahlreichen Uebergangsformen. Vom Tafellande Azerbeidschan baut sich die Hochlandsmasse nordwestwärts, sozusagen von den beiden riesigen Kegelbergen Sawalan (12,200 Fuß) und Sahand (8000 Fuß), nach einer weitläufigen Unterbrechung im unteren Araxes-Thale, jenseits dieses Stromes noch einmal zu imposanter Höhe

[1] Bei Ritter, „Erdkunde“, XVIII.
[2] Texier, „Asie mineure“, II, 51.

empor. Es ist das compacte Karabagh-Gebirge, das gleichsam mit riesigen Armen in nordwestlicher Fortsetzung den 6340 Fuß hohen Goktschai-See (Sawanga) auf zwei Seiten umklammert. Der zwischen Eriwan und dem See streichende Arm, der Akmangan, erscheint nur als eine einzige Reihe erloschener Vulkane, deren nordöstliche Basis, wie die aller übrigen Ringgebirge dieser Seeregion, mit schroffen Coulissen zum dunklen, schäumenden Sawanga abfällt. Alle diese Höhen sind kahl und der vulkanische Ursprung ihr ganz besonderes Merkmal[1]. In noch weiterer nordwestlicher Fortsetzung geht diese orographische Gruppe immer mehr und mehr in das eigentliche armenische Randgebirge über und fällt schließlich in gestreckten Stufen zur transkaukasischen Tiefebene einerseits, und zum grusinischen Isthmus anderseits ab.

Getrennt von dieser Erhebungsmasse durch die große Araxes-Ebene von Eriwan, wohl aber mit dem Tafellande von Azerbeidschan durch einen längs des rechten Araxes-Ufers streichenden Gebirgszug, der allerdings vielfache Unterbrechungen erfährt, verbunden, nimmt in mehr westlicher Richtung eine zweite Erhebungsmasse ihre Ausdehnung, jene des Van-Beckens, in dessen tiefster Depression der gleichnamige mächtige Salzsee (5000 Fuß hoch)

---

[1] Dieser Vulkanismus wirkte nach den Untersuchungen Abichs in allen vier Hauptrichtungen, welche er bei den im ganzen Kaukasus, Armenien und Nordpersien geodätisch orientirten Gebirgserhebungen ermittelte. Im großen Kaukasus betheiligten sich vornehmlich nur zwei dieser Erhebungsrichtungen, die O.-W. und die SO.-NW., deren Schneidungswinkel im Mittel zu 25° sich erweist. Diese beiden vorwaltenden Richtungen der Hebungen bedingten zunächst die mächtig in die Länge gezogene Gesammtform des großen Kaukasus. In Armenien und Nordpersien macht sich gleichzeitig mit dem Wachsen des Schneidungswinkels der erwähnten Richtungen bis auf 32° der Eingriff vulkanischer Axen S.-N. und SW.-NO. geltend, welche, wie jene bei den ersteren, gekrönt sind durch die in gereihter Anordnung aufgesetzten Eruptionskegel. (Radde, „Vier Vorträge über den Kaukasus" in Petermanns geographischen Mittheilungen, Ergänzungsheft Nr. 36, 12.) —

Am Ararat gelangt die vulkanische Thätigkeit ganz eigenthümlich zum Ausdrucke. Zunächst stauten sich die Lavawellen gegen die Tertiärbank im flachen Araxesthale und erstarrten zu einem fast schwarzen Klippenmeere. Von dieser seiner Basis baute sich aber der regelmäßige Kegelcoloß zum Himmelsgewölbe auf.

liegt. Zwar besitzt dieser orographische Abschnitt mehr den allgemeinen Plateau-Charakter und die eigentlichen Culminationspunkte liegen allenthalben in jenen Randketten, welche den Quellarm des östlichen Eufrat von der Seeregion abtrennen, jener geht aber später, dort, wo sich der Murad-Fluß nach einem sehr trägen Laufe und nach Aufnahme zahlreicher Quellbäche durch den südlich quer vorliegenden Damm seinen Weg bahnt, in jenes Gebirgsmassiv über, das, zwischen den beiden Eufrat-Armen streichend, im Süden von Erzerum die größte Culmination erreicht. Bevor wir noch dahin gelangen, liegt auf unserem Wege eine dritte, von diesen beiden Abschnitten völlig abgetrennte, räumlich zwar unbedeutende Gruppe, jene des Ararat mit ihrem schnee- und eisbedeckten Doppelhaupte und seiner Gletschermasse[1]. Wir haben schon im ersten Abschnitte auf seiner Scheitelhöhe verweilt und haben zu dem dort Angeführten wenig hinzuzusetzen. Als der eigentliche centrale Kern von Gesammt-Armenien, gestattet ein Rundblick von seiner Höhe sowohl ein volles Umfassen der Goktschai-Gruppe, wie jener anderen, die mit ihren zahlreichen Kegelbergen den obersten Lauf des Murad begleitet und über deren Schultern hinweg wohl noch in dämmeriger Ferne ein anderer riesiger Kegelberg zu erblicken sein dürfte, der am Nordrande des Van-Sees gelegene Sipan-Dagh. Die westwärts ziehenden Anschlußketten vom Pambusch ab können kaum zu einer eigenen Gruppe qualificirt werden. Sie legen sich mit sehr steilen und kantigen Rücken und durch nur wenige Paßscharten gegliedert zwischen die Flußläufe des Araxes und Murad und gehen später, nachdem die hauptsächlichsten Karawanenwege sie allenthalben nord- und westwärts überquert haben, in der gemeinsamen Quellregion der beiden Eufrat und Araxes, in den westlichen Hauptstock jener südlichen Erhebungsmasse über. Es sind die bereits oben erwähnten Höhen des „Tausend-Seen-Gebirges" (Bingöl-Dagh), durch südwärts, gegen Palu und Charput streichende Querthäler, von dem nahezu zwanzig Meilen langen, völlig ungegliederten Gebirgsmassiv des Mussur-Dagh (bei 8000 Fuß hoch) abgetrennt.

---

[1] v. Thielmann, „Streifzüge im Kaukasus ꝛc." 156.

Das Charakteristische an allen diesen Gebirgen ist die Waldarmuth. Nur geringfügige Bestände erhalten sich in einer Höhe von 5—8000 Fuß über dem Meere[1]. Dafür sind aber die Thäler fruchtbar und allenthalben mit Baum-Culturen geschmückt, wo es der Boden zuläßt[2]. Die Waldbäume, welche dennoch vorkommen, sind die Buche und die Eiche, seltener Ahorn, Birke und Fichte. Der Weinstock gedeiht in manchen Gegenden, besonders in der mittleren Araxes-Ebene (bei Nachitschewan), am Van-See bei Musch, bei Erzingian u. s. w. Das Obst ist ein Hauptproduct des Landes, doch kommen eigentliche Südfrüchte nicht vor. Von den Feldfrüchten werden Weizen, Korn, Mais, Hirse, Sorgo, Bohnen und etwas Reis gebaut, besonders die ersteren Sorten in der Ebene am oberen Eufrat. Ebendort, sowie in einigen anderen Gegenden dieses Gebietes, wird der Maulbeerbaum gepflegt, im Süden die Baumwollstaude und bei Musch und Bitlis auch der Tabak gebaut[3].

Wir begeben uns nun von dieser orographischen Zone auf das linke Ufer des Araxes, wo wir zunächst das Karser Plateau, später jenes von Tschaldyr und Ardaghan betreten. Die Rand- und Kettengebirge sind hier nirgends mehr massig und selbst die orographische Begrenzungslinie, die, um das Quellgebiet des Kur herum, in großem westlichen Bogen in das Achalzicho-Imeretinische Scheidegebirge übergeht, dürfte kaum Anspruch auf Bedeutung erheben. Im Westen ist diese Zone, welche gleich jener südlichen bis Erzerum reicht, durch die große Thalsenkung des Tschuruk-Flusses begrenzt und jenseits nehmen die Kettenzüge des pontischen Hinterlandes, ein, nur einmal in seiner Längenmitte unterbrochener (bei Gümüsch-Chana durch den Charschut-Fluß) mächtiger Gebirgswall mit einer Total-Entwickelung von nahezu 50 deutschen Meilen ihren Anfang. Freilich sind hiebei auch die

[1] Radde, a. a. O., 12.

[2] Mit einer Anzahl schlanker Pappelbäume bezahlt der Mohammedaner den Kalim dem Vater seiner Braut und der reiche Armenier am Araxes zählt nach Tausenden die Pappelstämme, welche den Canälen entlang in mehreren Reihen nebeneinander gepflanzt werden und die bei raschem Wuchse schon im achten Jahre einzeln den Werth von drei bis vier Rubeln repräsentiren (Ebd.)

[3] Sax, „Türkei", 46.

anatolischen Randketten Tschamly-Bol-, Jyldiz- und Kösch-Dagh inbegriffen, jene stufenförmige Erhebung, die so glücklich mit einem dreifachen Festungsglacis verglichen worden ist[1]. Der Waldreichthum dieser Gebirge ist namentlich in den östlichen Gliedern groß und besteht besonders in Buchen, Fichten und Ulmen. Ganz unvergleichlich anders entfaltet sich aber die Natur am Nordhange der pontisch-armenischen Küsten- und Randgebirge, deren gewaltige Gipfel stellenweise noch immer eine imposante Höhe erreichen. Wir haben der geographischen Situation hierselbst in unserem Abschnitte über Lazistan gedacht und haben nun nur noch hinzuzusetzen, daß der Waldreichthum ein sehr bedeutender, von Forstcultur aber keine Rede ist. Ja viele Wälder sind mit der Zeit vollends vernichtet worden[2]. Neben den vorherrschenden Eichen und Fichten gibt es hier auch Bux- und Lorbeerbäume, Nuß-, Feigen- und überhaupt Obstbäume; Citronen, Granaten gedeihen allenthalben, besonders aber Pfirsiche, Kirschen und Haselnüsse, sowie die pontische Rebe, welche baumartig emporwächst, oder als Riesen-Liane die höchsten Stämme sich hinanwindet, um hoch in den Lüften zu zeitigen[3]. Aber schon mit dem Eintritte und Verfolge des Tschuruk-Thales ists mit dieser Pracht jählings vorüber und nur wenige Meilen von der Küste, südlich der Gebirgs-Scheidewand, liegen die ersten waldarmen Hochlandschaften, nur in den Thalmulden oasenartig durch bescheidene Gartencultur belebt.

Einer ganz besonderen Erwähnung bedürfen die armenischen Hoch-Steppen, die auf den Plateauxflächen begreiflicherweise mitunter sehr bedeutende Strecken einnehmen. Der Begriff der Steppe war lange ein undefinirter, d. h., man konnte weder in

---

[1] v. Moltke bei Ritter, XVIII, 261.

[2] Sax, a. a. O., 39.

[3] K. Koch, „Wanderungen im Orient", II. (Auch bei Radde, a. a. O., 20.)

Bei Trapezunt ist die Rebe zwar noch klein und durch das Messer gezähmt, auf den Höhen aber entwächst sie aller Zucht. Mit kleinbeerigen Trauben kriecht sie über Felsen, schwingt sich über den Erdspalt und wuchert unbändigen Triebes noch mitten im Dornbusch. Aber sie buhlt umsonst; Niemand streckt bei dem Ueberfluß die Hand nach ihren süßen Früchten aus. (Fallmerayer, „Fragmente aus d. Orient", 94.)

Bezug auf die Niveau-Verhältnisse eines von allem Baumwuchse entblößten Landes, noch auf Grund pflanzengeographischer Momente mit der eigentlichen Fixirung des fraglichen Begriffswortes fertig werden. Daß die Steppe, ja selbst die Wüste, nur ein ökonomischer und kein geographischer Begriff sei, mußte sich gar bald aus verschiedenen experimentellen Thatsachen herausstellen, wie es ja auch erwiesen ist, daß die öden Steppenstrecken des heutigen Mesopotamien doch erst eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte seien, indem wilde Verwahrlosung dort überhand nahm, wo vorher unter dem Einflusse des belebenden feuchten Elementes die üppigsten Culturoasen bestanden hatten[1]. Auch ist mit der Steppe sowenig, wie mit der Wüste, ein plattes Stück Land gemeint, in welchem es keinerlei Niveau-Unterschiede gibt. Im Wesentlichen sind die Steppen des Tieflandes wohl mehr oder weniger eben, häufig aber breitet sich die schwarzerdige Steppendecke mit ihrer ganz eigenthümlichen organischen Welt über weite, undulirte Strecken, wobei freilich jene eigenthümliche, scheinbar unbegrenzte Scenerie verloren geht, — jene der unendlichen Einförmigkeit, voll ergreifender poetischer Effecte[2]. Die armenischen Steppen haben zudem eine sehr bedeutende Elevation, und so wird es häufig schwer, die Grenze zu bestimmen, wo die eigentliche Grassteppe aufhört und die Alpentrift beginnt. Die bedeutendsten jener Gattung sind die ausgedehnten Grasplateaux zu

---

[1] Wenn im ninivitischen Frühling die Jagdhunde in die Wildniß rennen, kommen sie vom Blumenstaub gelb gefärbt zurück. (Layard, „Niniveh and its Rem., I, 78".) Da die Canäle aber aufgehört haben ihren Dienst zu thun, wird im Sommer eine brennende Wüste daraus und statt der Millionen, die einst hier lebten, trifft man hin und wieder ein Dorf mit einigen hundert diebischen Arabern, Türken und Kurden. (Bei Braun, „Gemälde ꝛc.", 187.)

[2] Am originellsten und großartigsten im Herbste, wenn, vom Sturme gepeitscht, die spirigen abgebrochenen Pflanzenleichen dahinjagen. Dann rollen sie sich zu mächtigen Kugelformen zusammen, hüpfen und springen in kurzen und großen Absätzen über die schwarze Erde, welche durch die Sonnenhitze in unzählige Risse barst. Es ist ein wahrer Hexentanz. Nicht im unheimlichen Dunkel der Waldeinsamkeit, am Unkenteiche, nicht im Felsenreiche des Brockens spielt das großartige Naturballet. Das ist Alles viel zu eng. Die unendliche Steppe lieh den Boden und der unermeßliche Himmel wurde zur beweglichen Couliße. (Radde, a. a. O., 29,)

geiden Seiten des oberen Muradlaufes, die Steppe Torly im Süden des ersten Murad-Durchbruches; die Steppe Karajazy zur Seite des Passin-Flusses, namentlich aber die weiten, von Nomaden-Tribus wimmelnden Hochflächen östlich des Van-Sees. Hoch-Armenien ist arm an Steppenstrecken. Der Eufrat hat dort ein tiefes Rinnsal in die Erhebungsmasse eingeschnitten und dadurch der regelmäßigen Thalbildung Vorschub geleistet, wodurch auch Vegetation und Klima ganz anders geartet sind, als auf der Scheitelhöhe Ost-Armeniens. Wohl sind auch hier die flachen Hoch-Terrassen (bis 7000 Fuß) nicht ohne grasige Strecken, aber sie tragen allenthalben den Typus der Alpentriften des Abendlandes und die Nomaden legen diesen ihren Lieblingsplätzen während der heißen Sommer, den Namen „Jaila“ bei.

Die orographische Grenze Armeniens im Süden ist der große Tauruszug, der in seiner Fortsetzung von Cilicien her vorerst eine gewaltige Plateaumasse zwischen den Anti-Taurus (der eigentlich nur ein Glied des Taurus ist) und dem oberen Eufrat einschiebt, um nach dem zwanzig Meilen langen Strom-Durchbruche zwischen Malatia und Samosat im großen Bogen gegen Osten fortzustreichen. In diesem Sinne ist er das eigentliche Randgebirge des untern Murad und auf seiner Scheitelhöhe liegen die beiden Tigrisquellen, die eine im Westen, die zweite im Osten. Dieser Tauruszug, der Grenzwall zwischen Armenien und Kurdistan ist in seiner Totalität zwar wenig gegliedert, ohne eigentliche große Querthäler, um so reicher aber entfaltet er wahre Naturwunder in zahllosen Detailbildern, in seinem Wechsel von Fels und Wald, von weichgeformten Thalmulden und düster-wilden Hochzinnen, voll schauerlicher Abgründe und unzugänglicher Schlupfwinkel. Ein solcher Detail-Abschnitt ist der berüchtigte Charsan-Dagh, der Schauplatz wiederholter blutiger Kurden-Rebellionen. Aber auch in den übrigen Gebirgsstrichen mangelt es nicht an natürlichen Schutzwällen, hinter denen einst die freien Clane Schutz suchten, als die osmanischen Eroberer den Sonderstrebungen der Bergstämme entgegentraten und denselben überraschend schnell ein Ende bereiteten. Dabei liegen die üppigsten Weiden, wahre Paradiese für die Nomaden-Tribus unter den Felsstirnen des Hauptkammes und von Thal zu Thal ziehen sich die fruchtbaren Culturstreifen der friedlicheren Ackerbauer. Be-

sonders reich aber ist dieses Gebiet an Mineralschätzen, namentlich an Kupfer, wovon das Bergwerk von Arghana jährlich über 1,000,000 Okka (à 2¼ Pfd.) liefern soll[1], dann an Silber, Blei und Eisen und wahrscheinlich auch an Steinkohlen. Die Berge sind häufig mit dichten Eichenwaldungen bedeckt, und in der Ebene zählt die Pyramidenpappel zu dem gewöhnlichsten Nutzholze. Tiefer hinab herrscht der Oelbaum, daneben der Maulbeer-, der Granat- und der Feigenbaum, endlich die Dattelpalme[2]. Mit diesen Repräsentanten haben wir aber die natürliche Grenzscheide bereits weit überschritten und hiebei viel rascher die eigentliche vorder-asiatische Culturzone erreicht, als wir es vom westlichsten Ende Armeniens aus vermöchten. Hier schließen zu beiden Seiten des Halys noch ungeheuere Strecken mit vorherrschendem Steppencharakter an die Grenzmark von Siwas an und selbst im Stromgebiete des Sangarius (Sakaria), also in der centralen Plateau-Senkung Anatoliens, würden wir noch keinen Unterschied im Typus der Vegetation, des Landes und der Menschen finden. Anders an der kurdischen Land- und Völkerscheide. Aus dem oberen Murad-Becken hebt sich das Land unmittelbar zum Hochwalle des Taurus empor, dann fällt es fast stufenförmig zum mesopotamischen Tieflande hinab, also zur subtropischen Culturzone, wie anderseits von den Schneehöhen des pontischen Küstengebirges zum trapezuntisch-colchischen Gartenland und seinen Waldthälern. Hier herrscht die kaspische Riesenrebe, der gewaltige Waldbaum und das mörderische Schlinggewächs, dort der Baum Arabiens, die Palme, „welche ihren Fuß in Feuchtigkeit, ihr Haupt in Sonnenglut badet"[3].

Großartiger als alles Uebrige ist im kurdisch-armenischen Taurus jener gewaltige Eufratdurchbruch, den man gemeinhin die „Kataraktenstrecke" nennt. Sie ist in ihrem wildesten Theile zwanzig Meilen lang und wird die Zahl ihrer Stromschnellen innerhalb dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke mit nicht weniger als Dreihundert angegeben. Schon oberhalb Malatia, dort, wo der Murad nach einem langwierigen Laufe durch gleichfalls

---

[1] Consularbericht im Manuscript.
[2] Sax, „Türkei", 47.
[3] Desor, „Die Sahara", 26.

mächtige Wasserthore in den Eufrat sich ergießt, windet sich dieser zwischen schroff emporragenden Uferbergen. Aber die Communication ist hier zwischen beiden Uferlandschaften noch immer möglich und über Kheban-Maden, in der Mitte der Stromenge gelegen, führt in die Erzgebirge von Charput sogar ein leidlicher Weg. Ganz anders unterhalb Malatia, von wo ab eine Strompartie sich entfaltet, die wol ihres Gleichen sucht. Die schwarzen Basaltwände reichen viele hundert Fuß in senkrechtem Anstiege über das zischende Gewässer, das entweder donnernd über die Felsbarren stürzt oder als schäumende Wirbel die Klippenblöcke umtost. Die seitlichen Einblicke in einzelne Bergschluchten sind nicht von Belang. Erwähnenswerther mag sein, daß es gerade diese Schluchten sind, welche während der Regenzeit die Felsenbarren zum Strome befördern und jene gefährlichen Hindernisse erzeugen. Hiebei bildet der Eufrat unzählige, scharfe Curven und nach jeder Wendung, nach jedem kaum vorübergegangenen Wassersturze, schlägt bereits das ferne Gebrause eines anderen Kataraktes ans betäubte Ohr. Hiebei werden die senkrechten Felswände immer höher und dunkler Basalt wechselt mit den phantastischen Formen des Sandsteines, oder es dräuen zerrissene Kalkböschungen in die Tiefe. Aber selbst diese wilde Wasserwildniß, die kein Kahn durchzieht und in der jeder Verkehr erstirbt, ist nicht ohne romantische Belebung. Hoch in den Lüften, dort, wo die Uferfelsen kantig ins Hinterland zurücktreten, kleben die Niederlassungen einzelner Kurdentribus, inmitten spärlicher Vegetation, wahre Schwalbennester, von Menschenhand auf den gefährlichen Auslug gepflanzt. Hier mögen die freiheitslustigen Hochländer wol sicher vor den Nachstellungen der Türken sein. Anderseits sind die Bewohner dieser Wildniß freilich mehr, als irgend einer ihrer Bruderstämme auf der Hände Fleiß angewiesen, denn der Boden mag hier mit seinen Gaben wol kargen und die abgelegene Localität bietet wenig Gelegenheit zu Tausch und Handel.

Die Kataraktenstrecke reicht eigentlich nur bis Gerger, einer uralten Bergposition, wo der eingeengte Strom mehr und mehr seiner Fesseln ledig wird und im breiteren Rinnsal die syrisch-mesopotamische Hochstufe durchströmt. Am wildesten und romantischsten ist die Strompartie in der Längenmitte des Defilés, bei Telek, dort wo der Strom nach hartem Kampfe mit dem ehernen

Gefüge des Massengebirges nach und nach eine nahezu nordöstliche Direction angenommen hat, die freilich bald wieder in eine südwestliche ändert. Erwähnenswerth ist dieser Punkt auch deshalb noch, weil von hier nur wenige Stunden landeinwärts und zwar gegen Nordosten der kleine Hochlandssee liegt, aus dem der westliche Tigris entströmt. Der Eufrat hat bis hierher, an der Geburtsstelle seines Zwillingsbruders, bereits eine Entwickelung (von Erzerum ab) von mehr als achtzig Meilen erreicht. Während aber dieser südwestwärts abfließt, zieht jener in nahezu östlicher Richtung, und die wenigen Stunden Landes, das Tigris und Eufrat im Defilé der Katarakte von einander trennt, verhindern es nicht, daß beide Ströme erst dann, nachdem sie ganz Kurdistan und Mesopotamien umströmt haben, erst zehn Meilen oberhalb des Persischen Golfes ihre Vereinigung bewirken.

Die Kataraktenstrecke des Eufrat ist, wie selbstverständlich, unschiffbar. Während der letzten großen Kurdenkriege zu Ende der dreißiger Jahre, mit denen auch Hafis Paschas Feldzüge gegen Ibrahim von Egypten verbunden waren, wurde im türkischen Hauptquartier zu Malatia die Beschiffung der Strecke angeregt, und zwar zunächst auf Grund der dringenden Nothwendigkeit, die Bedürfnisse der Operationsarmee rascher als auf dem langwierigen Landwege zu befördern. Niemand wollte sich zu der gefährlichen Probefahrt finden und so entschloß sich der damalige preußische Hauptmann v. Moltke, der, wie schon oben erwähnt, dem Hauptquartier zugetheilt war, zu diesem Wagniß und ihm erst verdanken wir die genauere Kenntniß der großartigen Strompartie[1]. Die Fahrt, welche das erste Mal bei Niederwasser durchgeführt wurde, ging nur schlecht von Statten. Mancher Katarakt konnte nicht anders passirt werden, als durch den Landtransport des zerlegten Schlauchflosses. Nicht viel besser ging es das zweite Mal, als der Strom in Folge starker Regengüsse hoch angeschwollen war. Die Annahme, daß bei hohem Wasserstande die Felsbarren leichter zu passiren sein würden, sollte sich nicht realisiren, denn nun waren die Katarakte wahre Wasserfälle und mehr als einmal versank das unsichere Floß in den Sturzwellen oder unter den kreisenden Wogen der verderb-

[1] v. Moltke, „Briefe ꝛc.“, 293 u. ff.

lichen Wirbel. Es war ein Act seltener Kühnheit, einem wilden Strom-Ungethüme durch eine wiederholte derartige Fahrt seine Geheimnisse und Schrecken abzulauschen, würdig der Jugend eines Mannes, dem späterhin die Lorbern höchsten Ruhmes zu Theil werden sollten.

Auch der Tigris besitzt, und zwar unterhalb der Vereinigung seiner beiden Quellflüsse ein derartiges Strombefilé. Es ist aber minder großartig, ohne eigentliche Katarakte und von geringerer Längenausdehnung. Auch ist es, obgleich Xenophon es auf seinem Rückzuge nicht zu forciren wagte, von türkischen Expeditionscolonnen wiederholt zurückgelegt worden. Von diesem Defilé ostwärts gewinnt auch das Taurussystem an Massigkeit, indem es zwischen dem Van-See und dem rasch südostwärts abfallenden Tigris weitläufige, wilde Alpenländer breitet, jenes von Hakiari und Rowandiz. An der türkisch-persischen Grenze tritt diese orographische Gruppe mit dem Hochlande von Azerbedjan, von wo aus wir unseren Rundblick auf die armenischen Hochländer eröffnet hatten, in Verbindung[1].

So hätten wir die geographische Situation in großen Zügen erschöpft und einen plastischen Ueberblick über jene Ländermasse gewonnen, dessen historische und culturgeschichtliche Bedeutung erst recht zum Ausdrucke gelangt, wenn wir sie in ihrem natürlichen Zusammenhange mit dem asiatischen Continente, zumal mit dem iranischen Hochlande, und weiter in ihrer Fortsetzung zur anatolischen Halbinsel betrachten. Es ist eine, von Geographen vielfach hervorgehobene Eigenthümlichkeit, daß gewisse Haupt-

[1] Urumijah, mit seinem großen Salzsee, liegt der Grenze zunächst. Die Stadt ist einer der Hauptsitze der nestorianischen Christen, doch haben verschiedene Missionsanstalten mit der Zeit erhebliche Fortschritte in ihrem vermeintlichen Bekehrerwerke gemacht. Am meisten geeignet zu diesem Berufe sollen die amerikanischen Missionäre sein; sie sind in der Regel nicht nur kenntnißreich, sondern besitzen auch eine auffallend gesunde Leibesconstitution, zwei durchaus nothwendige Eigenschaften, um unter Asiaten zu leben. Einen Hauptvortheil haben sie dadurch voraus, daß sie bei der Bekehrung nicht gleich mit der Bibel und mit den Glaubenssätzen beginnen, sondern den Leuten, die an ihrem Unterrichte theilnehmen, erst soviel Bildung und Kenntnisse beizubringen suchen, daß sie im Stande sind, die christliche Religion ihrem ganzen Wesen nach zu erfassen. (Wilbraham, bei Koch, „Kaukas. Länd.“, 185.)

formen der Bodenplastik auf der größeren Westhälfte des asiatischen Continents eine mehrfache Wiederholung finden. Es sind in ihrer Continuität von stets kleiner werdender räumlicher Ausdehnung die großen Erhebungsmassen von Central-Asien, Ost-Iran und Armenien, an welche weitläufige Plateauländer anschließen, im Osten die turkestanischen, in der Mitte das iranische Hochland im engeren Sinne, oder Persien, im Westen endlich Klein-Asien. Wie die betreffenden Gebirgsmassen, so sind auch die dazu gehörigen Tafelländer von constant abnehmender räumlicher Ausdehnung. Während nämlich Central-Asien, ohne die geographische Abgrenzung hiebei näher zu bezeichnen, nahezu einen Flächenraum von Hunderttausend Quadratmeilen einnimmt, schrumpft das iranische Hochland bereits auf die Hälfte dieses Raumes zusammen und repräsentirt das, von maritimen Randgebirgen gestützte anatolische Plateauland nur mehr einen Bruchtheil desselben. In Central-Asien die höchsten Culminationspunkte der Welt, in Iran noch immer die bis 18,000 Fuß und darüber culminirenden Punkte des Hindu-Kuh[1] und Suleiman-Kuh; im Westen endlich die armenischen Hochberge mit ihren imposantesten Repräsentanten, dem Ararat und den übrigen großen Kegeln längst erloschener Vulkane. Diese unverkennbaren äußeren Merkmale der geographischen Zusammengehörigkeit eines großen Theiles von Asien finden aber einige Modificationen, wenn man den Blick von seiner localen Bedeutung abwendet und andere Momente in Betracht zieht. Der Grundsatz, daß große Ströme die wahren Culturvermittler seien, während Gebirge, je

[1] Lange ehe Alexander d. Gr. seine Heere hier hinüberführte, waren Völker aus dem rauhen Norden über den Paropamisus (Hindu-Kuh) gestiegen, um sich verheerend über die Fluren Indiens zu wälzen, für eine Zeit zu den Trägern der Cultur emporzuschwingen und später von anderen nachdrängenden Völkern erdrückt zu werden. Durch Jahrhunderte vermittelten die Straßenzüge über den Hindu-Kuh fast ausschließlich den ost-westlichen Handelsverkehr zwischen den Völkern am Ganges und Indus und jenen am Eufrat und Tigris, und selbst in der neuesten Geschichte sind die Bamian- und Cheuber-Pässe zwischen Balch, Khabul und Peschawer vielgenannte Schauplätze der kriegerischen Ereignisse zwischen den Engländern und den wilden, tapferen Bergvölkern Afghanistans. (v. Hochstetter, „Asien ꝛc.", 9 u. ff.

nach dem Grade ihrer Mächtigkeit als die eigentlichen Völkerscheiden und Grenzmarken ureigener Culturtypen zu betrachten wären, dieser Grundsatz liefert die interessantesten Beweispunkte zu der mehr oder minder eigenartigen Entwickelung der fraglichen Ländergruppen. Das continentale Central-Asien mit seinen zahlreichen trennenden Gebirgsschranken konnte die geringsten natürlichen Culturbedingungen darbieten. Einerseits von der tropischen Welt Indiens durch die Schnee- und Eiskette des Himalaya, und die grandiose Plateaumasse der „Pamir" nahezu unüberwindlich getrennt, desgleichen im Osten, trotz ganzer Länder, die in ein partielles Depressionsgebiet fallen, noch immer räumlich von Ost-Asien abstehend, fand es im Norden dort eine natürliche Begrenzung, wo das Culturland in die Steppen- und Wüstengebiete der aralo-kaspischen Niederung überging. Nur die beiden Lebensadern Turans im engeren Sinne, der Oxus und Jaxartes, verhalfen den Ländern an der Nordabdachung dieser Erhebungsmasse eine vorübergehende Cultur, die, eigenartig wie sie von Anbeginn her war, auch heute noch ihr typisches Gepräge in seinen modernen moslemischen Repräsentanten beibehalten hat. Selbst der Islam ist hier nur lose mit den Ländern- und Völkern West- und Vorder-Asiens im Contacte, wobei freilich neben den plastischen Verhältnissen auch der viel entscheidendere Umstand seinen Ausschlag geben mag, daß das schiitische Persien sich trennend zwischen beide großen Hälften der sunnitischen Mohammedaner im Osten und im Westen legt. In dieser Abgetrenntheit konnte die moslemische Weltbeglückungstheorie länger, als irgendwo auf asiatischem Boden, ihre finsteren Fanatiker finden[1].

In ganz anderer Art präsentirt sich das geographisch-oro-

[1] Ganz besonders zu Bochara, dieser Pflanzstätte hohler Gottesgelahrtheit. In den zahlreichen Medressen dieser Stadt wuchert die zweifelhaft werthvolle religiöse Gelehrsamkeit wild und mancher der Gottbegnadeten hat es so weit gebracht, daß er selbst „während des Schnarchens nur an Gott und die Unsterblichkeit der Seele denkt". Religiöse Stimmung herrscht auch an den Erholungsplätzen, z. B. an einem großen mit Stufen umgebenen Teichspiegel, der auf drei Seiten Ulmen und Theebuden (auch Einladung zu unnatürlichem Laster), auf der vierten eine Moschee hat. (Vámbéry, „Reise in Mittelasien"; v. Hellwald „Centralasien", 374.)

graphische Mittelglied Iran. Der ausgesprochene Plateau-Charakter mit seinen mehr oder minder gewaltigen Randgebirgen und den, im Innern regellos aneinanderschließenden Gebirgsgliedern, gestattete keine ausgedehnten Thalbildungen und somit fehlen hier große Flußläufe. Nur gegen Osten, in Afghanistan, öffnet sich ein kurzer aber imposanter Thalweg, jener von Kabul, der die Verbindung mit Indien vermittelt. Er ist aber von mehr localer Bedeutung und der eigentliche Lebensnerv als Verkehrsader war immerdar die große Ueberlandroute, die Königsstraße, welche vom Industhale aus das ganze iranische Tafelland nach Westen hin durchzog. Trotz dem Mangel culturvermittelnder Ströme war aber dem Lande eine andere Bedingung zur Vermeidung absoluter Exclusivität gegeben, seine maritime Begrenzung im Süden Zwar die Sandwüsten Gedrosiens und das felsige Litorale von Mekran waren nicht darnach, diesem natürlichen Vortheile auch wirklichen praktischen Werth zu verleihen, aber der vermittelnde Küstenstrich lag mehr im Westen, am Persermeer, zu dem hinab auch einzelne Binnenströme, so der zum Theile schiffbare Kharun, ihren Lauf suchen[1]. Nahezu an derselben Stelle, und zwar zuletzt zu einer großen Wasserader vereint, ergießen sich aber die beiden großen Ströme Vorder-Asiens, der Eufrat und Tigris, die eigentlichen und wahren Vermittler zwischen der sonnigen, tropischen, arabisch-mesopotamischen Culturwelt und den rauheren Hochländern des Nordens (Armenien). Daß Mesopotamien und Iran auch sonst ganz andere Existenzbedingungen besaßen, daß ferner die von der Natur nur unvollkommenen von einander getrennten Völkerschaften, durch das Bedürfniß gegenseitigen Ersetzens, oder Tausches ihrer materiellen Mittel, häufiger in Contact geriethen

[1] Auch dieser Küstenstrich dürfte kaum je ein Paradies gewesen sein. Das Land fällt stufenförmig ab, jede Stufenfläche von einer gewaltigen Gebirgskette getragen. Nur steile Zickzackpfade an himmelhohen Felsen und über entsprechend tiefen Abgründen führen hindurch und hinüber auf eine erste Stufe, wo immer noch Palmen stehen (bei den Ruinen aus der Sassanidenzeit zu Kazerun, Schahpur rc.). Abermals folgen Gebirgspfeiler mit einem Paß, wo man hinter seinem Maulthiere klettern muß, und ein zweiter noch höherer, bevor die Thalstufe von Schiras sich aufthut. Noch eine Stufe höher liegt Persepolis; höher hinauf hört auch der Anbau auf und findet nur noch Heerdentrieb statt. (Vgl. Braun, „Historische Landschaften", 263.)

und dadurch zumeist auch politisch von einander in Abhängigkeit waren, beweist nur, daß gerade die Vielartigkeit aller natürlichen Lebens-Aeußerungen, gemeinsame Bedürfnisse bei Verschiedenheit der Landes-Erzeugnisse und Bodenproducte, die wahren und eigentlichen Ebner und Beseitiger ethnologischer Grenzen waren, so lange noch Ruhmesdurst und Sucht nach Glanz und Reichthum die großen Herrscher der ältesten Vorzeit zu ihren Eroberungen trieb. Das tropische Mesopotamien mit seinen Palmenhainen, seinen persischen Perlenfischern und den Gewürzen Arabiens, neben dem rauhen Iran, wo mehr der Hände Fleiß Schätze schaffen mußte, sowie neben dem metallreichen Armenien und seinem Ueberflusse an Vieh und nordischen Sclaven, waren, trotz ihres verschiedenartigen Naturtypus, immerdar auf einander angewiesen. Sogar das entlegenere Kleinasien, mit seinen mehr europäischen Producten und seinen, durch eine andere Klimatik bedingten Bedürfnissen, ward bald nur ein Glied der großen westasiatischen Völker-Heimstätten. Von Babel herauf zog Assur und gründete am oberen Tigris, hart am Fuße der kurdischen Alpenwelt und am Eingange jener nach Norden zu immer imposanter sich aufbauenden armenischen Erhebungsmasse, das glanzvolle Ninive, die Beherrscherin von ganz Vorder-Asien. Nur eine Stadt, an einem großen verbindenden Strome gelegen, anderseits von allen Seiten auf großen Verkehrswegen zugänglich, konnte in diesen so verschiedenartig gestalteten Ländern einen verläßlichen und brauchbaren Herrschersitz abgeben. Auch das turanische Bactra und das iranische Rhages besaßen ähnliche Vorbedingungen. Da aber die große Verbindungslinie vom westlichsten Gestade, von Sardes und Gordium bis zum Industhal hinab, mehrere derartige Machtcentren berührte, so war eine Weltherrschaft in diesem weitläufigen Ländergebiete nur vorübergehend denkbar. Sie hat gleichwol viermal bestanden: unter Ninos und Semiramis, unter Kyrus, dann im Anfang des siebenten Jahrhundertes unserer Zeitrechnung unter Chosru Parwis[1]

[1] Er war indeß nur der Erbe und Vervollständiger einer Macht, die eigentlich von seinem viel bedeutenderen Großvater Nuschirwan angebahnt wurde. Mohammed selber soll sich glücklich geschätzt haben, daß er geboren wurde, als ein so großer König auf dem Throne saß. In der

und schließlich ein Jahrhundert später unter den abbassidischen Chalifen. Alle diese Reiche mit einziger Ausnahme des ersten persischen hatten ihren Hauptsitz in der herrlichen Stromebene, welche das Herz West-Asiens mit seinen Schlagadern ausmacht. Dort lag die Urahnin aller Städte, Babylon, und in seiner Nähe erhob sich später das parthische und sassanidische Ktesiphon[1] und das arabisch-moslemische Bagdad.

Die geschichtliche und culturhistorische Stellung Armeniens ergibt sich unmittelbar aus diesen geographischen Verhältnissen; alle Einwirkungen und aller Einfluß kam entweder von Süden, oder von Osten, als letztes Glied der Erhebungsmasse Mittel-asiens. Die Assyrier hatten gar bald durch die großen Flußthäler den Weg ins rauhere armenische Hochland gefunden, vorerst ins Becken von Van, später darüber hinaus, wodurch dies Territorium ehestens in das Verhältniß eines Vasallenstaates zum großen Weltreiche trat. Die Plastik des Landes, sowie seine verhältnißmäßig geringeren Hilfsquellen waren gleichwohl Anlaß, daß die Machtbestrebungen Assyriens sich weniger gegen Norden hin bethätigten, als vielmehr gegen Nordwesten, in der Richtung über Nordsyrien zum großen Tauruszuge, hinter dessen Pässen das weitläufige anatolische Binnenland mit seinen selbstständigen Reichen und seiner größeren Zugänglichkeit, in Folge der südlichen und westlichen maritimen Begrenzung, die ninivitischen

---

That liefert dieser Ormuzddiener Nuschirwan den Beweis, daß ein Reich blühen und gedeihen kann, auch ohne christlich oder mohammedanisch zu sein. Als Nuschirwan einst krank war, heißt es, und eine Arznei aus zerstampften Ziegelsteinen eines zerstörten Dorfes seines Reiches ihm verordnet wurde, kamen die ausgesandten Boten unverrichteter Sache wieder, denn es gab kein zerstörtes Dorf im damaligen Sassanidenreiche.

[1] In dieser Residenz, die nachmals verlassen wurde, fanden die arabischen Eroberer (Saad Ibn Abu Wakkaß) angeblich Schätze von ganz unglaublichem Werthe. Neben dem berühmten Throne war es namentlich ein colossaler Teppich mit buntschimmerndem Saum, das Paradies vorstellend, mit Blumen von Edelsteinen und goldenem Laubwerk. Man hatte das kostbare Beutestück für Omar, den Chalifen, bestimmt, dieser aber, im Glauben, nicht Alles für sich allein behalten zu sollen, zerschnitt den Teppich eigenhändig um die einzelnen Stücke zu Medina unter die Partisanen des Islams zu vertheilen. Alis Theil soll hiebei noch immer 10,000 Silberstücke werth gewesen sein (Vgl. Weil, „Geschichte der Chalifen", I, a. a. O.)

Eroberer anlockte[1]. So fiel alles anatolische Land bis zum Halys dem Weltreiche zu, Armenien mit einbegriffen, doch verhältnißmäßig weniger durch die folgenden Ereignisse berührt. Die Lostrennung Mediens von Assyrien berührte selbstverständlich auch das armenische Hochland und verschaffte ihm eine neue politische Bedeutung, die freilich nicht von besonderer Dauer sein konnte, wenn man berücksichtigt, wie rasch aus den Trümmern des assyrischen Weltreiches das persische emporgewachsen war, und mit ihm der abermalige Machteinfluß von Osten her. Armenien wurde dadurch wieder auf lange Zeit den unmittelbarsten asiatischen Einflüssen ausgesetzt, sowie später den neupersischen und arabischen, also stets in einer Richtung, die entweder von Süden, aus den mesopotamischen Tiefländern, oder von Osten, von den herrschenden Völkern Mittel-Asiens kam.

Gegenüber diesen historischen Thatsachen ist es interessant genug, daß Armenien von den Pontusgestaden, von welchen es nur durch eine hohe wilde Gebirgsschranke getrennt war, auch sonst völlig abgeschieden blieb. Man sollte glauben, daß die Nähe des Meeres, welches bereits in den ältesten Zeiten von griechischen Schiffern befahren wurde, und auf Grund des sich hieraus ergebenden Contactes mit den pontisch-skythischen und pontisch-osteuropäischen Uferländern, am ehesten geeignet gewesen wäre, von hoher bedeutender Einwirkung auf die Entwickelung des Hochlandes zu werden. Diese Einwirkungen waren aber geraume Zeit nicht im Geringsten vorhanden. Während die anatolische Halbinsel durch ihre dreifache Wassergrenze mit den osteuropäischen Völkern im Norden, mit den Hellenen im Westen und schließlich mit der phönikisch-egyptischen Culturwelt im Süden in unmittelbaren Verkehr schon in ältesten Zeiten gerieth und dadurch die gesammte künftige Entwickelung des Halbinsellandes ihr eigenthümliches Gepräge, ihren Culturtypus erhielt, blieb Armenien unberührt von diesem befruchtenden Einfluß. Die hellenischen Seefahrer waren wohl wiederholt bis zu den cholchischen Küsten vorgedrungen, die eigentlichen großen Handelscolonien lagen aber viel weiter im Westen, wie zu Heraklea, Sinope, Amisus und zuletzt wohl auch zu Trapezus, dem eigent-

[1] Vgl. Movers, „Die Phönikier", II, a. a. O.

lichen vermittelnden Küstenpunkte zwischen dem Hochlande und den entlegeneren Gestadeländern. Der Grund dieser starren, weder durch Handels-Intensität noch durch andere Momente zu brechenden Exclusivität ist abermals auf den Abgang aller Thalwege und Ströme zurückzuführen. Die ungegliederte Gebirgswand zwischen Pontus und Armenien war zu einem lebhafteren Verkehre nicht geschaffen. Selbst die großen asiatischen Eroberer zogen, wenn sie verheerend ins Hochland einbrachen, an jener Schranke vorüber, um auf bequemeren Pfaden ins anatolische Binnenland einzubrechen und von dort die glänzenden Culturstätten am jonischen, bithynischen, lycischen und cilycischen Gestade zu erreichen. Auch schalteten in jenen Bergwildnissen rohe, barbarische Völker, die ihren Unabhängigkeitsdrang und ihre Unzugänglichkeit bis auf den Tag zu erhalten wußten, und deren magere, wohl auch von urwaldähnlicher Vegetation geschützten Gaue weniger als irgend ein anderer Strich in Vorder-Asien den Ruhmesdurst oder die Begier nach Besitz lockten. Ja selbst an der Küste blieb der Verkehr ein so schwieriger und so unlohnender, daß nur die außergewöhnlich günstige Lage des trapezuntischen Küstenschemels und die durch diese Lage gewissermaßen bedingte Herrschaft über den östlichen Pontus, die Milesier Sinopes bestimmt haben mochten, eine Tochter-Colonie an jener Stelle zu gründen, wo nachmals ein byzantinisches Schattenreich erstehen sollte. Noch in unseren Tagen ist dieser östliche Theil der Pontusküste, wie wir bereits gesehen haben (S. den dritten Abschnitt), durch seine Vernachlässigung ein getreues Abbild jener Zustände, wie sie in ältester Zeit — freilich in noch höherem Grade — geherrscht haben mochten. Die steile, wildromantische Küstenwand ist so viel wie gar nicht gegliedert. Die kurzen, torrentenartigen Bergströme, welche zum Meere sich ergießen, verhindern allenthalben den transversalen Verkehr, der nach dem Hinterlande bislang nur von jenen Seepunkten aus vermittelt wurde, die in der Mündungs-Nähe der großen Flüsse (Halys und Iris), wie Sinope und Amisus (Samsun) lagen. Den größten Theil des Jahres herrschen die Nord- und Ostwinde am Pontus vor. Colossale Wolkenmassen, die über das düstere Meer einen unheimlichen Schatten werfen, treiben über die sturmgepeitschte Fläche bis zur hohen pontisch-anatolischen Gebirgsschranke, wo sie sich

stauen und als ergiebigster Niederschlag zur Erde fallen. Daher die reiche Pflanzenfülle, die dichten Wälder und die herrlichen Gärten des Dschanik und der trapezuntischen Landschaft; daher aber auch die verheerenden Bergströme, die in Folge ihres kurzen Laufes mit um so größerer Wucht zur See abstürzen, Brücken und Wege vernichtend. Bei der oftmaligen, ja constanten Wiederholung von derlei Elementar-Ereignissen, kann selbstverständlich auch der allerlocalste Verkehr stets nur ein problematischer sein. Aber auch die Küste bietet und bot niemals Schutz und zur Zeit, als die kühnen griechischen Segler den östlichen Pontus kreuzten, konnte die Schiffer wohl das abenteuerliche solcher Fahrten reizen, nimmer aber irgend ein materieller Gewinn, oder praktischer Nutzen, der am Ende dem Verkehre Leben verliehen hätte. Daher die Abgeschlossenheit Armeniens durch viele Jahrtausende von der pontischen Gestadewelt. Erst mit der Gründung Trapezunts belebte sich jener beschwerliche Handelsweg, der von dieser Stadt zur armenischen Capitale Erzerum heraufzog und dessen Zustand heute noch derselbe ist, wie vor Jahrhunderten. Die einzigen Einwirkungen, die von Westen her Armenien treffen sollten, waren die byzantinischen. Sie blieben aber belanglos und nach kurzer Unterbrechung waren es wieder eine Reihe östlicher Völker, zuletzt die Türken, welche ihren Machteinfluß im Hochlande geltend machten, und wie die Dinge heute stehen, ist der Besitz dieses Landes abermals einem östlichen Eroberer gesichert, der im Laufe unseres Jahrhunderts Stück für Stück von demselben losgerissen und nunmehr seine Grenzpfähle bereits bis zu den Eufratquellen vorgeschoben hat. In allen diesen Stürmen aber hat das armenische Volk seine Individualität gewahrt und seine culturgeschichtliche Bedeutung als arischer Stamm inmitten der Sturmfluth zumeist fremder Racen unverkennbar zum Ausdruck gebracht.

Zuletzt hat sich dieses ethnische Moment allerdings dadurch modificiren müssen, daß der osmanische Einfluß in socialer Beziehung beim armenischen Volke mit der Zeit derartige Fortschritte zu machen wußte, um hier etwaige Gegensätze vollends zu ebnen. Wie nirgends auf türkischem Reichsboden, haben sich die christlichen Armenier ihren Bedrückern zu unterordnen verstanden und dadurch mit diesen ein leidliches Auskommen gefunden. Hiebei ist dieses Ver-

hältniß der Unterwürfigkeit freilich nur ein äußeres und im Innern verachtet der Armenier, wie irgend ein anderer christlicher Unterthan der Pforte die Herren des Landes, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, diese Stimmung laut hervorzukehren. Dazu fehlt ihm der kriegerische Muth, der gerade bei diesem Volke niemals zum Ausdruck gekommen ist. Wir haben im Verlaufe unserer Untersuchungen und Schilderungen gesehen, wie wenig inneres, politisches Bewußtsein dem durch die natürliche Beschaffenheit seiner Heimat zu einer gewissen Unabhängigkeit prädestinirten Bergvolke von Anbeginn her eigen war und wie selten die nationale Kraft aufgewendet wurde, um selbst die schmählichste Sklaverei zu brechen. Die ersten asiatischen Gewalthaber haben es spielend unter ihre Herrschaft gebracht, später zerstampften barbarische Horden seine Fluren, sie zerstörten seine Städte und schlugen die Bewohner selbst in Ketten. Wozu die früheren Armenier noch einige Energie aufzubieten für nöthig fanden, das war ihr junger Glaube zu Anfang der ersten Jahrhunderte; aber dieser Opfermuth dürfte kaum auf Rechnung des Volkes selbst, denn vielmehr auf den fanatischen Zug des christlichen Martyriums zu setzen sein, zudem die Religion des Nazareners in der Person schwärmerischer Leidensapostel hinneigte. Dieser Umstand ist gleichwohl von Bedeutung, denn er hat späterhin die compacte Masse des armenischen Volkes jener Religion erhalten, der die abendländischen Völker ihre jetzige hohe Gesittung und Cultur zu verdanken haben. Als christliche Etappe zwischen Orient und Occident wird Armenien zunächst demjenigen Eroberer zugute kommen, an den es durch die Bande des gleichen Glaubensbekenntnisses naturgemäß gebunden ist, das ist: Rußland.

Durch die sociale Präponderanz der osmanischen Race hat in Armenien namentlich die Stellung der Frau arg gelitten[1]. Das innerste Familienleben ruht zwar auf einer unvergleichlich

[1] Der Türke betrachtet den Armenier als eine Art Bindeglied zwischen ihm und den übrigen Fremden, eine Verkehrsart, die sich um so leichter gestaltet, als die Armenier (namentlich in den übrigen Provinzen) die türkische Sprache bis zum Vergessen ihrer eigenen angenommen haben. Aber auch mehrere andere Idiome noch werden von der Mehrzahl der Armenier erlernt, da sich mit ihrer Muttersprache fast nie Jemand beschäftigt. (v. Scherzer, „Smyrna ɿc.", 50.)

sittlich höheren Basis, als beim Türken, dafür aber dürfte die sociale Lebensstellung der Armenierin sich nur unwesentlich von jener der in früherer Zeit im Abendlande von der zarteren Hälfte der Menschheit so sehr beneideten Haremsschönen unterscheiden. Sie dürfen nämlich, gleich diesen, niemals an den öffentlichen Angelegenheiten ihrer Gatten sich betheiligen, ja es ist ihnen nicht einmal gestattet, bei den Mahlzeiten des Lebensgefährten an demselben Tische Platz zu nehmen.

Vollends nicht vorhanden ist die Armenierin für den Fremden. Sind Gäste im Hause, so ziehen sich die weiblichen Familienglieder in eine Art Haremsloge (gleich diesen mit vergitterten Fenstern) zurück, von wo aus sie das muntere Treiben derselben ungestört beobachten können, ohne selbst gesehen zu werden. Daß die Armenierin ihre Zurücksetzung kaum fühlt, läßt sich bei dem geringen Bildungsgrade der orientalischen Christinnen unschwer begreifen. Da aber der reiche Armenier nur Sinn und Interesse für den Besitz und dessen Vergrößerung hat, und die Ehen überdies Familiengeschäfte sind, so ist auch sonst nur in den seltensten Fällen von einer besonderen Neigung der Gatten zu einander die Rede. In dieser Richtung steht der einfache, biedere Landtürke, dem die Geldspeculation und der Dämon der Gewinnsucht zumeist fremd sind, und dessen Mittel ihm nicht den Luxus mehrerer Frauen gestatten, unzweifelhaft um eine Stufe höher, als sein christlicher Mitbewohner. Wenn sich bei jenem das eheliche Band auch nicht zu einem höheren, idealeren Leben knüpft, so zieht anderseits die mehr sinnliche Natur des Türken die Nothwendigkeit, oder besser die Consequenz, einer größeren Zuneigung, oder gar Unterordnung gegenüber der Gattin nach sich, von der der berechnende, kaltnüchterne Armenier keine Ahnung hat. Nur durch diesen Besitz hat er aber eine gewisse Verständigung mit dem Bedrücker erzielt, denn armenisches Geld war zu Zeiten selbst den osmanischen Sultanen niemals verabscheuungswerth[1]. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß es nicht immer die

[1] Daß es in früheren Zeiten eben nicht immer ein Glück war, unter den Augen der türkischen Gewalthaber als reich zu gelten, beweisen zahlreiche barbarische Acte gegenüber den Besitzenden. Wenn irgend einem Sultane nach dem Gelde dieses oder jenes reichen Armeniers gelüstete, so

gemeine Uebervortheilung, oder gar der offene Betrug waren, welche den Armeniern zu ihren Reichthümern verhalfen. Rührigkeit mit einer, nicht selten in abscheulichsten Geiz übergehenden Sparsamkeit hoben sie von Stufe zu Stufe, zumal außerhalb des Mutterlandes, wo der armenische Geschäftsgeist gegenüber anderen Völkern besser zur Geltung kommen mußte[1].

Der Dämon des Goldes füllt freilich auch alle Träume der Armenierin aus, und es ist in türkischen Ländern eine bekannte Thatsache, wie weit sich in dieser Richtung ehrlose Mütter verirren und mehr noch als die griechischen Matronen die Reize ihrer Töchter zu einer abscheulichen Privatspeculation mißbrauchen. Das macht Alles, wie gesagt, die mangelhafte Erziehung, die geringe Werthschätzung des Weibes im Allgemeinen, und der fühlbare Bildungsmangel unter dem männlichen Theile der Bevölkerung[2].

---

waren die Tage des Letzteren in der Regel gezählt. Auf den Grabsteinen dieser Opfer der Habsucht liest man aber zu Stambul heute noch die erbaulichsten Dinge, wie: „Hier ruhen die sterblichen Ueberreste von Ergantyan Aretin, Banquier der hohen Pforte. Seine Tugenden waren strahlend wie Gold; seine Mildthätigkeit fand keine Grenzen und sein Wort war unverletzlich. Er verabschiedete sich von seinen Getreuen und Lieben am 7. Juli 1795, vertrauend auf Gottes Gnade und die Hand segnend, die ihm das Paradies erschloß.“ Da darüber das Bild eines Enthaupteten dargestellt ist, so wird man begreifen, wie wenig diese Beförderung in die Herrlichkeiten des Jenseits im Geschmacke des Justificirten gewesen sein mag. Auf der Ruhestätte eines gewissen Azmavorian (im Friedhofe zu Pera) ist das Bild eines Gehängten angebracht, mit der schönen Unterschrift: „Engel streckten nach ihm ihre Hände, als der kaiserliche Wille seine Functionen (als Director der Münze) für beendet erklärte.“ (White, „Three years in Constantinople“, I, 104 u. ff.)

[1] Dies gilt namentlich von der Colonie Neu-Dschulfa bei Ispahan, wo die Afghanen, nach Uebergabe der Stadt durch den feigen Schah Hussein, eine sehr bedeutende Beute an kostbaren Schätzen machten, die für die Betroffenen freilich leichter zu verschmerzen gewesen wären, als die 60 schönsten Jungfrauen, die sie dem brutalen Sieger ausliefern mußten. (Vergleiche Malcolm, „Gesch. v. Persien,“ I, 437.)

[2] Eine erfreuliche Ausnahme hievon machen beispielsweise die Bestrebungen der armenischen Colonie zu Smyrna und die geistige Bewegung welche sich neuerdings unter den Armeniern Constantinopels geltend macht. Dort hat der Gedanke, das nationale Element der Erziehung zu heben und zu fördern, besonders in der jüngeren Generation, kräftige Anregung

Ein nicht viel besseres Bild liefern die armenischen Kirchen-Angelegenheiten. Die seit dem Conzil von Khalcedon (491) eingetretene Spaltung zwischen den mit Rom unirten Armeniern und der eigentlichen armenischen Nationalkirche ist eigentlich nur in ihrer hauptsächlichen antagonistischen Kundgebungen bekannt geworden, weniger aber kennt man die zahlreichen inneren Motive, welche durch Jahrhunderte dem stillen Kampf Nahrung verschafften und namentlich zur Zeit totaler Ohnmacht auf Seite des Katholikos von Etschmiadsin die armenischen hierarchischen Zustände in vollends trostlose verwandelt hatten. Zwar der Patriarch, welcher jeweilig in Etschmiadsin residirte, war sich in der Regel seiner imaginären Herrschaft über die große gläubige Heerde von den Ufern des Ganges bis zu den nordwestlichen Pontusküsten nur zu bewußt, aber die Würde und die Macht eines derartigen Großhirten muß denn doch sehr fadenscheinig gewesen sein, wenn es hin und wieder ehrgeizigen Episcopen gelang, sich ohne besondere Kraftanstrengung zu ähnlich sublimer Höhe der indirecten Herrschaft emporzuschwingen. So entstand zunächst eine Art Gegen-Patriarchat auf der Insel Aghthamar im Van-See, später ein ähnliches zu Sis, zu Jerusalem und Constantinopel, lauter Usurpationen im Kleinen, die unmöglich zur Kräftigung der Nationalkirche beitragen konnten [1]. Zur Zeit der furchtbarsten inneren kirchlichen Spaltungen im 17. und 18. Jahrhundert schien demnach für die Jesuiten-Missionen, die sich im persischen Armenien nieder-

---

gefunden. Daß es an Bildungstrieb und Lerneifer auch sonst nicht fehlt, ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, wie sehr man den entwickelten und gehobenen Schulunterricht zu würdigen weiß. (Vergl. C. v. Scherzer, „Smyrna“, 68.)

[1] Wirklichen Einfluß hatte indeß stets nur dasjenige Patriarchat, in dessen Besitze sich die beneidetste Reliquie, die „rechte Hand“ St. Gregors befand. Sie hat in der ersten Zeit die wunderbarsten Wanderungen gemacht: von Etschmiadsin nach Aghthamar, von da nach Rumkaleh und Sis, dann mit den Kriegszerstörungen in Cilicien nach Egypten, endlich im 15. Jahrhundert abermals nach Etschmiadsin und Aghthamar, schließlich durch Schah Abbas nach Neu-Dschulfa (bei Ispahan), bis sie zuletzt wieder dauernd nach Etschmiadsin kam. Daß sich die Streitigkeiten der armenischen Patriarchate durch Jahrhunderte um diese vermeintliche „rechte Hand“ Gregors drehen konnten, ist bezeichnend genug für die Ignoranz und unchristliche Abgötterei der armenischen Hierarchie. . .

gelassen hatten, um die Schismatiker in den Schooß der römischen Kirche zu führen, das Terrain bestens geebnet. Ja es fand sich sogar hin und wieder ein toleranter Katholikos, der sich den Propagandisten gegenüber äußerst entgegenkommend verhielt; doch waren dies nur vorübergehende Erscheinungen und der Hauptsache nach blieb der Missionszweck, trotz der ausgiebigen Unterstützung von Seite der persischen Machthaber, unrealisirt. In neuerer Zeit sollte sich aber die Situation wesentlich verschlimmern. Abgesehen von der Verfolgungswuth, welche selbst die für die armenische Literatur so hochverdienten Mechitaristen traf, wurden es im Verlaufe der Zeit namentlich die Hetzereien und Gehässigkeiten der Constantinopler Patriarchen, welche die katholischen Armenier nur zu bald der brutalsten türkischen Gewalt aussetzen sollten. Daß die Mittel und Wege hiezu noch abscheulicher und unwürdiger waren, als das gewöhnliche Treiben der national-armenischen Hierarchie, läßt sich leicht denken. Entgegen dem segensreichen Wirken der Mechitaristen-Congregation verblieben die Priester und Mönche der nicht-unirten Kirche in ihrer angestammten Rohheit versunken, in ihrem stumpfsinnigen Zelotismus, an dem gleichwol selbst noch Kundgebungen vorchristlicher Antecedentien anhaften konnten, ohne die orthodoxe Rechtgläubigkeit zu beleidigen oder in ihrer Glaubensseligkeit zu beirren. Bei solchen Vorbedingungen konnte man füglich auch von den Patriarchen keine besonderen Thaten erwarten, und die Acte der Vergewaltigung mit Hilfe der ottomanischen Regierung wurden immer zahlreicher. So konnte es kommen, daß im Jahre 1828 der Patriarch von Constantinopel durch Bestechung der Behörde die Ausweisung von nicht weniger als 12,000 katholischen Armeniern durchsetzte, welche, aus der Umgebung von Angora stammend, mitten im strengsten Winter (Januar) mit Greisen, Kranken, Wöchnerinnen und Kindern dahin zurückkehren mußten. Welches Elend eine solche unbefugte drakonische Maßregel im Gefolge haben mußte, braucht nicht besonders angeführt zu werden; vollends dem Bildungsgrade und dem christlichen Humanitätsgefühle dieses Wütherichs entsprechend waren aber die Motive zu diesem brutalen Acte, der nebenher auch einen Anhaltspunkt liefert, wie sehr die orientalische Christenheit bemüht ist, die letzte Regung von Achtung unter den Mohammedanern zu

ersticken[1]. Ein ähnliches Feld ultramontaner Thätigkeit erschloß sich neuestens durch die Spaltung der papistischen Armenier auf Grund des römischen Unfehlbarkeits-Dogmas (Hassunisten und Anti-Hassunisten), doch blieben die betreffenden inneren kirchlichen Reibereien zu belanglos, um Licht oder Schatten auf das eben entrollte Bild in ausgiebiger Weise zu werfen.

---

[1] Der Patriarch glaubte dem ottomanischen Staatsmann Petrew Effendi klarlegen zu müssen, daß die Erleichterungen des Papstes (dieses „Schweines") gegenüber dem armenischen Ritus zunächst eine für das ottomanische Reich staatsgefährliche Consequenz nach sich ziehen müßten, da die katholischen Regierungen des Abendlandes, durch die Vergrößerung und Vermehrung katholischer Unterthanen der Pforte, bei geeigneten Anlässen auch deren Intervention leichter herbeiführen könnten. Gleichwol sollte der Patriarch eine arge Enttäuschung erleben, als er aus der Ausweisung der katholischen Armenier Gewinn ziehen wollte. Chosrew Pascha ließ ihn nämlich zu sich bescheiden, um ihm zu bedeuten, daß, wenn der Pforte an der Bekehrung der Katholiken gelegen wäre, sie selbe zum Islam übertreten ließe, nicht aber „von einer schlechten Religion zu einer ebenso schlechten". (Vgl. Rosen, „Gesch. d. Türkei" I, 59 u. ff.)

Anhang.

Anatolische Fragmente.

Die Stammheimat der Osmanen. — Hellespont und Ilion. — Smyrna. — Zwischen Taurus und Halys. — Die Gartenstadt Amasia. — Sinope, ein Culturbild. — Allgemeines über Anatolien.

Es sind keine fünfzig Jahre her, daß die Wiege des Osmanenthums im westlichen Centrum Kleinasiens von europäischen Reisenden zuerst durchforscht wurde[1], und dennoch erscheint nunmehr ein Ausflug in jenes selten betretene Gebiet nichts weniger als ein kühnes Wagniß. Schon heute pflegen die Besucher Stambuls, die es nicht blos bei einem Spaziergange durch und um die Chalifenstadt bewenden lassen wollen, die „ottomanische Staatsbahn" Scutari-Ismid, welche seinerzeit Edhem Pascha auf ziemlich krummem Wege zu Stande gebracht hatte, zu benützen, um sich an Bithyniens Landschaften zu ergötzen. Von Ismid ab befindet man sich aber innerhalb weniger Reittage, nach Passirung einiger romantischer Thalpartien des Sakaria (Sangarius) auf den ersten baumlosen Steppen zwischen Brussa und Angora. Und so wollen wir hier gleich verbleiben und einen Blick auf das fragliche Territorium werfen . . . Der Weideboden, der sich unabsehbar zu beiden Seiten des dahinschleichenden Sakaria dehnt, ist für Nomaden einladend genug. Leider vermag hier der Winter sehr strenge zu sein, und wie die abgelaufenen Jahre bewiesen haben, erwachsen aus einem solchen mitunter sehr bedenkliche Consequenzen für das Wohl und Wehe der im Allgemeinen ziemlich armen Bewohner[2]. Für die turkmenischen Nomaden bleibt indeß das Sakariathal nur eine Art Winter-

[1] Aucher Eloy (1835); W. Hamilton (1836); v. Vincke (1838).

[2] Vgl. des Verfassers „Unter dem Halbmonde", 159 u. ff.

Territorium. Im Sommer ziehen sie südwärts, d. h. die flachen, weitläufigen Terrassen hinan, die gegen das Quellgebiet des genannten Flusses ansteigen. Dort liegen die spärlichen Ortschaften bereits über tausend Meter hoch, der Boden ist wellig, hin und wieder ragt ein runder Hügel über die Grassteppe, meistentheils aber ist die Ebene von Felsrippen oder ganzen Felsmauern unterbrochen, während dazwischen Baum-Oasen von Fichten und Föhren sich breiten[1]. Meilenweit gibt es hier keine eigentlichen Niederlassungen und die Ruhe des Grabes wird durch nichts unterbrochen, als durch das Gekreisch der Raubvögel, welche in den Felslöchern nisten. Diese sind indeß keine natürlichen; der erste Blick würde selbst den in archäologischen Dingen sich als Laie fühlenden die Ueberzeugung aufdrängen, daß hier einst ein Volk gehaust haben müsse, seßhaft und vom Segen des Landes befriedigt und gewiß ganz anders in seinen Bedürfnissen und Lebensbeziehungen organisirt, wie die heutigen türkischen Nomaden. In der That, dieser Boden ist uralt in historischer Hinsicht. Kein geringeres Volk als die Phrygier, welches die griechischen Schriftsteller „Barbaren"[2] nannten, haben hier ihrer Cultur, ihrer staatlichen Ordnung und ihren hochentwickelten bürgerlichen Einrichtungen gelebt und jene Felshöhlen gehören den Sepulcralkammern ihrer Nekropolen an. Was nun dem Lande in unsern Tagen seinen unbestreitbaren Reiz aufprägt, liegt darin, daß der an griechischen Monumenten so reiche Boden Kleinasiens viel ältere, geradezu aus fabelhafter Zeit stammende Denkmäler aufweist, und unter diesen nehmen die phrygischen Königsgräber zwischen den heutigen elenden Turkmenen-Dörfern Sidi Ghazi und Daghanly, im Westen des altberühmten Kjutachia vielleicht die erste Stelle ein. Das ausgebreitete Territorium am mittleren Sangarius, über das heute der Blick schweift, weist dem entgegen nichts von einer längstverschollenen Cultur auf; ringsum Alles todt und ausgestorben, auf den Grasflächen die hellen Flecken

---

[1] Culturen finden sich nur in der Nähe der größeren Ortschaften, wie Eskischehr, Siwrihissar, Sögüd, Beibazar u. A., Niederlassungen, die dem Reisenden schon dadurch eine Erquickung bieten, daß sie wie unverhofft aus ihrem Gartengrün hervortauchen.

[2] Strabo, XII.

immenser Heerden, in der Ferne die kahlen Gebirgsrücken oder spärliche Wälder, die über unbewohnte Lehen schatten. In dieser Ebene lag einst das berühmte Gordium und wohnte das reichbegabte Volk der Phrygier, von deren Geschichte, Sprache und Schrift noch kein Gelehrter der Welt den Schleier der Vergangenheit weggezogen hat[1].

Die, verwahrlosten turkmenischen Hirten als Wohnung dienenden Felslöcher auf dem Plateau gewinnen erst bei dem genannten Dorfe Sidi Ghazi an archäologischem Interesse. Obgleich der Seldschukide Alaeddin dem Nomadenhäuptling Erthogrul den Bezirk von Sögud (etwas nördlicher gelegen) als Lehen angewiesen hatte, um seinen starken Arm gegen das benachbarte byzantinische Reich zu gebrauchen, so ist doch nur das Territorium zwischen Kjutachia und Angora (Engurieh) als die zweite Heimat des fraglichen Stammes und als die Wiege der Osmaniden zu betrachten. In der Mitte dieser Zone liegt das Plateau von Sidi Ghazi. Dieser Ort steht heute noch, nicht der Midas'schen Nekropole[2] halber, sondern als Ruhestätte eines moslemischen Nationalheiligen, bei den Türken in hohem Ansehen. Schmucklose Santonsgräber bedecken den weitläufigen Raum und in einer uralten baufälligen Moschee suchen kranke Gläubige Trost und Genesung. Der große Todte, dem so bedeutender Einfluß auf körperliche Gebreste zugemuthet wird, war eigentlich

[1] Selbst die topographische Position dieser denkwürdigen Capitale, mit ihren orgiastischen Cultussitten zur Ehre der Göttermutter Kybele, ist uns gänzlich unbekannt geblieben. Auf der Burg von Gordium stand der bekannte alterthümlich rohe Wagen der phrygischen Urkönige, Joch und Deichsel so kunstvoll durch ein Band aus Baumbast miteinander verbunden, daß Alexander der Große, wie die Mythe geht, keine andere Lösung fand, als den Knoten mit dem Schwerte entzwei zu hauen. (J. Braun, „Historische Landschaften", 197.)

[2] Ein isolirter, gewaltiger Fels, mit mäandrisch sich windenden Ornamenten und einer colossalen Nische, in der ganz unten die Oeffnungen zu den Grabkammern liegen. Dieser Eingang war vermuthlich einst durch einen Felsblock geschlossen, ist aber heute nicht mehr vorhanden. Die Inschriften im Innern, welche mitunter ganz eigenthümliche, ungekannte Charaktere enthalten, sind durch Verwitterung des Gesteins unleserlich geworden (stellenweise von turkmenischen Hirten auch übertüncht), Pilaster, Voluten und andere architektonische Details aber noch allenthalben erhalten. (Vgl. Texier, „Asie Mineure", pl. 56, ꝛc.)

ein arabischer Held, Seid el Bathal el Ghazi (d. h.: Held Bathal der Sieger), der hier in einer Schlacht als Vorkämpfer des Propheten zur Zeit Harun-er-Reschids für seinen Glauben fiel[1]. Kein rechtgläubiger Reisender, welcher diese Plateauhöhe, etwa auf seinem Wege von Eskischehr nach Afium-Karahissar kreuzt, verabsäumt, in dem kühlen Raume vorzusprechen, und ist er gar ein Leidender, so hängt er das Kleidungsstück, das gerade den kranken Körpertheil deckt, an die Grabstakete oder auf die Zweige der benachbarten Bäume, denn hier ist selbst die Luft von unsichtbaren Heilkräften durchweht. Im Winter gibts aber hier oben böse Tage. Die turkmenischen Hirten sind längst nach den Uferbezirken des Sakaria abgezogen und Tagreisen lang stößt man in den weiten Steppen auf kein Dorf, kein Obdach. Furchtbare Stürme hausen in der Einöde und der lockere Schnee thürmt sich klafterhoch zu verderblichen Wehen. Von der Plateauhöhe Sidi Ghazis steigen wir nach Karahissar, dem alten Synada, hinab, indem wir, nach Passirung der einsamen Mausoleen der Könige Gordius und Midas, bei Bejad abermals auf Reste uralter Niederlassungen stoßen. Diesmal sind es Troglodyten-Wohnungen[2], roh in den Felsen gehauene Höhlen, wo die Ureinwohner Phrygiens in einer Art adamitischem Zustande gehaust, was aber nicht verschlägt, daß die armseligen Nomaden dieser Gegend diese Löcher als wahre Paläste ansehen. Soweit konnte der Glanz eines Reiches verschollen gehen, daß die heutigen Bewohner desselben in Einrichtungen eine Befriedigung erblicken, die bereits vor fünfundzwanzig Jahrhunderten die Phrygier des Gordius und Midas als Ueberreste einer barbarischen Zeit angesehen haben mochten. Wir werden indeß weiter unten sehen, daß es selbst unter osmanischer Herrschaft in diesem Gebiete, ihrer Wiege, glanzvollere Tage gegeben hat, ein Grund mehr, deren Niedergang zu documentiren.

Mit dem Betreten Afium-Karahissars befinden wir uns in einem jener großen Becken, welche die inneranatolischen, über siebenhundert Quadratmeilen großen Plateaulandschaften auszeichnen. Die Stadt war unter den Seldschuken ein glanzvoller

---

[1] Hammer-Purgstall, „Geschichte d. osm. Reiches" I, 572.
[2] Wie bei Kaisarjeh; S. unten p. 184. (Nach Ainsworth, Texier u. A.)

Ort, und zwar zur selben Zeit, als es einem Melikschah möglich war, den Fährmann am Oxus in Central-Asien mit einer Anweisung auf den Schatz von Antiochien, also einer Stadt, die 400 Meilen entfernt lag, bezahlt zu machen, ohne daß es dem Schiffer zum Nachtheile gereicht hätte[1]. Wie merkwürdig das klingt, wenn man sich die heutige ungeheuerliche Corruption und Nichtswürdigkeit der türkischen Beamten vor Augen hält! Nach Karahissar sind indeß die Osmanen ziemlich spät gekommen. Die Stadt lag so nahezu an der Peripherie des engeren Territoriums von Iconium, dessen ausgedehnte, mit gewaltigen Quadermauern und zahlreichen Thürmen versehene Hauptstadt das heutige Konja war[2]. Die Ebene, welche sich heute um Karahissar breitet, ist öde und sumpfig, riesige Trachytkegel durchbrechen sie und auf einem solchen erhebt sich auch ein uralter, aus den schwarzen Trachytblöcken hergestellter Bau. Auch die Stadt ist ganz aus diesem schwarzen Material aufgeführt, obgleich sich in dem naheliegenden Synada von altersher berühmte Marmorbrüche befinden. Aber es wäre für türkische und turkmenische Baumeister und Maurer zuviel verlangt, wollte man ihnen zumuthen, anderes Material zu verwenden, als jenes, über das

[1] Braun, „Gemälde der moh. Welt", 224. Es war unstreitig der Höhepunkt und die Blütheepoche der Türkenherrschaft in Asien. Der Wezier Nizam Almulk war die Seele all' jener staatlichen Einrichtungen und bürgerlichen Schöpfungen, wie sie der mohammedanische Orient höchstens noch unter den Chalifen gekannt. Im Uebrigen gab es zwei seldschukidische Herrscherfamilien, von denen die östliche, das ist jene, welche das Bagdader Chalifat inne hatte, bereits 1258 durch die Mongolen unter Hulagu Khan, Dschengiskhans Enkel, ihr Ende fand. Ueber den Gründer dieser Dynastie gehen die Meinungen ein wenig auseinander, indem die Einen denselben (Seldjuk) als einen Statthalter des Fürsten von Khorassan, die Andern ihn als das mächtige, allvermögende Haupt eines selbstständigen Tribus bezeichnen (Vgl. J. David „Syrie Moderne", p. 216), vor dem selbst die Herrscher am Oxus und Indus gelinden Respect hatten. Bereits Alp-Arzlan begann seine Herrschaft damit, daß er an seinem Hofe Poeten, Philosophen und alle Männer von Geist und Wissen versammelte, ohne deshalb von seinem Kriegsruhme und seinen Feldherrngaben etwas einzubüßen. Derlei war immerdar möglich, wo ehrliche und kräftige Bestrebungen über die Corruption den Sieg davon trugen, und auch die Osmaniden haben dies bewiesen, freilich durch nur sehr kurze Zeit.

[2] Vgl. unten S. 182.

sie gerade stolpern . . . So kehren wir diesem unheimlichen Orte den Rücken und wandern mitten zwischen blühenden Mohnfeldern, welche das geschätzteste Opium Kleinasiens liefern [1], hindurch gegen Norden zurück, um in Kjutachia, dem einstigen Sitze des Beglerbegs von Anatolien und somit die Hauptstadt des Landes, zu rasten. Die Stadt ist das uralte phrygische Cotyaïum, die Heimat des Fabulisten Aesop. In osmanischen Besitz ist sie trotz ihrer Lage inmitten des Nomaden-Territoriums ziemlich spät, nämlich erst unter Bajazid I. getreten, der unversehens vor derselben erschien und den seldschukidischen Statthalter absetzte. Noch zu Niebuhrs Zeit (1766) zählte Kjutachia über 11,000 Häuser [2]; in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts war die Zahl derselben bereits auf ein Dritttheil zusammengeschmolzen und die altberühmte Burg nahezu verfallen. Heute ist diese einst vielgenannte Stadt, in der es noch unter türkischer Herrschaft Paläste, Springbrunnen, Gärten und Heilquellen gab, ein elendes Nest mit einer sehr fanatischen moslemischen Bevölkerung und die elende Paschawirthschaft trägt wesentlich dazu bei, Alles in die größte Verwahrlosung übergehen zu lassen. Als Ibrahim Pascha von Egypten, der Eroberer Syriens über die kilikischen Pässe gedrungen war, um mit seinen Truppen Kleinasien zu überschwemmen, schlug er nach der Schlacht von Konja (weiter im Süden), wo er Sieger blieb, sein Hauptquartier in Kjutachia auf. Reisende, die kurz vorher hier gewesen waren, konnten noch Augenzeugen sein, wie wenig Geschmack im Allgemeinen die Rechtgläubigen den Kriegen der hohen Pforte entgegenzubringen vermochten. Nachdem die Assentcommissionen sich anfänglich an den Wortlaut des Recrutirungsgesetzes hielten und nur „bartlose" Leute, d. h.: die jungen, zwischen dem 14. und 20. Lebensjahre abstellten, gingen sie später in ihren Maßnahmen auch auf die „Sakali", d. i. die „Bärtigen", über. Da dies nun nicht so leicht anging, wurde die Aushebung gewaltsam durchgeführt und Trupps von mehreren Hundert Mann zusammengetrieben, aneinander gefesselt und mit — Halseisen abgeführt [3]. So geschah

[1] C. v. Scherzer, „Smyrna rc.", 139.

[2] Niebuhr, „Reisebeschreibung rc.", III, 135.

[3] Bei Ritter, „Erdkunde" Bd. XVIII., 619. Ueber die neuester Zeit hier und in der Provinz ausgehobenen Recruten wird ganz Aehnliches

es nach dem Berichte eines Augenzeugen in einer Zeit, wo es der Türkei benommmen war, in Anbetracht des moslemischen Feindes Ibrahim und seiner Egypter, den religiösen Fanatismus zu schüren. Es bleibt der eigentliche und wahre Maßstab zur Beurtheilung des türkischen Patriotismus, denn mit dem ewigen Schlagworte, der Glaube sei bedroht, läßt man im Oriente ganz andere Instincte erwachen, als jene warmer Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die herrschende Dynastie.

Vom alten Castellberge Kjutachias wollen wir noch einmal die eigenthümliche Landschaft Central-Phrygiens überblicken und dann nordwärts in das Territorium des ersten osmanischen Sultanats niedersteigen. Die Stadt mit ihren winkeligen Gassen und elenden Holzhäusern liegt in einer ziemlich weitläufigen Ebene, die der antike Tymbres, der heutige Pursak durchströmt. Das Thal ist stellenweise sumpfig, gegen Süden wird es enger und nach dieser Seite führt der uralte Verkehrsweg, den auch die Kreuzfahrer mehrfach eingeschlagen, durch Geröllschluchten nach Afium-Karahissar. Gegen Osten steigen mäßig die endlosen Plateaux-Landschaften von Sidi Ghazi an, im Sommer der Tummelplatz zahlloser Heerden der Turkmenen; westwärts umrahmen kahle, niedere Höhenrücken mit spärlichen Ortschaften das Bild und im Südwesten die imposante Gebirgsmauer des Murad-Dagh [1]. Es ist der eigentliche Knotenpunkt der vorderanatolischen Gebirgssysteme und somit die Quellregion aller großen Flußläufe dieses Gebietes, die meist Namen von gut historischem Klange führen, wie: Mäander, Hermos, Rhindacus und Tymbres, heute freilich ersetzt durch die weniger gekannten türkischen Benennungen: Menderez, Gedis, Adirnas und Pursak ... Nach diesem, im Ganzen wenig lohnenden Rundblick folgen wir dem Laufe des Kjutachia-Flusses zum Ruinenfelde Dorylaïums, von dem heute, einige niedere Erdwälle ausgenommen,

---

berichtet. Um überdies das Heimweh zu verscheuchen und seine bittere Existenz vergessen zu machen, genießt der asiatische Soldat nach Kräften das verderbliche Haschisch oder Opium. Beinahe jeder der Soldaten, die in den letzten Krieg zogen und von Anatolien kamen, führte eine ziemliche Quantität dieser Betäubungsmittel mit sich. („Allgemeine Zeitung" 1877, Nr. 61).

[1] Ausführliche Topographie bei Tschichatscheff, „Asie Mineure" I, a. a. O.

nichts mehr zu sehen ist. Die Stadt an ihrer Stelle, Eskischehr, welche sehr bald osmanisches Besitzthum geworden sein dürfte, mag zweifellos schönere Tage gesehen haben, auf die schon die Brückenruinen und andere Fragmente hinweisen. Die Gegend ist aber ziemlich öde, im Westen kahle basaltische Berge mit spärlichen Baumgruppen, tiefer im Sakaria-Thale weite Sumpfflächen mit zahlreichem Vogelwild, ostwärts die bereits oben erwähnten endlosen Grasflächen, das Schlachtfeld, auf dem Gottfried von Bouillon seinen ersten Sieg über die Seldschuken errang[1]. Anderthalb Jahrhunderte später sollte es Conrad allerdings anders ergehen und sein Heer wurde hier vernichtet, (vermuthlich im Defilé von Lefkeh), wie ja so manches andere der Kreuzfahrer im Innern Kleinasiens spurlos verschwand[2].

Bei Eskischehr betreten wir die eigentliche Wiege der Osmaniden. Alaeddin belehnte Erthogrul mit der Grenzmark, nahezu zur selben Zeit, als die europäische Ostmark in den Besitz der Habsburger überging. Der Ort, welcher diesem Grenzsultanat den Namen gab, ist Inöngü[3], ein elendes Dorf, nicht ganz fünf Meilen westlich von Eskischehr in einer kleinen Ebene gelegen. Nackte Felsklippen mit Sepulcralkammern versehen, umziehen die armselige Niederlassung. In den Felslöchern nisten Adler und die verfallenen Thürme und Bastionen einer einstigen Befestigung dienen den Schakalen zum Schlupfwinkel. Von diesen Ruinen aus vermag man bereits ziemlich deutlich die Schneewipfel des bithynischen Olymp wahrzunehmen und den hohen Kammzug des Keschisch-Gebirges, das, gegen Osten mälig abfallend, auch seinen Pflanzenschmuck, seine Waldbäume und quellenreichen Thäler verliert. Ja zwischen Inöngü und Sögud, ein Weg, den wir auf unserer weiteren Wanderung nunmehr betreten, ist der Boden bereits durchweg vulkanisch, von Basaltgängen und Lavazügen durchsetzt und aus den bunten Schlacken der letzteren sind auch die meisten Häuser des Städtchens Sögud erbaut. Die Landschaft ist im Ganzen uninteressant, ausgenommen die Felsenhöhen und Marmorklippen der Nachbarschaft,

---

[1] Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge", I, 154 u. ff.

[2] Braun, „Gemld. d. moh. Welt", 367.

[3] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches" I, a. a. O.

zumal im Thälchen von Biledschik[1], in dem wir auf unserer Wanderung unversehens auf das Grab Osmans, des Gründers der gleichnamigen Dynastie stoßen. Es liegt am Ende des Thales und wird schon aus der Ferne erblickt, wenn man von Lefkeh herüberkömmt. Dem Styl und Aussehen nach erinnert das Denkmal an die gewöhnlichen Sultansgräber in Constantinopel[2]. Auch die Cypressen und immergrünes Buschwerk fehlt dem stillen Todtenasyle nicht, in welchem die Gebeine Osmans und seines Vaters Erthogrul nebeneinander ruhen. Neuester Zeit wollte man auch von einem Grabe Osmans zu Brussa wissen, thatsächlich wird aber dieses von den Türken selbst nur als ein Denkmal angesehen.

---

[1] Der Ort ist insoferne von historischer Bedeutung, als von hier aus die ersten energischen Feindseligkeiten der Osmanen gegen das byzantinische Reich begannen (1298). Vgl. W. Ainsworth, „Trav. and Res." II, 54.

[2] Das imposanteste dieser Mausoleen ist jenes Suleiman des „Prächtigen", ein herrliches Bauwerk saracenischen Styles. Stolz, wie sein Leben und Wirken, mahnt auch dies Monument an den verschollenen Glanz des ruhmreichsten aller Sultane. Neben dieser Grabstätte ist zunächst jene Mohammeds II. hervorzuheben, eigentlich ein ganzes Gebäude, von den größten Dimensionen. Nicht weit hievon mahnen uns allerlei Attribute und zierliche Embleme an ein erlauchtes Frauengrab. Hier ruht Ailima, eine jener seltenen Zauber-Erscheinungen des Ostens; sie war die Gattin Murads II. Die in zahlreichen nationalen Poesien fortlebende Sultanin soll ein Wunder an Schönheit und Gelehrsamkeit gewesen sein, da aber der zierliche Käfig, der das weibliche Kleinod einschließt, stumm ist, so mag man den unterschiedlichen Panegyrikern nach Gutdünken Glauben schenken. Neben der Moschee Bajazids II. liegt eine zweite, in den Traditionen der Türken hochgeehrte und vielgefeierte Frau, die Mutter des genannten Sultans, Gül-Bahar, d. i.: „Frühlingsrose". Selim I., der Eroberer Syriens und Egyptens, der die Janitscharen zuerst über den Taurus nach den gesegneten Gebieten Mesopotamiens geführt und nach einem unvergleichlichen Eroberungszuge bis an die Marken des „schwarzen Continentes" gelangte, dieser grausame, aber tapfere Beherrscher der Osmanen fand seine Ruhestätte neben der Moschee, der er als ihr Gründer seinen Namen gegeben. Unter dem geschweiften Dache, über das sich Platanenkronen beugen, ruht er allein — wie er im Leben allein ohne Freunde gestanden . . . Im massiven und geräumigen Mausoleum der Moschee Achmed I. finden wir eine ganze Reihe prächtiger Marmor-Sarkophage. Hier ruht Osman II., der von den Janitscharen erdrosselt wurde, und Murad IV., der 1640 eines natürlichen Todes starb; ferner

Indem wir durch die Schlucht des Kara-Su, der bei Biledschik vorbeiströmt, unsere Route nach Wezierhan fortsetzen, gelangen wir bald thalabwärts des Sakariah nach Lefkeh und von dort in die Ebene des einst weitberühmten Nicäa.

Wie nicht bald an einem Orte Kleinasiens manifestirt sich hier die beispiellos rasch Entartung des osmanischen Volkes. Unweit der Stelle der einst so glanzreichen Stadt des Antigonus liegt heute ein elendes Dorf von etlichen Dutzend ineinandergehäuften Holzhäusern, während das Ruinenfeld mit seinen gewaltigen Mauern, Thoren und Thürmen etwas abseits situirt ist . . . Isnik ist der türkische Name dieses traurigen Denkmales an eine große Vergangenheit. Wer zwischen dem Immergrün, den Platanen und Cypressen des bithynischen Gestadelandes wandelt und sich beim Anblicke der Trümmer vielleicht in die Zeit der Kirchenversammlungen versetzt denkt, wo ein Constantin, den man ungerechterweise den „Großen" nennt, den ersten Impuls zum christlichen Zelotismus gab, dem werden hier noch ganz andere Dinge in den Sinn kommen. Nicäa, oder eigentlich „Isnik", ist keine byzantinische Ruinenstadt allein; im Innern derselben gewahrt man allenthalben die Fragmente weitläufiger Bazars und Moscheen, ein Beweis, daß einst auch das osmanische

die Prinzen Mohammed und Bajazid, von welchen der eine von seinem älteren Bruder (Osman II.), der andere von seinem jüngeren Bruder Mustafa umgebracht wurde. Auch in der Aja-Sofia wuchern nur düstere Erinnerungen. Dort haben sich mit der Zeit zum ewigen Schlafe die erbittertsten Feinde zusammengefunden. Selim II. ruht neben Nur-Banu der Frau seines Sohnes Murad. Nebenan schlummern siebenzehn Brüder, die Mahommed III., in der steten Furcht von ihnen verdrängt und seines Thrones beraubt zu werden, grausam hinwürgen ließ. Nicht weit von diesem unheimlichen Denkmale morgenländischer Despotenwirthschaf, liegt das Marmor-Mausoleum Mustafa I. Unter seinem Kuppeldache ruhen Vater und Sohn, die beide eines gewaltsamen Todes starben. Nicht weit von der Ruhestätte des unglücklichen Selim III., stoßen wir auf jene Mahmuds II., der jüngsten von allen. Es ist ganz aus weißem Marmor und das Innere erhält Licht durch sieben große, mit vergoldeten Gittern geschlossene Fenster. Das Innere ist — mit Sophas, Armsesseln, seidenen Draperien, ja sogar mit Uhren ausgeschmückt, so daß man glaubt, sich in einem Salon, nicht aber in einer Gruft zu befinden. Auf dem gewaltigen Sarkophage ruht das mit einer Feder geschmückte Fez des Sultans.

Nicäa unter dem Scepter seines Eroberers Orchan geblüht und der Stolz des Landes war [1]. Die Geschichte, namentlich die osmanische Culturgeschichte, welche einen Sinan kennt, hat längst dargethan, daß die osmanische Race von Anbeginn her nicht dazu verdammt war, die Kunstschöpfungen anderer Völker der Zerstörung preiszugeben, ja, daß dieser Zerstörungstrieb ganz und gar nicht im Wesen der türkischen Race begründet war, wie die baulustige und kunstliebende Zeit der Seldschukiden zur Genüge beweist [2]. Wenn nun die heutigen Osmanen dennoch ihre einstigen Emporien, und zwar gerade diejenigen, die bestimmt waren, ein Denkmal ihrer früheren Macht abzugeben, dem gänzlichen Verfalle preisgeben, so ist der Beweis so ziemlich erbracht, daß diesem so rasch entarteten Volke keine moralische Kraft mehr innewohnt, vergangenen Ruhm sich zu vergegenwärtigen und mit der Erinnerung an denselben den fühlbaren Niedergang seiner Herrschaft aufzuhalten. Wenn unter unseren Politikern noch eine Meinungsverschiedenheit über die Existenzberechtigung der Osmanen-Dynastie herrscht, so findet dies seine folgerichtige Erklärung in den Kämpfen der Parteileidenschaften und in den kühlen diplomatischen Doctrinen, in denen maßgebende Nationen ihren speciellen Standpunkt vertreten. Gegen ein derartiges politisches Farbenspiel haben wir nichts einzuwenden, denn es wird von einer mehr oder minder mächtigen Interessenpolitik bestimmt; aber das ändert sich ganz gewaltig, wenn wir uns auf rein historischen, oder civilisatorischen Standpunkt stellen. Unser Urtheil wird hiebei weder von englischen Panzercolossen, noch von russischen Kosaken-Regimentern getrübt, wir vermögen zu ahnen, was einst war und nicht mehr ist, unser Fuß betritt auf jeder Meile Ruinenstätten einstigen osmanischen Glanzes und es ist keine

---

[1] Busch, „Türkei", 151. Man übertünchte zwar die Mosaikgemälde und Bibelverse an den Wänden der Kirchen, um darauf zu schreiben, daß es nur einen Gott und seinen Propheten Mohammed gebe, im Uebrigen aber war Orchan großmüthig gegen die Besiegten, überaus wohlthätig gegen die Armen und gründete eben hier außer einer Studienanstalt auch ein Armenhaus, worin er zur Eröffnung selber die Lampen anzündete und die Speisen vertheilte. (Nach Jouannin, „Turquie", bei Braun, a. a. O. 373). Vgl. J. David, „Syrie moderne", 355 u. ff.

[2] Siehe unten, S. 182

bloße akademische Jeremiade, wenn wir der zerstörten griechischen Kunstschöpfungen gedenken, sondern eine verzweifelte Logik, da neben den byzantinischen und alt-hellenischen Trümmern eben auch jene der Osmanen früherer Jahrhunderte liegen. Auf diesem Volke lastet somit nur mehr der Fluch, nicht nur fremde Culturdenkmale von den Territorien, die es seit sechs Jahrhunderten inne hat, spurlos verschwinden gemacht, sondern seine eigenen Werke dem Verfalle überliefert zu haben, um kommenden Geschlechtern jede Erinnerung an das „Einst" zu benehmen. Gegen derartige Thatsachen, die sich dem ernsten Forscher und dem vorurtheilsfreien Reisenden in der Türkei, namentlich in der asiatischen, allerorts aufdrängen, nützt aber am Ende weder ein Conferenz-Protokoll, noch eine geistreichthuende politische Doctrin, die sich nur darin gefällt, sich in ihren eigenen Phrasen zu spiegeln . . .

Auch weiterhin auf unserer Wanderung längs der bithynischen Küste würden wir überall nur auf die Spuren crassester Barbarei und Verwahrlosung der eigenen historischen Denkmale stoßen, so zu Brussa, der Moscheen-geschmückten Stadt, am Nordhange des Olymp, begraben im Grün der Kastanien und Cypressen. Hier sind selbst die Prachtdome der ersten glorreichen Sultane dem Einsturz nahe, während viele Dutzende von Moscheen heute vollends nur mehr Schutthaufen repräsentiren. Dafür aber gewahrt das Auge auch hier hin und wieder seldschukidischem Architekturschmuck, wie an der Moschee Mohammed I., mit der prächtigen Marmorterrasse und dem bunten Getäfel an der Außenseite[1], ein wahres Meisterwerk orientalischer Kunst[2]. Aber auch Brussa ist nur eine Oase. Weiterhin am Mamara-Gestade stoßen wir auf den Hafenort Mudania, mit seinen modernen Eisenbahnbauten weiter Muhalitsch, einst ein vielgenannter Verbannungsort der katholischen Albanesen, wo sich schon vor dreißig Jahren ähnliche Jammerbilder abspielten[3], gleich jenen, an welchen die letztjährigen Orientereignisse so reich waren. Das Meer erlöst uns vor weiteren ähnlichen Eindrücken und west-

---

[1] Texier, „Asie mineure", a. a. O. p. 66.
[2] Braun, a. a. O.
[3] Ed. Michelsen, „Die Reformperiode d. Türkei", (1835—1855).

wärts segelnd nähern wir uns einer anderen, classisch berühmten Landschaft, dem Hellespont, mit seinen hochinteressanten Ufer-Oertlichkeiten . . .

Seitdem der mythische Dardanos, der Vater Ilos, des Städtegründers, an der asiatischen Küste des „raschfluthenden" Hellespont seine feste Burg angeblich gegründet hat, sind an den Ufern dieser Wasserstraße zwischen den beiden Schauplätzen alter und moderner Cultur unzählige Heere vorübergezogen. Es ist der Eindruck des ewigen Krieges, der Rivalität zwischen der östlichen und westlichen Erdhälfte, der sich selbst dem friedlichsten Wanderer aufdrängt, wenn er zwischen den grünen Ufern hinabfährt, der ägäischen See zu, dem ältesten Tummelplatze des classischen Hellenismus. Jeder verwitterte Fels, jeder Küstenvorsprung, eine uralte Ruine hier, eine andere dort, Alles mahnt an den tausendjährigen Wechsel in der Völkerbewegung, an das Auffluthen und Niederrauschen weltzerschmetternder Mächte, an das Erblühen und Versinken einzelner Cultur-Epochen. Vor Dardanos noch, der sich auf Grund der modernen Forschung keineswegs als Urtypus eines classischen Heros ausnimmt, sondern sich in eine simple Titulatur verwandelt[1], mögen die Assyrier an diesen Gestaden erschienen sein, um ihren Statthalter, oder „Tartan" der äußersten Westprovinz ihres Weltreiches einzusetzen[2] . . . Von dem Punkte, wo der sogenannte Dardanos seine Uferwarte errichtet haben soll und der heute nur mehr durch einen unförmigen Ruinenhügel bezeichnet wird, ists nur wenige Tausend Fuß bis zur modernen Türkenfeste „Sultanie", oder Tschanak-Kalessi (das Töpferschloß), auf die, mehr noch als Alt-Englands Forscher, seine Staatsmänner eifer-

[1] Layard, „Ninive and Babylon", 148: Tartan, which we now find from the Inscriptions, was merely the common title of the commander of the Assyrian armies.

[2] Nach seinem Siege im Kampfspiele gab Tantalos dem Ilos eine Kuh mit der Weisung, wo sich dieselbe niederlege, eine Stadt zu gründen. Ilos befolgte dies. Die Kuh ging vor ihm her und legte sich endlich in Troas nieder. An dieser Stelle nun legte er eine Stadt an, welche er nach sich, d. h. nach dem assyrischen Gotte Il, Ilion benannte. Wir haben also hier eine ausdrückliche Ueberlieferung in der griechischen Sage selbst von assyrischer Gründung. (J. Kruger, „Gesch. der Assyrier und Iranier", 210.)

süchtige Blicke werfen, um den an Classicität Nichts zu wünschen übrig lassenden Schlüssel zur Weltstadt Constantinopel ja nicht in unberufene Hände gerathen zu lassen.

Die Erinnerung braucht indeß nicht blos an diesem Objecte zu zehren; sie findet eine ganze Reihe anderer, die jeden Gebildeten, sei er nun Staatsmann oder Historiker, Dichter oder Cultur-Apostel, ja selbst nur einfacher Tourist, in ungewöhnlichem Grade fesseln müssen. Am Hellespont wurde die Geschichte von vier Jahrtausenden geknüpft. Ein Compendium derselben liegt vor den Blicken des denkenden Beobachters in ehernen Zeichen aufgeschlagen und die Phantasie liest ja so wunderbar rasch; sie erschöpft das ganze Material in wenigen Stunden herrlicher Meerfahrt . . . Beim Herannähern durch die Marmara-See treten die südlichen Uferlandschaften des räumlich unbedeutenden Binnenmeeres mehr und mehr in den Gesichtskreis, ein letzter Blick noch auf den bithynischen Olymp, der zwischen den Marmara-Inseln herüberlugt, dann taucht linker Hand eine bunte Häusermasse aus den Goldnebeln, das weitläufige Gallipoli, der erste Markstein des Osmanenthums in Europa. Das Städtchen liegt auf einer schmalen Landzunge, die mit dem Festlande zwei kleine Buchten bildet, in der Regel der Sammelpunkt der zahlreichen kleineren Segler, welche zu vielen Tausenden jahrein und jahraus die Meeresstraße passiren. Ein uralter Thurm, das Werk Bajazids[1], und einige verfallene Erdschanzen aus der Zeit des Krimkrieges waren noch kurz vor Ausbruch der letzten Orientwirren die einzigen fortificatorischen Objecte. Die Stelle, wo Orchans Sohn, Suleiman, in dem neuen Welttheil zuerst Fuß faßte, liegt übrigens nicht bei Gallipoli selbst,

[1] Dieser Sultan hatte mit seltenem Scharfblicke in der Lage Gallipolis eine höchst wichtige militärische Etappe auf dem Wege von der früheren Residenz nach Adrianopel erblickt. Um so blinder verhielt sich dem Verluste dieses Hafen- und Sperrpunktes gegenüber Joannes Paläologos, welcher der Meinung war, „einen Schweinestall" verloren zu haben, an dessen Besitz nichts gelegen sei. Thatsächlich aber stand dem damaligen Osman mit der Eroberung des von Seite der Byzantiner mit so großer Geringschätzung behandelten Platzes ganz Thrakien offen und wie die Geschichte lehrt, fand Murad I. auf seinem Zuge nach Adrianopel kein Hinderniß mehr, das seiner Eroberung hätte Schranken setzen können.

sondern etwas südlicher. Bevor man noch dahin gelangt, grüßen von der asiatischen Uferseite die Häusergruppen des einst berühmten Lapsaki herüber, hinter dessen Uferhöhen der Granikus in einsamem Thale nordwärts abfließt. Dicht bei Gallipoli mündet noch ein zweites classisches Flüßchen, der Aegospotamos, an dessen Mündungsstelle einst der Spartaner Lysander durch seinen Seesieg dem peloponnesischen Kriege ein Ende machte. Die asiatische Uferseite wird im Verlaufe der weiteren Fahrt immer malerischer. Wohl hält die Seestraße der Dardanellen nicht im Entferntesten einen Vergleich mit dem Bosporus aus, die stumme Sprache der Geschichte ist aber am Ende ein Genuß, den auf die Dauer selbst die reizendste Landschaft nicht zu bieten vermag. So taucht denn auch bald die düstergraue Silhouette jenes Thurm-Basamentes auf, der die Stätte bezeichnet, wo die erste osmanische Schaar vom asiatischen Festlande herübergekommen war, und auf den Zinnen des damaligen Choridokastron die Osmanen-Standarte aufgepflanzt hatte. Wir befinden uns hier dicht vor dem eigentlichen Seepasse, den öde Steilküsten mit Geröllbarren und sandigen Uferstrichen bezeichnen. Auf einer Anhöhe droht eine türkische Strandbatterie — Nagara Burun — und einzelne Pinien schatten auf Stein- und Felstrümmer herab, an deren Stelle wohl einst das liebliche Abydos gestanden haben mag, verklärt von Schillers Liebesballade von „Hero und Leander“ und ein Object der intensivsten britischen Neugierde, denn es ist hier jene Stelle des Hellespont, wo Lord Byron seine bedenkliche Schwimmtour zum Besten gab. Wer in der Geschichte ein wenig zurückblättert, dem drängen sich beim Anblicke der ziemlich reizlosen Meeres-Ufer noch zwei andere, viel bedeutsamere und zwar historische Ereignisse auf. Auf der Höhe, wo sich heute die genannte türkische Strandbatterie befindet, dürfte Xerxes' Prachtzelt gestanden haben, als seine Brückenschläger vergeblich das Riesenwerk zu vollbringen trachteten. Trotz der dem Meere hiebei gewordenen Züchtigung — durch peitschen mittelst Ketten — ist das Element in dritthalb Jahrtausenden nicht zahmer geworden, und mächtig strömt es um das steile Vorgebirge durch die scharf nach Süden abschwenkende Enge. In diesem Bereiche dürfte auch die Uebergangsstelle von Alexanders Heer unter Parmenions Führung zu suchen

sein, während der jugendliche Eroberer mittelst Kahn die südlichen Gestade aufsuchte, um auf Ilions geweihtem Boden den zu bezwingenden Welttheil zu betreten.

Gleich unterhalb Nagara-Burun beginnen die eigentlichen Befestigungen der Dardanellen, auf asiatischer Uferseite die Batterie Kösch-Burun Tabia; diesseits weiter Tscham-Burun Tabia und Kilid Bahr, jenseits das größte der Dardanellenforts, Sultanie, das mit seinen plumpen Rundthürmen und weißen Terrassenmauern wie aus dem Meere emporzutauchen scheint. Imposant nehmen sich diese Befestigungen keineswegs aus, die seit ihrer Erbauung durch Mohammed IV. bis in die neueste Zeit hinein kaum eine gründliche Restauration erfahren haben mögen und in denen sich noch vor Kurzem die ältesten und wunderlichsten Geschützmonstren und ganze Magazine mit — Steinprojectilen, wie sie bei der Belagerung von Constantinopel, also vor mehr als vierhundert Jahren, in Verwendung waren, befanden.

Von Tschanak-Kalessi ab erweitert sich der Hellespont sehr bedeutend, auch werden die Uferpartien allenthalben reizlos, und so benützt, wer nur einige Zeit hiezu disponibel hat, von dem mehrgenannten Dardanellenschlosse, den Landweg bis zur trojanischen Landschaft hinab. Schon der Besuch von Mstr. Calvert, dem amerikanischen Consul und Eigenthümer der weitaus werthvollsten iliensischen Antiquitäten-Sammlung, ist belehrend genug, und mit der nothwendigen Bereicherung ausgestattet, verläßt der Wanderer auf seinem Grauthiere oder auf bedenklich abstrapazirten Klepper die Dampfschiffstation, um nach Süden aufzubrechen. Nur der ferne Ida lugt in die Vor-Landschaft herein und unmittelbar vor uns liegt die compacte Masse eines auf steilem Grat — dem Skäischen Vorgebirge — aufgeführten Dorfes. Der Führer sagt uns, daß von der vorliegenden Höhe der Ausblick ein umfassender sei, und so erscheint es begreiflich, wenn man den Gang seines Reitthieres beflügelt, denn jener umfassende Ausblick kann füglich nichts anderes in sich begreifen, als die trojanische Ebene selbst. Und so ist es. Noch ein letztes Emporklettern zu dem Dorfe Renkiöj mit seinen niederen, flachdachigen Steinhäusern und — zu unseren Füßen liegt die durch die Poesie geheiligte Stätte, deren erster Eindruck für Jedermann unvergeßlich bleiben wird. An sich ist die weitläufige Niederung

standener Fahrt durch diesen Sund, Hundert und mehr Feuerschlünde aus den verschiedenen Werken auf ihn herabgeblickt hatten . . . Es ist eben die Schwelle, wo sich nach des Dichters Wort Asien von Europa riß . . .

Auf unserem Wege längs des ägäischen Gestades nach Smyrna, der gleich altberühmten Localität, gäbe es wohl manche Station für die in classischen Erinnerungen schwelgende Phantasie, aber sie alle zu befriedigen würde zu weit führen. So blicken wir auch nur von Weitem auf die Waldberge von Lesbos, der Heimat Alcäus' und der Sappho, Arions und Phanias; auf die großartigen Trümmer von Pergamos mit den Ruinen eines Palastes (muthmaßlich aus der Zeit der unabhängigen Attaliden) und den türkischen Schmutzhütten inmitten der Marmorpracht[1]. Dann öffnet sich ein weitläufiger Golf, zum Theile von Bergen, anderntheils von Ebenen umzogen, in dessen Hintergrund Smyrna, die natürliche moderne Hauptstadt Anatoliens und drittgrößte des türkischen Reiches liegt.

Unter den levantinischen Küstenstätten hat Smyrna, einst die „Perle Joniens", noch lange nicht die Würdigung gefunden, die das „östliche Neapel" zweifellos verdient. So kennt und liebt man das neue Athen des Namens und der Localität halber, obgleich die neu-hellenische Capitale mit dem einstigen attischen Emporium nichts zu schaffen hat; man bewundert unterwegs die aufklimmenden Häuser-Terrassen Syras, wenn der Postdampfer einige Stunden im geräumigen Hafenbecken vor Anker liegt; man schwärmt vom schimmernden Beirut, in dessen Tropengärten die Schneewipfel des Libanon niederblicken, aber man weiß in der Regel wenig Fesselndes über Smyrna zu berichten. Und dennoch hat diese Stadt ihre landschaftlichen Reize, die im ungetrübten Vollgenusse wesentlich dadurch gehoben werden, daß mit denselben historische Erinnerungen verwoben sind, die in die dunkelste Vorzeit hineinreichen[2]. Schon im homerischen Alter-

---

[1] Busch, „Türkei", 133.

[2] Die Stadt liegt auf derselben Stelle, welche Alexander d. Gr. in Folge eines Traumgesichtes, am Fuße des Berges Pagos für deren Wiederaufbau erwählte, nachdem die ursprünglich auf der nordöstlichen Seite der Bucht gelegene und der Sage nach von einer Amazone gegründete, durch Alyattes, dem Könige der Lydier, aber zerstört worden

thume blühte an der Bucht, dessen liebliches Südgestade heute ein Chaos mehr oder weniger wüster Niederlassungen umsäumt, ein griechisches Cultur-Emporium, und jener Ahn der Rhapsoden verherrlichte in unmittelbarer Nähe der Stadt die Helden der Iliade, an der sich alle Geschlechter seit nun schon drei Jahrtausenden laben[1]. So heißt es wenigstens in der Tradition und die Localität, wo der halb mythische Homer unter den Sterblichen gewandelt, soll das liebliche Thälchen sein, das der Meles von Süd nach Norden durchfließt. Der Anblick desselben, zumal im Dämmerlichte des Abends, wenn Alles ringsum wie von mattblauen Schleiern umwoben erscheint, mag wohl geeignet sein, uns unbewußt einem verschollenen Völkertraume näher zu rücken . . .

Dieser Anblick kann von keiner Seite Smyrnas besser genossen werden, als von der Höhe oder den üppigen Hängen des Berges Pagos, der sich im Süden der Stadt wie eine Coulisse vorlegt. Auch sein Gipfel trägt die Spuren uralter Ansiedlung, cyklopenartige Fundamente und altes Gemäuer, das in seinem heutigen baufälligen Zustande eine Moscheeruine umschließt. Wer daher Smyrnas magischen Total-Anblick ungeschmälert genießen und sich den unleugbaren Zauber einer orientalischen Landschaft nicht durch die schmutzigen, abstoßenden Details des täglichen Lebens und Webens schmälern lassen will, der trachte bei Zeiten dem dunstigen Gassengewirre zu entrinnen, um jene Bergeshöhe zu gewinnen. Der erste Ausblick wird genügen, um sofort in uns das Bewußtsein zu erhärten, daß, Constantinopel ausgenommen, keine Küstenstadt der Levante sich rühmen kann, auch nur annähernd ein so prächtiges Bild zu präsentiren, wie die heutige Metropole Klein-Asiens . . . Weit nach Süden hin zieht sich die Thalspalte des Meles, hin und wieder besäumt von schwärzlichen Cypressen und Olivengebüsch. Man könnte die stille Landschaft mit ihren unvergleichlichen Tinten und spärlichen

war und ihre Bewohner nahezu 400 Jahre in offenen Dörfern zerstreut gelebt hatten. Gräber, dem alten Smyrna (türkisch: Ismir) angehörend, darunter das sogenannte Grab des Tantalus, finden sich noch am Südabhange der Vorberge des Ismanlar-Dagh. Die Ausführung von Alexanders Plan wurde erst von Antigonus begonnen und durch Lysimachos vollendet. (J. Seiff, „Reisen i. d. asiat. Türkei", 350.)

[1] J. Braun, „Historische Landschaften", 190.)

Wohnstätten ein Asyl nennen, so wunderbar friedlich muthet sie an, aber neben dem Silberbande des Flüßchens erblicken wir die schwarze Spur eines — modernen Schienenweges und das Poltern der Locomotive rüttelt uns nun auch hier unbarmherzig aus unseren classischen Träumereien auf, wie auf der athenienischen Akropole oder auf dem Kairenser Mokhattam. Es ist die Bahn, die von Smyrna nach Aidin, ins Thal des Mäander führt, die älteste auf vorder-asiatischem Boden, denn sie wurde bereits 1857 dem Verkehr übergeben, also kurz nachher, als die Eisenbahn-Aera in Indien inaugurirt ward[1]. Ein schriller Pfiff verscheucht uns den Schatten Homers, und wir sehen wieder den silbernen Meles, die Cypressen und Olivenkronen, das schmucke Dörfchen Budscha und rechter Hand, also gegen Westen hin, die eigenthümlich geformten Doppel-Kuppen des Berges „due fratelli".

Wesentlich anderer Natur ist das Bild im Norden und Westen. Man braucht sich sozusagen nur um seine eigene Achse zu drehen, um eine totale Veränderung des Gesichtskreises herbeizuführen. Es ist der breite Golf, der sich zu unseren Füßen dehnt, nicht so großartig, wie jener Neapels, zumal wegen seines allenthalben öden Nordufers, aber immerhin mit ihm vergleichbar, zumal nach der Nordost-Seite hin, wo der höchste Berg des Smyrnaer Rayons, der Sipylos mit seinen Dörfern und Villen, Waldparcellen und üppigen Gärten eine äußerst belebte Gestadezone im Hintergrunde abschließt. Wie also gegen Osten der tiefblaue Golf mit seiner geradezu permanent vor Anker liegenden Handels- und Kriegsflotte aller abendländischen Seemächte wohlthuend die abwechslungsreichen landschaftlichen Linien unterbricht,

[1] Diese Bahn durchschneidet später das Thal des Kaystros und setzt bei Ephesos über die Wasserscheide, um den Mäander hinauf bis Aidin weiter zu gehen. Dieselbe hat eine Länge von 82¼ englische Meilen und wurde von Engländern mit englischem Geld, und zwar dermaßen kostspielig gebaut, daß das Unternehmen, trotz des beträchtlichen Verkehrs bisher nicht einmal noch die Zinsen zu decken vermochte. Die türkische Regierung, welche eine jährliche Minimal-Einnahme von 120,000 Pfd. Sterl. (6% des Anlage-Capitals) garantirte, ist daher genöthigt, jährlich einen sehr bedeutenden Zuschuß, nämlich mehr als 92,000 Pfd. Sterl. zu leisten. (C. v. Scherzer, „Smyrna 2c.", 85.)

so anziehend erscheint für das nimmersatte Auge das niedere Gestade jenseit des Hafens. Es sind die Ruinen eines Klosters, die zuerst in die Perspective treten, dann einzelne Bauten für den Schiffsverkehr, dahinter, in großem Bogen um den Sipylos vorbeiziehend, ein zweiter Schienenweg, jener von Smyrna nach Manissa (Magnesia) und Sart (Sardes), und an den Bergabhängen, gleich leuchtenden Blüthen in einen bunten Teppich gewoben, die Villen und Landhäuschen, einzelne Ortschaften und Ruinen zwischen Gärten, in denen alle subtropischen Pflanzen ihre Repräsentanten haben. Besonders reizend liegt die Partie hinter Burnabat, dann das kleine Delta-Gebiet des Meles zwischen Kalkar-Bunar und der bekannten von Malern vielfach dargestellten „Karawanen-Brücke". Wir dürfen aber über diese nebensächlichen Detailbilder der weiten Umgebung nicht auf die Hauptsache, nämlich auf die Stadt selbst, einzugehen vergessen. Sie liegt unmittelbar zu unseren Füßen, ja die Häuser des Türkenviertels scheinen zu uns heraufklettern zu wollen, so sehr ballen sie sich zu engen, dunstigen und beispiellos schmutzigen Quartieren in der nächsten Nähe unseres Standpunktes zusammen. Schon ein Blick von hier oben vermag uns über die großen Bevölkerungsgruppen der Stadt und ihre Stadtviertel eine ziemlich genaue Orientirung zu verschaffen.

Das bunte Chaos von baufälligen Holzhäusern, mit den weitausladenden Altanen in unserer Nachbarschaft, die gegen den Meles zu liegenden Friedhöfe mit den dunklen Cypressen, und die stille Geschäftslosigkeit in allen zu überblickenden Gassen, das kann nur das Türkenquartier sein. Und so ist es. Ueber die zahlreichen Moscheen-Minarets hinweg trifft unser Blick den nächsten größern, marcanter hervortretenden Stadt-Complex, in welchem schon mehr Leben pulsirt, Frauen nicht mehr scheu und ängstlich hinter mit Holzgeflecht versponnenen Fenstern in die stille Landschaft hinausbrüten und Kinder weniger aufsichtslos in den Straßen und Höfen herumlungern. Es sind die Quartiere der Griechen, Armenier und Juden . . . Die eigentliche Pulsader Smyrnas ist aber das „Frankenquartier". Eine einzige, scheinbar endlose Gasse schneidet es der Länge nach. Mit ihr parallel zieht der Quai, zum Theile wohlgepflastert, anderntheils entweder bloßer Schuttweg oder martervolle Pflasterstraße von

Sonne leuchtet ihrem Lebenspfade, und wenn die Abenddämmerung durch die blutrothen Granatbaumblüthen bricht, oder die dichten Oleanderkronen in duftigem Blaßroth erglühen macht, erzählt Einer oder der Andere von vergangenen Tagen, oder von Hedjas' glühendem Boden, wo das Heiligthum ihres Glaubens, die Kaaba, von Tausenden von Engeln bewacht wird. Ja, beim Gemurmel der zahlreichen Quellen ringsum, vermissen sie nicht einmal den Wunderbrunnen Zemzem[1].

Da wir nun schon einmal bei Bunarbaschi sind, so wollen wir auch einen Blick auf das näher zu Smyrna liegende Burnabat werfen. Wie jenes so ganz das Gepräge eines ächten morgenländischen Asyls trägt, ist dieses nichts anderes, als eine verzweifelt symmetrische Aneinanderreihung moderner Bauten, inmitten der weiten, sonnigen aber reizlosen Ebene. Hier liegen die „Sommerfrischen" der Europäer. Wohl gibt es Matten ringsum, auf denen vereinzelte Baumgruppen die ermüdende Einförmigkeit unterbrechen, ja, sogar Gärtchen hinter den schmucklosen, europäisch nüchternen Gebäudefaçaden, aber dies Alles hat einen nur zweifelhaften Werth. Zudem liegt Burnabat an der Karawanenstraße nach Manissa und der aufgewirbelte Staub von Tausenden von Tragthieren, darunter namentlich viel Kameelen, kann unmöglich zur Annehmlichkeit des Ortes beitragen. Auch die Ebene ringsum ist eigentlich nur ein Tummelplatz zahlloser Pferde-, Büffel- und Kameelheerden . . . An derselben Stelle, wo einst die blühenden jonischen Niederlassungen standen, findet man heute meist nur einschichtige Häuser. Und dennoch ist diese Ebene nicht ohne Eindruck. Mit ihrer malerischen Umrahmung von kahlen Bergeshäuptern und dem tiefblauen Golf im Westen, ist sie großartiger, als irgend ein Territorium um Constantinopel. Der Geist vermag hier nicht müßig zu verbleiben, wo ihn so zahlreiche Reminiscenzen in die Vergangenheit zurückführen. Assyrier, Jonier, Lydier, Macedonier, Römer, Byzantiner, Osmanen und Tartaren haben diese Stätte bewohnt

---

[1] Umsoweniger, als sie daheim das Getränk Gottes nicht zu bezahlen brauchen, wie die pflichteifrigen Pilger im Moscheehofe zu Mekka, denen oft, ob zu großer Armuth, selbst ein Labetrunk aus dem Wunderquell ein unerschwinglicher Luxus bleibt. (Vgl. v. Maltzan, „Meine Wallfahrt nach Mekka", II, 28, 101.)

oder doch heimgesucht. Vom uralten, sogenannten Sesostris-Bilde[1] auf der Felswand bei Nimfi, bis zum Kegelzelte des heutigen Juruken, vermag man mehr oder weniger, all' die viel tausendjährigen Geschichtsepochen hier zu verfolgen, eine Fülle von historischen Reminiscenzen, deren sich selbst die „Weltstadt" am Bospor nicht rühmen kann.

Indem wir wieder zu den Ufern des Meles zurückkehren, wollen wir noch einen Blick in das „Frankenquartier" werfen. Wir überschreiten das kleine Flüßchen auf der vielgenannten Karawanenbrücke, zu deren beiden Seiten wir das regste orientalische Treiben beobachten können, und lenken in die „Rue franque" ein. Der Unterschied zwischen ihren Bauten und den des übrigen Smyrna ist ein ganz gewaltiger. Sie sind zwar keineswegs imposant, ja in der Front eigentlich unansehnlich und von kahler Architektur, aber die allerorts herrschende Sauberkeit, der frische, blendend weiße Kalkanwurf und die zierlichen Balcons, von schlanken Eisensäulen getragen, lassen unverzüglich erkennen, daß hier ein ganz anderer, vorwärtsstrebender Geist waltet. Eine Merkwürdigkeit der Smyrnaer Franken- und Griechenhäuser sind die tiefen Hausfluren vom Hauptportale aus, wodurch die meisten Wohnräume nicht gegen die Straße, sondern zu beiden Seiten der Flur nach deu Gärten, die zu den Häusern gehören, zu liegen kommen. Diese Fluren an sich sind aber nicht öde, oder unbenützt, sie dienen vielmehr zum zeitweiligen Aufenthalt der Familien während der heißen Tagesstunden, und um diesen Aufenthalt zu verangenehmern, sind die Wände mit Blumen und Schlinggewächsen geschmückt und an ihnen stehen elegante Möbel, Ruhebänke, ja selbst Lese- und Arbeitstischchen umher[2].

[1] Das Monument wird wohl eher einen kleinasiatischen, oder einen anderen, nicht egyptischen Herrscher vorstellen. (Busch, „Türkei", 131.) Es ist eine in Relief ausgeführte Kriegergestalt, die von einem Rahmen umgeben ist. Herodot, der dieselbe zuerst für einen Sesostris ausgab, sagt, es sei ein Mann, fünf Spannen hoch, den Speer in der Rechten, den Bogen in der Linken, in egyptischer Rüstung, — eine Beschreibung, die insoferne unrichtig ist, als die Figur den Bogen in der Rechten und den Speer in der Linken hält. (A. a. O. — Abbildung bei Ritter, „Erdkunde", 18, Tafel III.)

[2] Wer vollends das muntere Treiben der jüngeren Familienglieder beobachten will, der vermag dies unbehindert von der Straße aus zu thun.

Nach dieser allgemeinen Schilderung erübrigt uns noch, auch einige geographische Daten mitzutheilen. An der Westküste Klein-Asiens, so reich gegliedert sie ist, erscheint gerade Smyrna mit seiner centralen Lage zu derselben und seinem geräumigen Golfe von Natur aus zum bedeutendsten Punkte nicht nur des anatolischen Küstenlandes, sondern der ganzen „Levante“ gewissermaßen prädestinirt. Heute geht der größte Theil des vorderasiatischen Exportes[1] nach diesem bedeutenden Hafenplatz, der nach den neuesten Angaben bei 150,000 Einwohner zählt[2]. Die langen Kameel-Karawanen, welche im östlichen Weichbilde der Stadt und am Meles zu halten pflegen, kommen in ebenso bedeutender Zahl aus der südlichen und nördlichen Provinz, wie aus den Steppen-Territorien Centro-Anatoliens. Hier sind das

---

Nur ein Stacket trennt den Beobachter von der meist zahlreichen Hausgesellschaft. Die Mädchen und die jungen Frauen aber, denen es daran gelegen ist, einen möglichst anheimelnden, bestrickenden Anblick ihren männlichen Bekannten zu bereiten, nehmen nicht selten zwischen groß doldigen Blumen, Mandelblüthen und Oleanderzweigen an den Fenstern der Gassenfront ihren Standpunkt ein, an denen in der Regel auch jene erotischen Kleinigkeiten abgekartet zu werden pflegen, die nun einmal jedem Pflastertreter oder modernen Troubadour ein Lebensbedürfniß sind. Bedenkt man nun, daß beispielsweise die griechischen Smyrniotinnen schön sind, ja, daß sie im Rufe ganz außergewöhnlicher Anmuth stehen — welch letzteres man von Griechinnen in der Regel gerade nicht behaupten kann — so wird es halbwegs begreiflich, wie der nüchternste Tourist, ja selbst der junge Gelehrte, dem Smyrna nur eine Etappe ist und den sein Trachten und Sinnen mehr nach Ephesus, Milet, Halikarnaß, Magnesia und Sardes zieht, momentan von der Macht irdischen Zaubers ergriffen zu werden vermag. Aber wie die Perotin, Syriotin und Athenienserin, ist auch die Griechin Smyrnas nur eine Lilie auf dem Felde, die weder spinnt noch sonst arbeitet, und doch vom Herrn mit allem Schönen bedacht worden ist. Indeß haben sie hier mit der griechisch-orientalischen Sitte des „Spazierensitzens“ bereits halb und halb gebrochen, und was sich durch körperliche Schönheit oder Toilettenreichthum vortheilhaft hervorzuthun vermag, bewegt sich zur Promenadestunde, gleich den Damen der vornehmen europäischen Colonisten, auf dem Quai, wo es an schönen Abenden auf- und niederfluthet, wie vor dem königlichen Schlosse oder in der Hermes-Straße zu Athen, oder — der „grande rue de Pera“ in Constantinopel . . .

[1] Die erschöpfenden Daten bei C. v. Scherzer, „Smyrna ꝛc.“ c. XXII.

[2] C. v. Scherzer, a. a. O., 46. Nach J. Seiff („Reisen i. d. asiat. Türkei“, 351) bei 170,000, nach Busch („Türkei“, 129) gar 180,000 Seelen.

altberühmte seldschukidische Konja, Karahissar und Kutahia die Sammelpunkte für die großen Karawanen. Ganze Zeltstädte bevölkern die Treiber, Kaufleute und Escorte-Soldaten bei den genannten Städten, bis der Tag des Aufbruches hereinbricht und die ausgedehnten Züge in wochenlangen Märschen das Handels-Emporium im Westen erreichen. In der Regel ist ein williges Grauthier der eigentliche Führer der ganzen Karawane und die Kameele schreiten gravitätisch mit ihren schweren Lasten (oft sechs Centner), eines hinter dem andern, durch Stricke aneinander gekoppelt, die beschwerlichen Pfade entlang. Diese Pfade spotten mitunter freilich jeder Beschreibung und machen den Verkehr ungemein schwierig[1]. Pässe, die seit Jahrtausenden dem allgemeinen Verkehr dienen, die ganze Völkerschaften passirt und durch die sich noch heute jährlich die Pilgerschaaren drängen, welche Syrien und später das gelobte Mekka erreichen wollen, werden hiebei oft mit großen Mühsalen überschritten, bis sich die lieblichen Thäler des Hermos und Mäander dem Reisenden öffnen. Da gibt es dann gute Rast unter uralten Platanen, Nußbäumen oder im Schatten gewaltiger Feigenbäume, deren erquickende Früchte die Müden erlaben. Prächtiger Weideboden bedeckt diese Thäler, die auf Schritt und Tritt an eine große Vergangenheit mahnen. Die Vegetation ist die üppigste in ganz

---

[1] Vgl. „Globus", VI, 345 u. ff. — Dieses Uebelstandes scheint man sich letzterer Zeit auch in osmanischen Kreisen bewußt geworden zu sein, denn er kam in der ersten ottomanischen Parlaments-Session zur Sprache. Der Deputirte für Aleppo, Manuk Effendi erklärte nämlich, daß die vielgerühmte Ergiebigkeit und Fruchtbarkeit des asiatischen Bodens so lange nutzlos bleiben müßten, bis man dem Lande bessere Wege verschaffen würde. In Anatolien gäbe es Strecken, wo zwischen den größten Städten nicht einmal eine Chaussee existirt, so daß die Producenten ihre Producte nicht auf Fuhrwerken, oder mit Pferden transportiren können; die Producte verfaulen in den Scheunen und die Eigenthümer geriethen in Schulden. Auf diese Verhältnisse habe man (höheren Orts) — meinte der Redner weiter — gar kein Augenmerk gehabt, so daß der Ackerbau und der Handel zu Grunde gingen und der erwartete Wohlstand in Armuth und Dürftigkeit umschlug. In derselben Sitzung wurde eine Resolution eingebracht, behufs Ergreifung von Maßregeln zur Beseitigung dieser Uebelstände, bis aber dies Alles Früchte tragen wird, dürften sich noch viele Kameele auf den alten Wegen — die Beine brechen. (Vgl. „Allg. Ztg", 1877, Nr. 112.)

Klein-Asien: Feigen, Myrthen, Lorbeer, Orangen, Brodfruchtbäume, ganze Olivenwälder, Baumwollstauden, dazu ein tropischer Blüthenflor in den Gärten, Eichen- und Buchenwälder an den Bergesabdachungen. Nur gegen die Küste hin werden die Berge kahler und schon in der hyrkanischen Ebene bei Magnesia, dem heutigen Manissa, hören sie ganz auf[1]. Auch die unmittelbare Umgebung Smyrnas leidet, wie schon erwähnt, an dieser Baumlosigkeit[2]. Was in Zukunft für diese bedeutende Handelsstadt in hohem Grade bedenklich werden könnte, ist, daß unmittelbar an der Hafeneinfahrt der Gedisfluß (Hermos) ins Meer mündet und durch seine gewaltigen Schlammbildungen den eigentlichen Schiffahrt-Canal mehr und mehr einengt[3]. Die Schiffe sind in Folge dessen gezwungen, von der Rhede von Burla ab, welche noch dem eigentlichen Golfe angehört, möglichst knapp an der Südküste des Hafens, bei der sogenannten Quarantäne-Bucht vorüber zu steuern, um nicht auf den Grund zu gerathen. Im Sommer liegt das ziemlich weitläufige Delta-Land des Hermos vollends trocken und der Fluß selbst gleicht dann nur mehr einem kleinen Bächlein, das dem Golfe zuströmt. Man scheint neuester Zeit Anstalten getroffen zu haben, um der bedenklichen Eventualität einer bald möglichen gänzlichen Unnahbarkeit des Smyrnaer Hafens mit aller Energie zu begegnen. Freilich wird hiezu wieder ausländisches Capital vonnöthen sein, denn nach der jüngsten Erschöpfung wird sich die Türkei zu derlei Kosten kaum bereit finden . . .

[1] Vorher noch stößt man auf Sart, die Stätte des alten Sardes, in gleichfalls öder, menschenleerer Gegend. Die alte Burg, welche seinerzeit Alexander d. Gr. ohne Schwertstreich den Persern abnahm, wird theilweis nur noch durch altes Gemäuer zusammengehalten und ist schwer zu erklettern. Von oben sieht man nordwärts über das öde, versumpfte und verpestete Feld, das einst die „goldene" Sardes trug, und in der Ferne noch den Spiegel des gygäischen Sees mit der Reihe der lydischen Königsgräber, jener ganz ungeheueren Grabhügel an seinem Rande. Im Rücken haben wir das gewaltige Tmolus-Gebirge mit seinen Schneekuppen. Zunächst unten zur Linken windet sich der einst goldführende Paktolus und erheben sich an seinem Ufer noch zwei gewaltige Säulen aus dem Trümmersturz des Cybele-Tempels. (J. Braun, „Historische Landschaften", 187 u. ff. — Vgl. auch Strauß, „Länder und Stätten d. hl. Schrift", 406 u. ff.)

[2] Sperling, „Zeitschrift f. allg. Erdkunde", XVI.

[3] C. v. Scherzer, a. a. O., 4, 10, 249.

Der Orient hat bekanntlich das Größtmöglichste in der Verhimmlung des Menschen geleistet. Während das Christenthum in der Person seiner obersten Schutzherren — unbeschadet verschiedener ritueller Opponenten — der römischen Päpste, Gläubige, welche ihr Wohlgefallen ernteten, einfach nur canonisirte, konnte bei den Orientalen, zumal bei den Osmanen, die vermeintliche Göttlichkeit des einen oder anderen Sterblichen von der größten politischen Tragweite werden. Es erscheint dies erklärlich, wenn man berücksichtigt, wie sehr sich bei den moslemischen Völkern Religion und Politik decken. Patriotismus ist im türkischen Sinne vielleicht heute noch undefinirbar und die angebliche Vaterlandsliebe ist eigentlich nichts anderes, als eine religiöse Glaubenstreue. Darum hatte dieses Volk auch seit jeher keinerlei Sinn für seine großen historischen Persönlichkeiten, für seine Staatsmänner und Regenten, und jedes Andenken an sie würde mit der Zeit geschwunden sein, hätte es nicht jederzeit wohlbestallte kaiserlich ottomanische Reichshistoriographen, wie Lufti, Essad u. A. gegeben, die gegen ein anständiges Jahressalair für die Unsterblichkeit der großen Patrioten der Türkei Sorge trugen. Um so größere Aufmerksamkeit widmen die Osmanen jenen gottgeliebten Männern, die man am treffendsten mit dem Namen „Nationalheilige" belegen könnte und deren Verdienst um die Machtentfaltung der Türkenherrschaft von den Rechtgläubigen dankbarst anerkannt wird. Von diesen sind ihnen namentlich zwei unvergeßlich: Dschelaleddin Rumi[1] und Hadschi Begtasch, Zeitgenossen der ersten Osmanen-Sultane und somit gewissermaßen Mitbegründer der Dynastie, der sie durch ihre Gottähnlichkeit auf ihrem ersten Lebenswege leuchteten.

---

[1] Dieser Asket, Dichter und Philosoph zugleich, war eine der ersten Verkörperungen jener pantheistischen Naturreligion, welche sich zum sogenannten „Sufismus" ausbildete, und namentlich in Persien mit der Zeit die weiteste Verbreitung erlangte. Die Anhänger dieser Lehre erklärten und erklären, daß Gott in jedem Dinge sei, und daß jedes Ding, wenn es die Göttlichkeit in sich aufgenommen, wieder zu Gott zurückkehren könne. Die elementare Macht, mit der sich diese Schwärmer den engen Schranken der Dogmatik zu entringen trachteten, blieb trotz der blutigsten Verfolgungen, sieghaft über die Massen, zumal durch angebliche Wunder, welche einzelne Märtyrer des Sufismus in Persien zum Besten gaben. So

Die Grabstätten beider heiligen Männer haben bei den Osmanen ihre alte Anziehungskraft bis auf den Tag behalten. Sie sind hochgehaltene Wallfahrtsorte und es bleibt in den Augen der strenggläubigen Türken immer noch ein verdienstliches Werk, dahin zu pilgern. In der Regel benützen die, minder mit Glücksgütern bedachten Gläubigen ihre Mekka-Wallfahrt durch einen Theil Klein-Asiens, um wenigstens in der Grabmoschee Dschelaleddins in Konja vorzusprechen, was freilich nur von jenen Pilgern gilt, denen die Stadt überhaupt am Wege liegt ... Und dieser Weg führt über Ismid oder Brussa am Marmara-Meer, durch jene Landschaften, die wir oben geschildert, bis Karahissar. Von hier geht es längs der Osthänge waldloser Höhen und am Saume der großen inner-anatolischen Salzsteppe mehrere Tagreisen landeinwärts, bis, bereits ganz in der baumlosen Plateau-Ebene gelegen, die Stadt Konja auftaucht. Nur türkischen Pilgern vermag diese elende Anhäufung von baufälligen Wohnstätten einen besonderen Eindruck zu machen, einem Europäer kann sie nur die ärgste Enttäuschung bereiten. Bei ihrem Anblicke aber werden die Pilger lebhafter, eine freudige Bewegung geht durch ihre Reihen und wer Dschelaleddins Hymnen nicht kennt, recitirt wenigstens Koransuren, während die mitziehenden Drehderwische sich leichtbegreiflicher Weise dem tollsten Taumel hingeben. So geht es fort durch das Weichbild der Stadt und dann durch die engen, winkeligen, von Holz- und Lehmhäusern gebildeten Gassen zur Grabmoschee des Heiligen, ein Werk Selim I. Trotz aller Sublimität des Ortes dürfte indeß die unmittelbar hier anstoßende große Herberge des Derwisch-Ordens von nicht geringerer Anziehungskraft sein, wenn-

wanderte Schems Tabrisi, den man lebendig geschunden, mit seiner Haut in den Händen, unter seinen Genossen weiter. (Malcolm, „Geschichte von Persien", II.) Unter den türkischen Völkern blieb der Sufismus indeß von völlig untergeordneter Bedeutung; um so festern Fuß faßte er aber unter den Schiiten und Arabern, unter welch letzteren ein gewisser Sohravady den bedeutendsten Anhang gewann, schließlich aber durch Intervention der orthodoxen Geistlichkeit, auf Befehl des „freisinnigen" Saladin zu Aleppo hingerichtet wurde. (Vgl. v. Kremer, „Gesch. d. herrschenden Ideen d. Islam"; dann über die verwandte Secte der Babis, bei Vámbéry, „Wanderungen in Persien"; Polak, „Persien" I, u. s. w.)

gleich die Gastfreundschaft sich hier gerne gut bezahlt macht und dem heiligen Zwecke des Besuches nicht ganz das erwünschte Verständniß entgegenbringt[1]. Das Innere der Grabmoschee wird derartig heilig gehalten, daß sich kein Ungläubiger nur in dessen Nähe wagen, geschweige in dasselbe eintreten darf[2]. Unter achteckiger Pyramidal-Bedachung des Grabraumes steht der reichgeschmückte Sarkophag, umgeben von einem silbernen Gitter und mäßig erhellt durch silberne Ampeln. Die Beschränktheit des Raumes ruft alsbald unter den Pilgern ein wüstes Lärmen und Drängen hervor, es regnet Flüche und Scheltworte, denen wohl auch mitunter veritable Prügel nachfolgen, alles in getreuester Copie zu jenen berüchtigten Auftritten in Mekka, denen übrigens, wenn wir aufrichtig sein wollen, auch die Balgereien in der Jerusalemer Grabkirche würdig an die Seite gestellt werden können[3]. Der Zelotismus treibt eben überall die gleichen schönen Blüthen, doch erscheint er im Oriente selbstverständlich bedeutsamer, da er ja die Massen beherrscht und durch die, nur spärlich platzgreifende Aufklärung nicht jenen wohlthuenden Regulator findet, wie im Abendlande.

Dschelaleddins Heim hat heute für uns leider nur mehr einen historischen Werth. Einst war es anders, denn Konja war ja die Residenz der kunstliebenden Seldschuken-Sultane, von denen namentlich ihr letzter, Alaeddin Keikobad, sein Andenken in allerhand, nun freilich in Ruinen liegenden Bauten erhalten hat. Der ganze Platz um Konja ist heute ein ausgedehntes Ruinen-Territorium. Allenthalben noch sieht man die alten Stadtumwallungen, welche annähernd einen Maßstab für die einstige

---

[1] Wie zu Mekka, wo nach Schluß der Pilger-Feierlichkeiten die Mekkaner ihr Profitchen nachrechnen und bei geschlossenen Kaufläden ihren häuslichen Unterhaltungen nachgehen, wobei die verschiedenartigsten Erzählungen, wie man die dummen Pilger geprellt hat, das Hauptthema des Gesprächsstoffes bilden (Vgl. Braun, „Gemälde ꝛc.“, 453.)

[2] Sperling, „Ztschrft. für allg. Erdkunde“ a. a. O.

[3] Man denke nur an den frechen Betrug der armenischen und griechischen Geistlichkeit, welche immer noch alljährlich aus einem Loch der Grabescapelle zu bestimmter Stunde die von ihrer gläubigen Heerde ersehnte Wunderflamme hervorbrechen läßt, worauf in der Regel jene Schlägerei stattfindet, die erst durch das Dazwischenfahren der türkischen Gewehrkolben ihr Ende findet.

Ausdehnung der Residenz abgeben, Werke aus gewaltigen Blöcken und Quadern, mit vorspringenden Thürmen in kurzen Zwischenräumen. Selbst die Schulräume, wie beispielsweise die sogenannte „blaue Medresse“[1], sind noch zum Theile erhalten und zeigen in ihrem Innern durch eine geradezu frappirende Mannigfaltigkeit in der Ornamentalkunst den früheren guten Geschmack der Türken, von dem speciell auf die Osmanen ziemlich wenig übergegangen ist. Ja ein steifleinerner Stambuler Bureaukrat hat es vielmehr für zweckmäßig befunden, den alten Seldschukenpalast — innerhalb der Stadt — als Steinbruch zu behandeln und ihn aller seiner Metallbeschläge zu berauben[2]. (Aehnliche Wirthschaft konnte man noch vor Kurzem in den Ruinenräumen des alten Sultanpalastes zu Adrianopel beobachten.) Auch mit der Hofmoschee Alaeddins ist man neuester Zeit sehr übel verfahren und man hat aus ihr, für den türkischen Zelotismus jedenfalls arg genug, ein Montour-Depot für die Garnison gemacht. Aber selbst an dieser halben Ruine ist alles fesselnd, die bunt geschmückte Façade sowohl, wie die vielfarbigen Fayencen an den Minaretresten. Das Fayence-Mosaik scheint unter den Seldschukiden überhaupt eine große Rolle gespielt zu haben, und ist auch späterhin von den Osmanen mit vieler Vorliebe angewendet worden (wie im Adrianopler Palast), denn zu Konja zeigen die halbwegs erhaltenen Räumlichkeiten allenthalben die reichste kunstvollste Verschwendung in demselben. Ganze Wände schimmern in Blau und Grün von weißen Koransprüchen ohne Zahl durchädert, im Ganzen von der harmonischesten Wirkung[3]. Diese kostbaren Reste schwinden aber, wie schon angedeutet, unter der türkischen Wirthschaft mehr und mehr, und über kurz oder lang wird sie auch hier jedes Andenken an die früheren, glanzvolleren Tage spurlos verwischen und nur Ruinen und Lehmhütten zurücklassen. Die Stadt ist ja ohnedies bereits zu einem großen Dorfe herabgesunken und stünde hier nicht jener mächtige nationalreligiöse Magnet, Dschelaleddins Mausoleum, sie wäre heute kaum mehr denn eine Steppenstation auf dem Wege über den cilicischen Taurus.

---

[1] Ansicht bei Texier, „Asie Mineure“, II.

[2] Braun, a. a. O., 371.

[3] Texier, „Asie Mineure“, II.

Wir verlassen die Pilgerkarawane, welche mit Lobhymnen auf Allah und Dschelaleddin sich gegen die „cilicische Pforte" wendet, um ihre langwierige Reise fortzusetzen. Vielleicht finden sich einige Gläubige, welche zu Nigde (bereits ganz im Gebirge gelegen) dem Mausoleum[1] einer Tochter Achmed I., die hier auf ihrer Reise nach Mekka starb und beigesetzt wurde, einen flüchtigen Besuch abstatten. Wir aber verbleiben im Innern Klein-Asiens und wandern ostwärts der Grabstätte Hadschi Begtasch's jenseits des Halys zu. Wenn das Steppengebiet gerade nicht von raubsüchtigen Kurden durchstreift wird, so mag die Reise dahin noch angehen, trotz der glühenden Hitze während des Sommers, oder der Gefahren der winterlichen Schneestürme. Im andern Falle aber mag sich die Karawane glücklich schätzen, wenn sie unbelästigt in dem kleinen Städtchen Akserai, am Nordfuße des erloschenen Vulkans Hassan Dagh und unweit des großen Salzsees eintrifft. Von hier geht es dann weiter durch ein freundliches Thal voll Obstgärten, später aber wieder durch öde Districte mit Lava- und Basaltgängen, Tuff- und Bimsteinbildungen aller Art[2], bis das Plateau von Newschehr erreicht ist. Wer dieses, sowohl geologisch wie historisch so räthselhafte Gebiet zum erstenmale überblickt, der kann sich des Gefühles schwer erwehren, als hätten hier Dämonen einen phantastischen, nun zu Stein gewordenen Spuk getrieben; so weit das Auge reicht erheben sich Tausende von kirchthurmhohen Felskegeln über die vollkommen platte, mit Bimssteinsand und Trachytblöcken übersäete Ebene. Wenig Reisende unserer Zeit haben sich mit diesem Naturwunder des Nähern beschäftigt. Es ist eine ganze Troglodytenstadt, nicht nach jener armseligen Vorstellung, wie sie uns bereits geschildert, sondern geradezu großartig in ihrer Gesammtanlage und interessant in jedem Detail. Sämmtliche Felskegel sind innen ausgehöhlt, was bei der weichen Bimssteinmasse wohl nicht schwer ausführbar war, ja, es liegt sogar die Vermuthung nahe, daß gerade dieser Umstand die hiesigen Ursassen zur Errichtung solcher Behausungen

---

[1] Ansicht bei Texier, a. a. O. II, pl. 94 und 108 (mit den menschenköpfigen Vogelgestalten.)

[2] W Hamilton, „Asia minor". II.

bestimmte. Sie alle zeigen große Wohnräume mit Kammern und Nischen, manche besitzen mehrere Etagen, Treppen und Galerien und an den Portalen allerlei Säulenschmuck, der fern an den dorischen Styl erinnert[1]. Das können keine primitiven Höhlenbewohner gewesen sein, es war vielmehr ein Volk von Baumeistern, die in ihren Werken der Nachwelt ein monumentales Andenken hinterlassen haben, dessen Enträthselung bisher noch nicht gelingen wollte. Wer würde sich aber auch so leicht bestimmen lassen, nach diesem weltentlegenen Winkel zu pilgern, rings umrahmt von salziger Steppe oder gypsigen Hügeln oder den gestockten großartigen Lava- und Basaltmassen, welche Tagreisen weit die Basis-Region des Argäus[2], des gewaltigsten aller

[1] Bei Mondschein zeigt sich hier ein Land wie voll weißer hochaufsteigender Kathedralen mit unzähligen Thurmspitzen; die Schattenkegel erscheinen hinter einander wie lange Processionen riesiger Mönche durch ein unabsehbares Labyrinth, in dem kein Baum, kein Busch, kein Grashalm wahrzunehmen ist. Der Boden kracht unter dem Tritt der Pferde im Bimsstein, wie im Schnee; und doch herrscht hier ein heller reiner Himmel vor und die blendenden Reflexe verursachen dem Auge des Beobachters empfindlichen Schmerz. Die Grotten zeigen aber überdies, namentlich dort, wo sie an der großen Landstraße gelegen sind, vielfache Zerstörungen durch barbarische Ueberfälle. An der Decke einer der zahlreichen Capellen sieht man noch eine colossale Christusgestalt auf dem Thron sitzend, in einer zweiten die Colossal-Büste des Heilandes, an der Wand die Jungfrau mit dem Christuskinde und andere bildliche Darstellungen, meist sehr primitiv und bizarr ausgeführt. (Nach Texier, a. a. O. bei Ritter, XVIII.) Es hat demnach den Anschein, daß die cappadocischen Christen, bei denen wie wir oben gesehen haben, auch Gregorios Illuminator Schutz fand und seine religiöse Erziehung erhielt, die zweiten Bewohner dieser hochinteressanten Troglodyten-Landschaften waren, während über die eigentlichen Schöpfer dieser subterranen Stadt nach wie vor das tiefste Dunkel herrscht. (Ueber die benachbarten Grottendörfer siehe auch Hamilton, II, 254 u. ff.)

[2] Nahe dem Dorfe Endirlük, an seinem Fuße befindet sich das Grab des amerikanischen Arztes und Missionärs Nathan Gridley, welcher am 28. September 1827 durch eine forcirte Ersteigung des Riesenberges sich den Tod zuzog. Auf seine riesige Körperkraft vertrauend, entschloß er sich, direct zu Fuße, wie er stets sich zu bewegen pflegte, als erster Pionnier der Neuzeit die Höhe des Vulkankegels zu erklimmen. Er war Anfangs von vier Griechen begleitet, die bald aus Erschöpfung liegen blieben; ihres warnenden Zurufes ungeachtet, setzte er die Ersteigung fort, bis auch er

erloschenen Vulkane Kleinasiens, bedecken. Dieser Bergriese erhebt sich mit seiner Schneehaube als einziger, regelmäßiger Kegel in die klare Bläue des anatolischen Himmels empor.

Von Newschehr ists übrigens nur ein Katzensprung zum hochgehaltenen Wallfahrtsorte Hadschi-Begtasch. Keine Cultur, kein Leben regt sich in dieser traurigen Wüste. Der wellenförmige Weideboden nimmt eine scheinbar endlose Ausdehnung gegen Osten, nur hin und wieder unterbrochen von den schwarzen Kegelzelten der Kurden, welche in der Nähe des Wallfahrtsortes gute Beute wittern. Um so großartiger ist der Rundblick nach Süden hin. In stiller Majestät treten da vorerst aus der weiten Plateau-Landschaft die Kegelberge Argäus und Hassan Dagh in den Blick, hin und wieder umkränzt von üppigen Gärten; dahinter wieder streckenweise baumlose Ebene, die im äußersten Hintergrunde durch den verschwimmenden Gebirgswall des Taurus und Anti-Taurus ihren Abschluß findet. Ein gut bewaffnetes Auge würde auch in gerade südlicher Richtung eine gewaltige Unterbrechung der Gebirgsmasse, eine großartige Kluft in ihr erblicken. Es ist der einzige wegsamen Paß im südöstlichen Taurus, die sogenannte „cilicische Pforte", ein stummer Zeuge der welterschütterndsten Völkerzüge aller Jahrtausende. Durch ihn zogen bereits die Assyrier hinauf, als sie jenseits am mittelländischen Gestade Tharsus gegründet hatten; Alexanders Heer stieg dort zum Cydnus und Issus hinab, die Schaaren der Saracenen und Seldschuken in entgegengesetzter Richtung, nach jenem Gebiete herauf, das wir soeben durchwandert haben. Auch die Mongolen und Tartaren, sowie die Kreuzfahrer haben immer nur diesen Paß benützt. Zuletzt war es das Heer Ibrahim Paschas, das hier seinen Weg nach Konja und Kjutachia fand. Es ist derselbe Weg, den

---

ermattet zu Boden sank und erst am folgenden Morgen im Stande war, sich mühsam nach Ewerek zurückzuschleppen, worauf man ihn in sein Haus zu Endirlük begleitete, wo er schon nach 3 Tagen den Folgen der Anstrengung erlag . . . Am Nord- und Ostfuße des Argäus liegen allenthalben die schönen Häuser und Gärten der armenischen Bewohner aus der Umgebung von Kaisarie. Die Turkmenen sind friedlich; gleichwohl plündern die kriegerischen Affscharen von den östlichen Bergen aus häufig alle Dörfer bis zu den Thoren der Stadt. (Vgl. P. v. Tschichatscheff, „Routen in Klein-Asien", Pet. Ergänzghft. Nr. 20, S. 12 u. 38.)

die Geschichte des Türkenthums genommen[1]. Bei diesem erhebenden, tausend Gedanken über die vielartigen Völkerschicksale hervorrufenden Anblicke schrumpft jener des nordwärts gelegenen Districtes von Begtasch in seine ganze moderne türkische Jämmerlichkeit zusammen.

In einer Mulde des weiten Hochfeldes liegt das Dorf, welches den größten Nationalheiligen der Türken hervorgebracht hat, und in welchem er unter baufälligem Kuppeldache schlummert[2]. Der fromme Begtasch hatte bekanntlich unter Orchans Regierung, dem zweiten Osmaniden, den Impuls zur Gründung der Janitscharen gegeben, wozu geraubte Christenknaben das Material liefern mußten. Er war aber gleichzeitig der Begründer des gleichnamigen Derwisch-Ordens, der späterhin, wie die Janitscharen selbst, eine ungeheuer Präponderanz im Reiche gewann und dessen Macht gleichzeitig mit der Vernichtung der türkischen Prätorianer unter Sultan Mahmud II. (1826) auf immer gebrochen wurde. So glaubte man wenigstens zu Stambul, aber während die Janitscharen bis auf Wenige thatsächlich vernichtet wurden, bestanden und — bestehen die Begtaschis im Geheimen fort, denn wie früher, so ist auch heute noch jeder Türke, dem es beliebt, Begtaschi, wie bei uns Jedermann Freimaurer sein kann. Es mag als bezeichnend gelten, daß der Großvezier Seida, dem Sultan Mahmud den Auftrag zur Verfolgung der Begtaschis und Schließung ihrer Ordenshäuser gegeben, — selbst ein Mitglied des Ordens war. Gleichwohl wurden die Angehörigen des-

---

[1] J. Braun, „Gemälde rc.", c. XIX, 366.

[2] Dieser für heilig gehaltene Ort gibt durch seinen Schmutz, die Armuth seiner Bewohner und seinen gänzlichen Verfall zu der Bemerkung Gelegenheit, daß nicht der gewöhnliche gouvernementale Druck und die Steuer-Vexationen einzig und allein die Hauptursache an dem grenzenlosen Zerfalle alles Bestehenden im Osmanenreiche sein können. Dem Heiligthume verdanken die Bewohner von Begtasch, daß sie keine Taxen an die Regierung abzugeben brauchen und daß ein großer Theil des Erlöses aus den Salzgruben von Tuzköj ihnen zufällt. Ungeachtet dieser Einkünfte zerfällt das Grabmal des Patrons mehr und mehr, da seine Anbeter, stolz au den Glanz desselben, lieber im Schatten der Bäume lagern und ihren Tabak in Unthätigkeit schmauchen, anstatt sich einer einträglichen Arbeit hinzugeben. (Vgl. Ritter, a. a. O. — Otter, „Voy. II, etc.")

selben ziemlich energisch verfolgt, aber weniger um dem Befehle des Sultans nachzukommen, sondern vielmehr zur Befriedigung persönlicher Rachegelüste. Wer sich irgend einer unliebsamen Persönlichkeit entledigen wollte, denuncirte sie entsprechenden Orts als Mitglied des aufgehobenen Ordens, worauf sofort die Verbannung des Denuncirten oder gar seine Hinrichtung stattfand, ohne viel nachzuforschen, ob er auch der Anklage schuldig sei. Derartige nichtswürdige Mittel wurden bekanntlich sogar noch unter Mahmud Neddims erster Großvezierats-Epoche in Anwendung gebracht, also vor wenigen Jahren erst . . .

Mit diesen wenig erbaulichen Erinnerungen an den hochgehaltenen aber vollkommen verwahrlosten Wallfahrtsort Hadschi Begtasch lenken wir unsere Schritte nordwärts über das nahe Plateau von Bozuk. Es ist ein öder, weitläufiger Tummelplatz kurdischer Nomaden. Alle jene Stämme, welche das kurdische Mutterland ausgestoßen [1], die eigentlichen ziellosen Wanderhorden, suchen es jahrein und jahraus heim und von ihren wilden Instincten, die sich namentlich in der Mißachtung fremden Eigenthums ausprägen, haben die Bewohner, ob nun Christ oder Moslim, in gleichem Maße zu leiden. Auch hier war es in früheren Zeiten anders, als noch die einheimischen Feudalherren das Land verwalteten und unter dem milden Regimente eines

---

[1] Wie das arabische Mutterland Nedschd, dessen nordwärts abgedrängte und ausgeschiedenen unedlen Stämme heute zu den berüchtigtsten Wegelagerern und Wüstenräubern zwischen Syrien und Eufrat zählen. Aus der Einfachheit und Magerkeit ihres Lebens auf Reinheit der Sitten zu schließen, wäre ein unverzeihlicher Irrthum. Sie leben statt in Vielweiberei, so ziemlich in Weibergemeinschaft, und gestehen selbst: „Hunde sind besser, als wir." Auch wäre es eine große Täuschung, die Eigenschaften, welche sie an ihren Wüstenidealen (Antar, der Tapfere, Hatim, der Gastfreundliche und Laila, die Liebreizende) preisen, bei ihnen selbst vorauszusetzen. Der Gast, gegen welchen man im eigenen Zelt für die Nacht alle Pflichten der Gastfreundschaft erfüllt hat, kann am Morgen, einige Stunden weiterhin, von seinem Wirth geplündert werden. Beduinische Tapferkeit ist so zweifelhaft, wie die eines Raubthieres. (Nach Palgrave, „A years journey thr. Central- and Eastern-Arabia", und Burton, „Pilgrimage etc.", bei Braun, a. a. O., 190.) Episoden, wie das Auftauchen der Kurden-Amazone „Fatma" im letzten Kriege, zählen auch in Kurdistan heute wohl nur mehr zu den Seltenheiten. Im Uebrigen sind die kurdischen Strauchritter nur nach dem Maße ihrer arabischen Doppelgänger zu messen.

Tschapan Oghlu Gewerbe und Production in niegeahntem Grade aufblühten[1]. Selbst unter den ersten Nachfolgern der Regierung war es noch anders, damals, als der energische Izzet Pascha auf allen Wegen die Symbole seiner Macht, den Pfahl, errichten hatte lassen, vor dem sich selbst das ungebundene Gesindel des Anti-Taurus, die Kurden und Afscharen, scheu in ihre Schlupfwinkel verkrochen[2]. Die Sitten waren damals so patriarchalisch, daß selbst europäische Reisende nur angenehme Erfahrungen machten, und zwar in demselben Lande, das heute nur mehr mit Lebensgefahr betreten werden könnte. Es ist ein Theil des alten Kappadokien, mit seinen geheimnißvollen Ruinenresten zu Boghasköi und den abenteuerlichen Felssculpturen daselbst, die in der Zeit der neuen Zustände keine europäischen Forscher mehr angelockt haben[3]. Besser im Allgemeinen ist es mit der benachbarten Pontusprovinz bestellt, wo sich zwischen mäßig bewaldeten Höhen weite Thäler, jene des Jrschil Jrmak und seiner Zuflüsse, dehnen mit Ortschaften, wie Niksar, Tokat, Mersiwan und vor Allem Amasia, prächtige Oasen in der üppigen Vegetationsfülle ihrer natürlichen Gartenlandschaften wie begraben. Die Segnungen

---

[1] Dieser Tschapan Oghlu war ein großer Bewunderer von Napoleon I., dessen Consuln und Emissäre bei ihm stets die freundlichste Aufnahme fanden. Daß er die unter seinem Regimente so blühende Stadt Jüsgat (mit vielen armenischen Colonisten) eigentlich erst von einem elenden Dorfe zu einer solchen erhob, wollen wir nur nebenher bemerken. Viel bedeutsamer erscheint die Thatsache, daß Tschapan Oghlus Gerechtigkeitsgefühl, Hospitalität und große Toleranz das Wunder bewirkten, daß viele der seinerzeit hier internirten russischen Gefangenen ihren Glauben abschworen und sich im Orte colonisirten. (Vgl. W. M. Leake, „Journal of a Tour in Asia Minor", bei Ritter a. a. O., 18.)

[2] Perrot in „Rev. de deux Mondes" (1863), 338.

[3] Es sind die Reste eines aus colossalen Quadern erbauten Tempels mit theilweise erhaltenen Gemächern und von Mauern und Thürmen umgeben. (Grundplan bei W. Hamilton, „Asia Minor", Nr. 11.) Noch viel bedeutsamer sind die Felssculpturen des sogenannten Jazili-Kaia oder „beschriebenen Steins", die einen Blick in eine ferne, räthselhafte Vorzeit gestatten, die weit über die Epoche der Griechen und Römer hinausreicht. Die Relief-Darstellungen haben auch nichts mit ähnlichen Werken der Assyrier gemein, obgleich ihr Alter, wenn nicht noch höher hinauf, mindestens in die Zeit der zweiten assyrischen Weltherrschaft reichen dürfte. (Vgl. Texier, „Asie Mineure", I, 214 u. ff.)

der heutigen Verwaltung dürften es indeß kaum sein, die dieses Gebiet nach vielfacher Verwüstung wieder einiger Cultur und Blüthe zuführten. Ja zum Theile ist es das Volk selbst, welches nach den letzten Erfahrungen in Betreff der europäischen Neuerungen für diese begreiflicherweise nur wenig erbaut sein konnte, das sich gegenüber fremden Bemühungen, Cultur und Gesittung in diese Länder zu tragen verwahrte, wie beispielsweise die Bewohner der Stadt Amasia, der wir uns nun auf unserem Wege bis zur uralten Culturstätte am Pontus, Sinope, zuwenden.

Bislang war Amasia nur dadurch berühmt, die Geburtsstadt Strabos zu sein[1]. Die uralte helleno-pontische Binnenstadt ist freilich, bis auf den Namen, den wundersamer Weise die vielen Völkerstürme nicht verwischen konnten, nahezu spurlos vom Erdboden verschwunden, ausgenommen eine als antik geltende Quader-Brücke, welche heute die zu beiden Seiten des Flusses gelegenen Stadttheile mit einander verbindet, und dann die alte Königsnekropole zu Häupten des abenteuerlich geformten Castells, gleichfalls ein Bau, der in ferne sagenhafte Zeit fällt. Wie viele gibt es aber unter uns Abendländern, die diesen jahrhundertjährigen Tummelplatz der Völker auch nur dem Namen nach kennen, trotzdem sie der Schauplatz eines vermeintlich türkischen National-Epos ist? Erst neuester Zeit wurde Amasia des öftern genannt und wie so oft, hat auch diesmal ein ziemlich obscurer Ort dadurch einigen Glanz bekommen, daß er der Geburtsstadt eines Tageshelden galt; diesfalls des Vertheidigers von Plewna, Osman Pascha. Gleichwohl wäre es eine arge Illusion, sich durch diese Thatsache irgendwie enthusiasmiren zu lassen, denn soviel uns heute bekannt ist, genießt Amasia, welches noch die orientalischen Schriftsteller des Mittelalters die „Stadt der Philosophen" nennen, gleich Kutachia, den Ruf, eine der gefährlichsten Brutstätten moslemischen Fanatismus zu sein. Als sich vor mehreren Jahren eine schweizerische Firma in der Stadt etablirte, um die altberühmte Seidenindustrie, die seinerzeit in Kleinasien unerreicht dastand, wiederzubeleben, betrieb man selbstverständlich auch die Tödtung der Cocons rationeller, als es bisher

[1] Strabo XII.

in dem ehrwürdigen Neste üblich war, nämlich mittelst Dampf. Da erhob sich denn ein gewaltiger Sturm der Ulemas in Stambul, welche von den Gesinnungstüchtigen Amasias aufgereizt wurden, gegen „solche Eingriffe in die Ordnung Gottes", und wollte das fremdländische Unternehmen nicht sogleich zu Beginn Schiffbruch leiden, so war man gezwungen, sich der einheimischen Weisheit zu fügen. Es erfolgte nach wie vor die Tödtung der Cocons in der Sonnenhitze, also durch mehrtägige Qual, anstatt binnen wenigen Minuten durch heißen Dampf[1].

Trotz solcher Intoleranz und fabelhafter Beschränktheit sind die guten Pfahlbürger Amasias nicht wenig stolz auf die geschichtliche Vergangenheit ihrer Stadt, die freilich, wie so häufig im Oriente, mit den islamitischen Uranfängen verflochten wird[2], ohne daß sie mit denselben thatsächlich etwas zu schaffen hätte. Selbst ohne jedwede Cultur und nur fictiven, meist fabelhaften Glanzepochen früherer Tage lebend, haben verschiedene moslemische Schriftsteller und darunter oft die besten, verläßlichsten, nicht ermangelt, die ehrwürdigen Königsdenkmäler des einstigen pontischen Reiches mit nationalen Sagen zu umranken, geschichtliche Thatsachen zu verfälschen und so historische Momente ins Osmanenthum hinein zu spintisiren, die mit demselben so wenig zu schaffen haben, wie etwa die babylonisch-ninivitischen Denkmäler mit dem späteren abbassidischen Khalifate. Aber selbst in Bezug auf die sagenhafte Vorgeschichte Amasias irrten die ehrenwerthen Herren von der Damascener und Bagdader Facultät gar sehr. Sie lassen, dem persischen Heldenbuche ganz zuwider, Isfendiar, den Heros von Iran und speciell von Bisutun ohne besondere Scrupeln seine Heldenthaten im Thale des Iris ausführen, und sind nur in dem einen Punkte im Unklaren geblieben, ob die alten Burgtrümmer von diesem oder von dem iranischen Ferhad herrühren[3]. Daß an den Colossal-Nischen der pontischen

[1] Perrot, Note bei Braun, a. a. O., 382. Am meisten verdient um Amasias Seidenindustrie hat sich der Baseler Kaufmann Krug gemacht, (Vgl. P. v. Tschichatscheff, „Routen, 2c.", 12.)

[2] Vgl. oben, „Die Ruinendenkmäler von Van", dann einzelne diesfällige Bemerkungen bei Braun, „Historische Landschaften", a. a. O.

[3] Vergl. „Ewliya Effendis Reisen", in Hammer-Purgstalls englischer Uebersetzung, II.

Königsgräber, welche die alte Burg dominiren, griechische Inschriften angebracht sind, welche stärkere Philologen, als Türken in der Regel sind, auf die richtige und einzige Provenienz der antiken Bauten führen hätte können, sei nur so nebenher bemerkt. Im türkischen Oriente weiß man indeß nichts von derlei Antecedentien der einstigen pontischen Metropolis, und jeder Kameeljunge des anatolischen Tafellandes labt sich an den phantastischen Geschehnissen, mit denen Ferhads Name verknüpft ist . . Heute strömt der „grüne Fluß" unmittelbar nördlich von Amasia durch ein wildromantisches Felsen-Defilé[1], in das man, für türkische Zustände überraschend genug, einen Felsensteig hauen ließ, um Zutritt zu der Stadt zu erlangen. Dieses großartige Defilé ist aber kein Werk der Erosion des Iris, wie bei uns jeder Schuljunge erkennen würde, sondern ein Werk Ferhads, der die Berge um Amasia wie Wachs auseinander schnitt und die Gewässer nach den Gartenanlagen seiner geliebten Schirin leitete. Dort wandelte die halb überirdische Schönheit, wie sie kaum das verklärte Auge des Seligen im vierten Himmel, dem Aufenthaltsorte der schönsten Weiber, zu schauen gewohnt ist, unter ihren dienstbaren Riesen, die auf den Befehl ihres Gebieters in großartigen Kunstbauten, Aquäducten, Milchströme nach den Meiereien der Geliebten fließen ließen. Diese Kunstbauten sind in imposanten Fragmenten auch heute noch zu sehen, aber sie mochten wohl einem praktischeren Verdienste gedient haben, als jenes ist, von dem die moslemische Fabel berichtet. Für die Nomadennatur der Osmanen, die selbst heute noch ihre Behausungen zu möglichst luftigen, passageren gestalten, und so eine riesige Holzbarackenstadt zusammengebracht haben, welche man Stambul nennt, mag es allerdings unfaßlich erscheinen, daß so gewaltige Bauten, wie die Wasserleitungen von Amasia, von den Händen gewöhnlicher Menschen herrühren.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geburtsstätte Strabos, und — Osman Paschas. Zwischen engen Felswänden gebettet, breiten sich die weitläufigen Häusergruppen des Iris-Stromes, zum Theile an den hohen Ufern desselben, anderntheils terrassen-

---

[1] Beschreibung desselben bei Ker Porter, „Travets etc." II, 706 u. ff.

artig an den felsigen Absatzformen des natürlichen Gebirgskessels. Im Frühjahre oder Sommer, wenn die Gärten im Blüthen- oder Blätterschmucke stehen und so die wüsten Häuseranhäufungen wohlthuend unterbrechen, ist das Bild dieser interessanten Stadt noch ein allenthalben erquickendes [1]. Anders aber zur Winterszeit, wenn die platten Lehmdächer aufgeweicht werden und die ganze Häusermasse nur mehr einer Kothlache gleicht. Einst standen an denselben Stellen weitläufige Paläste griechischer Großen, prächtige Kirchen, alle Bauten unterbrochen von weitläufigen Plätzen. Einzelne Reste von Prachtbauten, die aus moslemischer Zeit datiren, sind hier wohl auch zu treffen, aber im Grunde wurde nur das vorhandene Baumaterial verwendet und aus den antiken, stylvollen Architekturen wurden wunderlich verquickte Zwittergeschöpfe, an denen Kunst und Barbarei in gleichem Maße zum Ausdrucke kamen. Aber selbst diese Bauten einer jüngeren Zeit, darunter Paläste verschiedener Sultane [2], sind soviel wie zerstört und nur der „Kizlar-Serai", oder Frauenpalast, zu erkennen, sogenannt, weil seinerzeit die Einkünfte der Stadt und ihres Territoriums für die Privatschatulle der ersten Sultanin bestimmt waren. Ueber alles erhaben präsentiren sich aber die Fragmente des uralten Castells, der einstigen Residenz Isfendiars und später jene Ferhads [3]. Daß der persische Nationalheros früher als der osmanische in Amasia geherrscht, gäbe übrigens den besten Anlaß, der Logik der morgenländischen Schriftsteller einen kleinen Stoß zu versetzen, da in unserem Falle der ältere Isfendiar nicht in einer Burg residirt haben konnte, die der jüngere Ferhad erbaut haben sollte. Gerne glauben wollen wir aber, daß Bajazid Ilderim, die erste historische Persönlichkeit, die nach osmanischen Geschichtsschreibern mit Amasia in Verbindung gebracht wird, mit Vorliebe in der Irisstadt sich aufhielt, während es anderseits erwiesen ist,

[1] v. Moltke, „Briefe über die Türkei", 359. Nach ihm sind Amasia und Egin (in Hoch-Armenien bei Erzingian) die beiden schönsten Städte in Bezug auf ihre Lage, die er in Vorder-Asien gesehen. Amasia sei hiebei seltsamer und merkwürdiger, Egin aber gewaltiger, in Folge seiner Felsenumrahmung und des Eufratstromes.

[2] Vgl. Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches", III, a. a. O.

[3] Nach Hadschi Chalfa von dem Seldschukiden Alaeddin Keikobad restaurirt.

daß weder die große Steinbrücke, noch die vielgerühmte Moschee seine Schöpfungen, sondern nur Restaurirungen der vorhanden gewesenen Antiken sind. Ueber dieselben Bogen, die sich heute wie vor zwei Jahrtausenden von einem Ufer zum andern spannen, wanderte schon Strabo[1], freilich im zartesten Alter, wo ihn die Stoa noch nicht den Ihrigen nannte, und wandelte später ein anderer Stoiker — Osman, der neue Ferhad von Plewna. Auf der Felsenhöhe aber, die auf das Häusergewirre niederdräut, saß vor Zeiten, wann, ist uns die moslemische Literaturgeschichte schuldig geblieben, Mihri, die osmanische Sappho, in heißer aber unglücklicher Liebe zu einem Treulosen entbrannt. Wie die fabelhafte Schirin, so war auch die, augenscheinlich historische, Mihri eine unvergleichliche Schönheit. Den Beleg hiezu mag übrigens die Thatsache liefern, daß Amasia noch heute als die Stadt der schönsten anatolischen Frauen gilt, und eine türkische Redensart in diesem Sinne im heutigen bürgerlichen Leben allerorts im Gebrauch ist. Amasia besitzt aber noch einen andern Schatz, das beste und schönste Obst in allen Gauen und Provinzen diesseits des Taurus. Allein an vierzig Arten Birnen gedeihen in dem sonnigen Thale, das eines der mildesten Kleinasiens ist, und die Aepfel sind die berühmtesten des ganzen osmanischen Reiches und so finden sie ihren Weg bis auf die Tafel des Padischah zu Stambul.

Von den eigentlichen osmanischen Geschichtstraditionen dürften diejenigen die traurigsten sein, welche Bajazid und seinen Bezwinger Temur Lenk betreffen. Bajazid hatte sich mit Vorliebe in Amasia aufgehalten und wäre er in ihrer festen Burg verblieben, als der Völkermörder Temur mit seinen Tartaren über die Taurus-Pässe aus dem bezwungenen Mesopotamien hervorbrach, so wäre sein Schicksal ein anderes geworden, als jenes, das ihm die Entscheidungsschlacht bei Angora brachte. Er war von Amasia bis Angora hinter den Halys geeilt, um sein Heer zu sammeln und in Schlachtordnung zu bringen. Temur marschirte an Amasia vorüber, um sich mit ganzer Kraft auf seinen Gegner zu werfen, den er bekanntlich in mörderischer Schlacht

[1] Ker Porter, „Travels etc.“, II, 708 u. ff.

bezwang und zu seinem Gefangenen machte [1]. In einem großen Käfig verwahrt mußte es der stolze Beherrscher aller Gläubigen und Sieger über die vereinigten fränkischen Heere bei Nikopoli erleben, wie man ihn vor Amasia brachte und unter seinen Augen die ungeheuerlichsten Grausamkeiten beging. Als sich Amasia nämlich durch mehrere Monate hielt, ließ er alles Landvolk, ob Christ oder Türke, zusammenfangen und es in die Cisternen des Ferhadberges werfen; in dem nahen Siwas aber, wo die geängstete Bevölkerung dem Weltstürmer einige Tausend Kinder mit aufgeschlagenen Koran-Exemplaren auf den unschuldigen Köpfen entgegensendete, ließ Temur die heiligen Bücher in aller Ehrfurcht von den entblößten Häuptern der Kleinen entfernen, diese selbst aber, als angebliche Frucht der Sünde, des Ehebruchs und der Blutschande, von seiner Cavallerie in den Boden stampfen [2] Dem gefangenen Sultan aber brach ob solcher Gräuel das Herz und er verschied, anstatt auf dem Throne Osmans, in seinem — eisernen Käfig . . . In der Umgebung von Amasia siedelten aber damals auch zahlreiche Mongolenstämme, es heißt bei fünfzig unabhängige Horden, die seit Hulagus Zeiten zurückgeblieben waren. Sie ließ Temur, aus Rache für die Unbezwingbarkeit der Stadt in die Gefangenschaft fortschleppen, um sie später östlich des Caspi-Meeres anzusiedeln [3].

Alle diese Ereignisse haben dem uralten Trutzbau von Amasia nichts anzuhaben vermocht. Wer heute die Felsenhöhe des Ferhadberges im Süden der Stadt erklettert, der gewahrt die colossalen Grabkammern der pontischen Könige unverletzt, als seien sie vor etlichen Monaten und nicht vor zwei Jahrtausenden und darüber

---

[1] Zwar nahm der Sieger den staub- und blutbedeckten Gefangenen mit Ehrerbietung auf, konnte aber doch nicht umhin zu lachen. „Warum?" fragte Bajazid. „Weil Gott die Herrschaft der Welt einem Lahmen, wie ich, und einem Gichtbrüchigen, wie du, anvertraut hat; es scheint, daß er nicht viel Werth auf diese seine Welt setzt." Nach Jouannin, „Turquie", bei Braun, a. a. O. 376.) Gleichwohl sahen die Hoftheologen diesen „Lahmen" stets von überirdischer Gloriole umflossen, die sich in Form eines Regenbogens vom Prophetengrabe zu Medina bis zum Haupte des Weltbezwingers spannte. (Nach d'Ohsson, I, 204, bei Braun, ebd.)

[2] Braun, „Gemälde", 376.

[3] Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reiches", I, 229 u. ff.

aus dem natürlichen Felsgestein gemeißelt worden[1]. Aber nicht die gigantischen Nischen allein, fünf oder sechs an der Zahl, der Ruheplatz einer ganzen Dynastie, wurden dem lebendigen Fels abgerungen; in jeder dieser durch den Meißel entstandenen Grotten ward über deren Sohle noch ein gewaltiger Felswürfel belassen, kunstvoll behauen und innen ausgehölt, behufs Aufnahme eines Sarkophages. Diese letzteren sind zu unbekannter Zeit verschwunden; im Volksmunde aber gelten, trotz der griechischen Inschriften, welche das Geheimniß der Grotten entsiegeln, diese als einstige Grabkammern der Riesen Ferhads.

Es war ein Oesterreicher, der zuerst Kunde von Amasia, der Gartenstadt brachte. Unter der Regierung Ferdinand I. gab es in Bezug auf Siebenbürgen allerlei Streitigkeiten mit den Paschas Suleiman I. Diese zu schlichten, entsendete der Kaiser den Gesandten Busbek nach Constantinopel, wo er jedoch den Sultan nicht antraf, da dieser kurz vorher mit seinem ganzen Hofstaate nach Amasia übersiedelt war, um den Friedensschluß mit dem Schah von Persien festlich und mit allem Pomp zu begehen. Busbeck war demnach gezwungen, sich von Constantinopel aus über Land, und zwar mit der Zwischenstation Angora, nach dem augenblicklichen Hoflager Suleimans zu begeben, und er war somit einer der ersten Europäer, der Klein-Asien nahezu seiner ganzen Länge nach gekreuzt hatte. (Im Jahre 1515.) Die Aufzeichnungen des Diplomaten, deren Originale in irgend einem Staatsarchive modern mögen, sind interessant genug, im Ganzen aber erstreckt sich seine Bewunderung weniger auf die Alterthümer Amasias, als vielmehr auf den feenhaften Pomp, die rauschenden Feierlichkeiten und die glänzenden Costüme am großherrlichen Hoflager selbst. Drei Monate verweilte Busbeck am Hoflager Suleimans zu Amasia, dann kehrte er, anstatt des erwünschten Friedens, blos die Einwilligung zu einem sechsmonatlichen Waffenstillstand mitbringend in seine Heimat zurück, Wunderdinge berichtend von seiner großen Reise ins Herz Anatoliens. Seitdem haben sich die Zeiten freilich geändert und Anfang der siebziger

---

[1] Ansicht bei Hamilton, „Researches in Asia minor" I, (Titelblatt); auch bei W. Ouseley, „Trav., III", und bei v. Moltke, „Briefe ꝛc." 202—205 („Die Felsenkammern in Amasia").

Jahre wurde von der pontischen Küstenstadt Samsun her, im Thale des Yeschil-Irmak, von europäischen Ingenieuren fleißig nivellirt und Amasia zur Hauptstation eines, vorläufig allerdings erst im Projecte gediehenen Schienenweges auserwählt . . .

Wir müssen, um unsere anatolischen Schilderungen entsprechend abzuschließen, noch einmal zur pontischen Küste hinabsteigen, von deren mehr östlichen Strichen bereits umständlich die Rede war[1]. Thalab des Iris und Halys würden wir hiebei nur wenig interessante Landschaften berühren: Dort ein ziemlich ödes Defilé bis zur weitläufigen Delta-Landschaft bei Perschembe; hier zwar vorerst ein breites Thal mit Waldansätzen an den Lehnen, später aber einen sumpfigen Gestadebezirk mit der herabgekommenen Stadt Bafra, unweit der Halys-Mündung und seinen brakischen Strandseen. Anders, wenn man längs der anatolischen Pontusküste gegen Osten steuert, und so in ihrer beiläufigen Längenmitte auf den nördlichsten Punkt der kleinasiatischen Halbinsel, auf das Vorgebirge Indsche-Burun, d. i.: das „Feigen-Cap", stößt. Wie alle paphlagonischen Uferlandschaften stürzt es steil und jäh in die tieffarbene Meerfluth, die weithin das öde Gestade bespült. Aber nur wenig Tausend Meter ostwärts tritt die Küste wieder südwärts zurück, indem die große Einbuchtung vor dem Halys-Delta nochmals eine Unterbrechung findet, durch eine langgestreckte Halbinsel mit aufstarrendem, massigem Vorgebirge und niederem, sandigen Isthmus. Auf dem letzteren, im Norden und Süden vom Meere bespült, liegt heute eine unbedeutende Küstenstadt, Sinub, das einstige glanzreiche Sinope, die Heimat des Cynikers Diogenes und die Residenz des gewaltigsten Herrschers vor der politischen Neugestaltung Vorder-Asiens durch die Machterweiterung Roms, jene Mithridates Eupator VI., den die Geschichte den „Großen" nennt. Es heißt, daß dieser bedeutende, am Ausgange des Jahrtausendes n. Chr. stehende Beherrscher des pontischen Reiches in Sinope seine letzte Ruhestätte gefunden habe und eine Wiederauffindung derselben wohl noch denkbar sei. Ob damit der Geschichtsforschung ein besonderer Nutzen erwachsen könnte, vermögen wir nicht zu beurtheilen, interessant aber bliebe es auf alle Fälle,

[1] S. den III. Abschnitt.

noch einmal den classischen Schutt dieser ältesten milesischen Pflanzstätte am rauhen Pontusgestade durchzuwühlen, um jenes Culturgemälde zu vervollständigen, das uns, im Hinblicke auf den heutigen trostlosen Zustand der türkischen Hafenstadt, so eigenthümlich erhebend anmuthet. Bis zu den eigentlichen Uranfängen der Existenz Sinopes, das bereits vor dritthalb Jahrtausenden den Umsatz und den Austausch der Producte menschlichen Fleißes zwischen den ägäischen und pontischen Uferstaaten einerseits und den assyrisch-indischen Reichen anderseits vermittelte, vorzubringen, wäre an der Hand topographischer Thatsachen allerdings nicht mehr denkbar. Der Küstenplatz hat derart gründliche Umgestaltungen und Zerstörungen erfahren, daß selbst von einer Belebung milesischer oder zum mindesten spät-griechischer Reminiscenzen allenthalben selbst die dürftigsten archäologischen und sonstigen Anhaltspunkte mangeln; daß einzelne Baureste aus mithridatischer Zeit herrühren, erscheint unzweifelhaft, das meiste aber ist byzantinischen oder genuesischen Ursprunges. Unter solchen Umständen könnten sich Untersuchungen in Bezug auf die älteste Geschichte der assyrischen Colonie-Stadt am Pontns nur in jene Sagenbilder verflüchtigen, die in Firdusis Schah-Nahmeh den Grundton zu jenem großartigen Culturgemälde liefern, das identisch ist mit den ersten großen, zum Theile historischen, anderntheils mythischen Völkerbewegungen West-Asiens.

Daß die Geschichte der Pontus-Länder mit dem zweiten großen assyrischen Weltreiche im unmittelbaren Contacte stehe, ist so ziemlich erwiesen[1]. Feridun hatte das letztere begründet und seinen weitläufigen Länderbesitz, der von den Schneezinnen des Himalaya bis in die lybische Wüste und vom Kaukasus bis tief nach Hoch-Arabien hineinreichte, unter seine drei Söhne Selm, Tur und Iredsch getheilt. Das Brüdererbe sollte schlechte Früchte tragen. Selm, der Beherrscher am „westlichen Gewässer" (Klein-Asien, Syrien und Aegypten unter dem Collectiv Chawer) und Tur, der Fürst des nach ihm so benannten „Turan", nährten gegenüber ihrem vermeintlich bevorzugten dritten Bruder, Iredsch, dem Gebieter in Iran, den Bruderzwist, der, kurz berichtet, mit der Ermordung des sanftmüthigen Iredsch endete. Für

[1] Movers, „Die Phönikier", I, 375, II, 287 2c.

Feriduns Rachegelüste gab es nur schmale Hoffnungen. Eine seiner Sclavinnen bot Aussicht auf einen Erben, aber diese gebar — eine Tochter, und erst diese, mittlerweile zur Vollreife gelangt und mit einem Verwandten Feriduns — Peschenk — vermählt, beschenkte den betrübten Vater mit einem Enkel, Minotscher (Chala, Ninos), der, zum Jünglinge erwachsen, das Rächeramt übernahm. Er consolidirte wieder die assyrische Weltherrschaft, indem er Tur und Selm bekriegte, ihre Länder mit Iran vereinigte, und so der eigentliche Begründer des zweiten west-asiatischen Weltreiches wurde[1].

Das wären so in großen knappen Zügen die mythischen Vorfallenheiten, deren Erwähnung zum unmittelbaren Verständnisse des Folgenden nothwendig erscheint. Minotscher vertheilte nämlich nach Selms Tode Klein-Asien unter dessen Söhne, d. h.: unter eingeborene kleinasiatische Fürsten, denen erwiesenermaßen ebensosehr die Gründung Ilions, wie jene Sinopes zufällt. Von Sanopa einer Amazone, nach Anderen von der Nymphe Sinope, soll sie ihren Namen erhalten haben und sie ist somit neben dem iranischen Balch oder Bactra eine der ältesten Pflanzstätten westasiatischer Cultur, wie dieses ein Mittelpunkt des uralten Lichtcultes[2] und ein großes Handels-Emporium durch alle Jahrtausende, d. h.: bis zum Eintreffen türkisch-tartarischer Völker, die eine glanzvolle Vergangenheit mit einem Schlage erlöschen machten. Es erscheint ersprießlich, auf diese Thatsache hinzuweisen, zumal heute, wo über die Culturfähigkeit der Osmanen so viel gefaselt wird und hervorragende Gelehrte sich bemüßigt finden, für dieselbe eine Lanze zu brechen. Es wäre überflüssig, diesfalls allein nur auf Sinope hinzuweisen, wo es zahllose Objecte der Geschichte auf vorderasiatischem Gebiete gibt, die dem unerbittlichen Schicksale des Verderbens und Verkommens entgegeneilten, seitdem jene Race über die uralten Culturländer hereingefluthet ist, deren Geschäft die Zerstörung des Bestehenden

---

[1] Kruger, „Geschichte d. Assyr. u. Iran.", a. a. O.

[2] Vgl. Lassen, „Indische Alterthumskunde", I, und Niebuhr, „Kleine Schriften", I; gegentheilige Behauptungen über das hohe Alter der Lichtreligion Zarathustras (Zoroasters) bei Dunker, „Geschichte d. Alterth.", II, 315, und Kleuker, „Leben Zoroasters", III 2c.

war, ohne hiefür etwas Anderes zu bieten, als den vorübergehenden Glanz der Waffenherrschaft. Zwar die natürlichen Bedingungen der Existenz vermochte selbst ein so rohes Volk wie die Osmanen nicht vollends zu verwischen, und wenn auch heute Sinope nur mehr ein elendes Fischerstädtchen, ohne Handel und Gewerbfleiß ist, so hat dennoch der uralte Handelsweg von diesem Gestade nach dem näheren und ferneren Oriente sozusagen bis in unsere Tage hinein seine sichtbaren Spuren hinterlassen. Der jetzige trostlose Zustand des Platzes datirt erst aus jener Zeit, wo die fatalistische Beschaulichkeit der Osmanen an Stelle ihrer früheren Thatkraft trat und selbst die Initiative einzelner rühriger Bevölkerungselemente in dem Sumpfe von Vergewaltigung, Rechtlosigkeit und allgemeiner Corruption unterging.

Und wie bietet sich dies vielgefeierte Bild dem heutigen Beobachter? Vom anatolischen Festlande dehnt sich ostwärts einige Stunden lang eine schmale, nur an ihrem Meeresende massig emporsteigende Halbinsel, die an ihrer schmalsten Stelle nur etwa 1200 Fuß breit ist. Die Stadt selbst liegt an diesem räumlich so beengten Isthmus, wodurch er durch die Ortsanlage gänzlich verbaut erscheint, von Meer zu Meer durch älteres und neueres Mauerwerk[1] abgegrenzt ist und dem Seeplatze zwei Häfen, den einen im Norden der Halbinsel, den anderen im Süden von ihr, darbietet. Manches Mauerstück ruht noch auf seinen subterranen Traggalerien, welche die Römer des lockeren Dünensandes halber anzulegen für nöthig fanden, andere, moderne Schutzbauten, darunter die polygonalen genuesischen Thürme, welche vom Anbeginne her des soliden Fundamentes entbehrten, haben sich mit der Zeit zur Seite geneigt und drohen seit Jahrhunderten mit dem Einsturze — ohne zu stürzen[2]. In Sinope gibt

---

[1] Ansicht im „Magasin pittoresque“, Nr. 9 (1877); dann bei v. Tschichatscheff, „Asie Mineure“, (Tafel 22 des Atlas).

[2] In der asiatischen Türkei sind derlei bedenkliche Bauten nicht selten und die biedere Rechtgläubigkeit ist bestmöglichst bestrebt, wo es nur immer angeht, ihre Faulheit durch traditionelle Fabeln wettzumachen. Nicht das mangelhafte Fundament bringt Thürme und Minarets zum Wanken, sondern ganz andere, göttliche Umstände. So hat beispielsweise Mosul am Tigris sein schiefgeneigtes Minaret und um es nicht abtragen zu müssen, geht seit Jahrhunderten die Mär, es habe sich seinerzeit geneigt,

es aber noch Schlimmeres, als die schiefen Thürme. Bekanntlich haben die Russen am 30. November 1853 mit überlegenen, meist aus großen Linienschiffen bestehendem Flottenmaterial das hier ankernde türkische Geschwader angegriffen und gänzlich vernichtet. Noch ragen hin und wieder die Mastspitzen der gesunkenen Wracks aus der Meerfluth. Bei diesem Seekampfe kam aber auch die Stadt selbst übel weg und die westlichere Hälfte sank nahezu ganz in Trümmer[1]. Man hat an diesen Ruinen, wie es in der Türkei ja üblich ist, bisher nicht gerührt, wahrscheinlich in der Erwartung, daß auf Zauberwort irgend eines anderen Ferhad aus ihnen neue Paläste erstehen würden, eine Hoffnung, die allerdings einen problematischeren Werth hat, als ihn etwa selbst die schlechteste türkische Bau-Commission bieten würde. Ja, noch mehr, der Hafen von Sinope ist nach jenem von Balaclava in der Krim der beste des Schwarzen Meeres; gleichwohl hat man die seit Jahrhunderten eingestürzten Moli im Süden der Stadt, deren Linie nur wenige Meter unter dem Wasserspiegel noch zu verfolgen ist, bis auf den Tag nicht entfernt, so daß Schiffe von größerem Tiefgange sich der Stadt gar nicht nähern können. Es war somit begreiflich, daß der Handel, der bei allen gegebenen natürlichen Bedingungen gegen derlei Thatsachen nicht anzukämpfen vermochte, am Ende gezwungen war, andere Linien zu nehmen, und so blühte seit dem Bestehen der Dampfschiffahrt auf dem Pontus das benachbarte Samsun[2] rasch und sichtlich

als der Prophet erschien, und richte sich seitdem aus — Ehrfurcht nicht wieder auf. Daß Mohammed niemals in Mosul gewesen, braucht wohl nicht besonders bemerkt zu werden.

[1] Ueber dieses Ereigniß ist alles Mögliche gesagt worden, nur nicht die Wahrheit, und zwar mit gutem Grunde; denn das Unglück der türkischen Flotte ist von Niemandem mehr verschuldet worden, als von den angeblichen Busenfreunden der Pforte, und während man in den russischen Kirchen das Tedeum anstimmte, hatte Niemand mehr Ursache sich zu freuen, als eben Rußlands Gegner, die darüber scheinbar jammerten. In der That lag es ganz im Geiste Palmerston'scher Alliancepolitik, sich von Rußland den Dienst erweisen zu lassen, die brauchbarsten Schiffe der Türken und deren beste Seeleute in die Luft zu sprengen, wobei man wohl nur bedauerte, daß die russische Flotte nicht auch Löcher in den Leib bekommen hatte. (Vgl. J. Heller, „Memoiren des Baron Bruck", 139.)

[2] Samsun, mit seinem malerisch situirten armenischen Stadtviertel oberhalb des winkeligen Türkenquartiers, mit seinem alten Castell und

auf, und von hier nahm der Binnenverkehr jene Richtung, nach welcher er durch zwei Jahrtausende durch Sinope vermittelt worden ist. Seitdem spielte der Hafenplatz nur mehr eine Rolle im Küstenhandel und weiters als Schiffswerfte, wozu es durch den bedeutenden Waldreichthum des Hinterlandes prädestinirt war. Anderseits hat freilich auch hier die türkische Administration genug der Ungeheuerlichkeiten begangen[1].

Der Gewohnheit gemäß, daß nur türkische Bewohner innerhalb von Stadtbefestigungen sich anzusiedeln berechtigt seien, hat auch in Sinope Geltung gefunden, und so umschließen die innersten Castellmauern nur türkische Wohnstätten. Ein Vortheil mag dies heute, wo eine Bedrohung durch äußere Feinde nahezu ausgeschlossen ist, freilich nicht mehr sein, denn ist schon an sich die Stadt eine der winkeligsten und schmutzigsten der ganzen Pontusküste, so treten diese Uebelstände in erhöhtem Maße bei einem winzigen Stadtviertel hervor, das zwischen hohen Wallmauern

---

einem Kranz von Lorbeerhainen ringsum, liegt unweit der Ruinen der milesischen Coloniestadt Amisos. Noch stößt man im Nordwesten allenthalben auf Mauertrümmer und verbaute Terrassen, alles von urwaldartigem Dickicht, Dornen und Schlinggewächsen umrankt. Hier soll die Residenz Eupatoria des Königs Mithridates gestanden haben, doch ist die Lage keineswegs sicher gestellt. Der alte Hafen von Amisos liegt heute trocken und ist mit Feldfrüchten bewachsen (wie jener von Milet, vgl. Braun, „Historische Landschaften", 190); sichtbar aber ist noch der ins Meer gesunkene große Hafendamm, den man, wie jenen von Sinope, unter dem Wasserspiegel verfolgen kann. Amisos hat weder den Glanz, noch die Unglücksfälle von Sinope erlebt.

[1] Als im Jahre 1873 die Regierung im ganzen Reiche die Tabak-Regie einführte und ein aus mehr als hundert Paragraphen bestehendes Reglement über den Tabaksbau mit Bedrohung schwerer Strafen gegen Contravenienten erließ, fand der Steuerbeamte von Sinope es für angezeigt, dieses Reglement einfach zu verheimlichen, wodurch er nachher bei den Tabakbauern eine ganz erkleckliche Summe von Strafgeldern einzutreiben vermochte, deren Ablieferung ihn zu einem Manne nach dem Herzen der Regierung machte. Aber die Folgen zeigten sich auch sogleich; der District, der bis dahin über 4½ Mill. Kilo Tabak erzeugte, producirte im folgenden Jahre nur mehr 40,000 Kilo, veranlaßte also einen colossalen Ausfall in den Staatseinkünften des Districtes und so mußte der heimtückische Steuerbeamte abgesetzt werden. Seine Nachfolger sollen die Lage wieder gebessert haben. („Allg. Zeitg.", 1877.)

wie eingezwängt erscheint[1]. Frei, luftiger ist das östlich liegende Griechen- und überhaupt Christen-Quartier. Von dort geht es auch auf leidlichem Felspfade zu einer frischen Quelle und weiter hinauf zur Höhenplatte des östlichen Endes der Sinopischen Halbinsel, wo sich noch fortificatorische Ueberreste aus früherer Zeit vorfinden. Der Blick von hier auf die tief unten den ganzen schmalen Isthmus einnehmende Stadt mit ihren Ruinenplätzen und der chaotischen Anhäufung von Holzhäusern, Thürmen und Thurmruinen, sowie mehr oder minder verwahrlosten Wallzügen ist malerisch genug; gleichwohl mag es aber nicht im Entferntesten darnach sein, unsere Phantasie zu entschädigen, die sich das Bild vergangener Jahrhunderte vorzaubert. Damals, noch zur Zeit der Römer, hatte Sinope seine Plätze und Paläste, seine Agora, Gymnasien, Märkte und Säulenhallen, wie es gleichfalls noch unter den Comnenen ansehnliche Bauten und eine, wenn gerade nicht üppige, so doch anmuthige Umgebung besaß. Die mithridatischen Kriege brachten aber der Stadt den ersten Vernichtungsstoß bei. Der große König war längst entflohen, als Sinope in die Hände der Römer fiel, und als sieben Jahre später dessen Sohn Pharnakes II. vollends auf Seite Pompejus' trat, nahm sich der pontische Löwe das Leben. Als Römerstadt, und zwar speciell als Colonia Julia felix hat Sinope, wie leicht begreiflich, noch einige Zeit hindurch geblüht, ebenso unter den Byzantinern, und reicht das Ende allen Glanzes bis in die Zeit des Trapezuntischen Kaiserthums hinein, wo Sinope endlich, nach bereits dreihundertjähriger Anwesenheit der Seldschukiden in Klein-Asien, diesen zufiel. Von nun ab ward die Stadt zum wahren Vorposten des Piratenstaates Kastamuni[2]. Daß letzterer immer-

---

[1] Hamilton, „Asia minor", a. a. O.

[2] Vgl. Hammer-Purgstall, „Geschichte d. osm. Reiches", I, a. a. O. Auch diese Stadt, nach ihrer Bezwingung durch Sultan Bajazid noch einige Zeit vorübergehend die Residenz des Vasallen Suleiman, ist nun vollends heruntergekommen. In enger Thalschlucht gelegen (mit dominirender Castellruine zu oberst), sind die Bewohner nicht nur sehr ungünstigen klimatischen Einflüssen ausgesetzt, sondern sie thun ein Uebriges, daß sie den kleinen Bach, der die Stadt durchfließt, mit stinkendem Unrath und Thiercadavern Tag für Tag anfüllen, und dadurch die Inclination des Ortes zu Epidemien nach Kräften befördern. Und wie leicht wären

hin einige Zeit bestehen konnte, beweist, wie es ja auch durch Chroniken[1] erwiesen ist, wie lebhaft selbst in dieser Zeit des Niederganges die Handelsbewegung, zumal die Schiffahrt von und zu dem Seestapelplatze gewesen sein mußte, um den Piraten-Emiren zu ihrer Wohlhabenheit zu verhelfen. Selbst Temurs Hof-Historiographen konnten noch die östliche Halbinsel, jenes Vorgebirge, auf dessen Grashöhen heute Kameele und Pferde weiden — bei den Türken Boz-Tepe — eine „Insel der Seligen" nennen, und ihre Federn in üppigen Beschreibungen von Gartenpracht und Wildreichthum schwelgen lassen[2].

Seitdem die seldschukidischen Nomaden das anatolische Land occupirt hatten, wurde Sinopes Pulsschlag matter[3]. Die vereinzelten Kunst-Anläufe einiger Seldschukiden genügten nicht, um ihnen allgemeine Bedeutung zu geben. Als nun gar an Stelle der alten Marmorpaläste das luftige Zelt des osmanischen

---

diese Zustände zu verbessern im Hinblick auf die Nähe des schönen Gjök-Thales mit seinen netten Dörfern und zahlreichen Gartenanlagen. (Vgl. W. Ainsworth, „Trav. and Res.", I, 48.

[1] Bei Ibn Batuta 2c.

[2] Bei Fallmerayer, „Gesch. d. Kais. Trap.", 304.

Es gab also zur Zeit der Timuriden, sowie auch vor dem Falle Constantinopels, an Stelle der heutigen Oede noch immer einen prächtigen Park, der bis auf den letzten Cypressenzweig verschwunden ist. Nur in der Nähe der Stadtmauern ragen noch einige altehrwürdige Exemplare in die Höhe. Für den Charakter des unter der Osmanenherrschaft stattgefundenen Wechsels ist es übrigens bezeichnend, wenn der Wander-Gelehrte Ewlia Effendi (Hammer-Purgstall'sche englische Uebersetzung, II, a. a. O.) gelegentlich seines Besuches der Stadt (1648) an ihr hauptsächlich nur zu rühmen weiß, daß sie an zwei Tausend Mädchen und Knaben besäße, die — den Koran auswendig herzusagen vermögen. Das Schwergewicht scheint bei diesem frommen Manne, der sich auf seiner Tour durch das türkische Reich hauptsächlich mit der Constatirung der jugendlichen Gedächtnißkräfte in Sachen teologisch-literarischer Reception beschäftigt zu haben scheint, weit mehr in Koran-Exegesis und dogmatischer Grübelei gelegen zu sein, als in der Nachahmung früherer Gelehrsamkeit, als deren eine Pflanzstätte am Pontus Sinope war. Das Herplappern der mehr oder minder an innerer Logik krankenden Suren des heiligen Buches bildete aber gewiß einen nur schwachen Ersatz für die einstigen Beziehungen der syrischen und milesischen Sinoper zu den großen Culturstätten des Ostens.

[3] Vgl. Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reich.", IV, 470.

Hirtenhauses trat und die seidenhaarigen Ziegenrudel mit dem wandernden Turkstamme aus Oxiana nach Kappadokien und Paphlagonien eingebrochen waren[1] und die weiten Steppen am Halys abzuweiden begannen, da war freilich keine Rede mehr von Indiens Schätzen und Persiens prächtigen Erzeugnissen, und statt der tausend Kiele der früheren pontischen Handelsflotte harrten die schweren Raubschiffe der Piraten-Emire von Kastamuni auf die Fahrzeuge der Bosporanen und Genuesen, die noch den Verkehr zwischen den Pontus- und Mittelmeer-Ländern in Athem erhielten. Die Bergwerke im Nachbardistricte Dschanik, dem einstigen Lande der Chalyber, geriethen in Verfall, und keine rührigen Hände schmiedeten mehr den einst weitberühmten sinopischen Stahl ... Die letzte Nachlese in Sinope haben unter der Regierung Murad IV. (1614) die Saporogischen Kosaken gehalten, deren kühne Seezüge mittelst ganz unbedeutender Boote in der Geschichte der Pontusländer ganz vereinzelt dastehen. Daß es ihnen möglich war, die starkbefestigte Stadt, nachdem sie von der Krim aus den Pontus überquert hatten, anzugreifen, in Brand zu stecken und mit reicher Beute die azow'schen Gestade wieder zu erreichen, stellt selbst jene anderen Raubzüge bis zu den Bospor-Ufern vollends in den Schatten. Gewöhnlich nahmen diese Kosakenzüge, von denen die anatolischen Pontusgestade viel

[1] Ebd., I, 41 u. ff.

Die Zucht dieser Ziege, welche bei uns unter dem Namen „Angora-Ziege" bekannt ist, bildet auch heute noch eine Haupt-Erwerbsquelle der Steppen-Bevölkerung am oberen Sakaria. Letztere ist der urwüchsige arcadische Hirtenstamm geblieben, von den alten Zeiten Galatiens an bis auf den Tag. Die Kleidung des Hirten beschränkt sich zumeist nur auf ein doppeltes Ziegenfell, das, an den Seiten zusammengenäht, ein Loch zum Durchstecken des Kopfes frei läßt. Auch der gekrümmte Hirtenstab (pedum) ist noch in Gebrauch, sowie die Ledersandale, wie überhaupt die Ziege, je nach der Art ihrer Ausnützung, alle Bedürfnisse des central-anatolischen Hirten deckt. Die Zucht, früher von ganz besonderer Wichtigkeit (vgl. v. Tschichatscheff, „Asie Mineure", II, 689 u. ff.) ist schon seit einer Reihe von Jahren bedenklich zurückgegangen. Vollends hat sie ihr Ruin in den Hungerjahren 1875 und 1876 betroffen, zumal durch die geringe Fürsorge der ottomanischen Regierung in dieser Zeit furchtbaren Elends. (Vgl. den anonymen Autor von „Stambul und das moderne Türkenthum", II, a. a. O.)

hin einige Zeit bestehen konnte, beweist, wie es ja auch durch Chroniken[1] erwiesen ist, wie lebhaft selbst in dieser Zeit des Niederganges die Handelsbewegung, zumal die Schiffahrt von und zu dem Seestapelplatze gewesen sein mußte, um den Piraten-Emiren zu ihrer Wohlhabenheit zu verhelfen. Selbst Temurs Hof-Historiographen konnten noch die östliche Halbinsel, jenes Vorgebirge, auf dessen Grashöhen heute Kameele und Pferde weiden — bei den Türken Boz-Tepe — eine „Insel der Seligen" nennen, und ihre Federn in üppigen Beschreibungen von Gartenpracht und Wildreichthum schwelgen lassen[2].

Seitdem die seldschukidischen Nomaden das anatolische Land occupirt hatten, wurde Sinopes Pulsschlag matter[3]. Die vereinzelten Kunst-Anläufe einiger Seldschukiden genügten nicht, um ihnen allgemeine Bedeutung zu geben. Als nun gar an Stelle der alten Marmorpaläste das luftige Zelt des osmanischen

---

diese Zustände zu verbessern im Hinblick auf die Nähe des schönen Gjök-Thales mit seinen netten Dörfern und zahlreichen Gartenanlagen. (Vgl. W. Ainsworth, „Trav. and Res.", I, 48.

[1] Bei Ibn Batuta 2c.

[2] Bei Fallmerayer, „Gesch. d. Kais. Trap.", 304.

Es gab also zur Zeit der Timuriden, sowie auch vor dem Falle Constantinopels, an Stelle der heutigen Oede noch immer einen prächtigen Park, der bis auf den letzten Cypressenzweig verschwunden ist. Nur in der Nähe der Stadtmauern ragen noch einige altehrwürdige Exemplare in die Höhe. Für den Charakter des unter der Osmanenherrschaft stattgefundenen Wechsels ist es übrigens bezeichnend, wenn der Wander-Gelehrte Ewlia Effendi (Hammer-Purgstall'sche englische Uebersetzung, II, a. a. O.) gelegentlich seines Besuches der Stadt (1648) an ihr hauptsächlich nur zu rühmen weiß, daß sie an zwei Tausend Mädchen und Knaben besäße, die — den Koran auswendig herzusagen vermögen. Das Schwergewicht scheint bei diesem frommen Manne, der sich auf seiner Tour durch das türkische Reich hauptsächlich mit der Constatirung der jugendlichen Gedächtnißkräfte in Sachen teologisch-literarischer Reception beschäftigt zu haben scheint, weit mehr in Koran-Exegesis und dogmatischer Grübelei gelegen zu sein, als in der Nachahmung früherer Gelehrsamkeit, als deren eine Pflanzstätte am Pontus Sinope war. Das Herplappern der mehr oder minder an innerer Logik krankenden Suren des heiligen Buches bildete aber gewiß einen nur schwachen Ersatz für die einstigen Beziehungen der syrischen und milesischen Sinoper zu den großen Culturstätten des Ostens.

[3] Vgl. Hammer-Purgstall, „Gesch. d. osm. Reich.", IV, 470.

Hirtenhauses trat und die seidenhaarigen Ziegenrudel mit dem wandernden Turkstamme aus Oxiana nach Kappadokien und Paphlagonien eingebrochen waren[1] und die weiten Steppen am Halys abzuweiden begannen, da war freilich keine Rede mehr von Indiens Schätzen und Persiens prächtigen Erzeugnissen, und statt der tausend Kiele der früheren pontischen Handelsflotte harrten die schweren Raubschiffe der Piraten-Emire von Kastamuni auf die Fahrzeuge der Bosporanen und Genuesen, die noch den Verkehr zwischen den Pontus- und Mittelmeer-Ländern in Athem erhielten. Die Bergwerke im Nachbardistricte Dschanik, dem einstigen Lande der Chalyber, geriethen in Verfall, und keine rührigen Hände schmiedeten mehr den einst weitberühmten sinopischen Stahl . . . Die letzte Nachlese in Sinope haben unter der Regierung Murad IV. (1614) die Saporogischen Kosaken gehalten, deren kühne Seezüge mittelst ganz unbedeutender Boote in der Geschichte der Pontusländer ganz vereinzelt dastehen. Daß es ihnen möglich war, die starkbefestigte Stadt, nachdem sie von der Krim aus den Pontus überquert hatten, anzugreifen, in Brand zu stecken und mit reicher Beute die azow'schen Gestade wieder zu erreichen, stellt selbst jene anderen Raubzüge bis zu den Bospor-Ufern vollends in den Schatten. Gewöhnlich nahmen diese Kosakenzüge, von denen die anatolischen Pontusgestade viel

---

[1] Ebd., I, 41 u. ff.

Die Zucht dieser Ziege, welche bei uns unter dem Namen „Angora-Ziege" bekannt ist, bildet auch heute noch eine Haupt-Erwerbsquelle der Steppen-Bevölkerung am oberen Sakaria. Letztere ist der urwüchsige arcadische Hirtenstamm geblieben, von den alten Zeiten Galatiens an bis auf den Tag. Die Kleidung des Hirten beschränkt sich zumeist nur auf ein doppeltes Ziegenfell, das, an den Seiten zusammengenäht, ein Loch zum Durchstecken des Kopfes frei läßt. Auch der gekrümmte Hirtenstab (pedum) ist noch in Gebrauch, sowie die Ledersandale, wie überhaupt die Ziege, je nach der Art ihrer Ausnützung, alle Bedürfnisse des central-anatolischen Hirten deckt. Die Zucht, früher von ganz besonderer Wichtigkeit (vgl. v. Tschichatscheff, „Asie Mineure", II, 689 u. ff.) ist schon seit einer Reihe von Jahren bedenklich zurückgegangen. Vollends hat sie ihr Ruin in den Hungerjahren 1875 und 1876 betroffen, zumal durch die geringe Fürsorge der ottomanischen Regierung in dieser Zeit furchtbaren Elends. (Vgl. den anonymen Autor von „Stambul und das moderne Türkenthum", II, a. a. O.)

zu leiden hatten, folgenden Verlauf: Den Dnjeper hinab schwammen die leichten Boote aus Flechtwerk vorerst bis in die Nähe der Schilfwälder an der Liman-Mündung bei Kinburun. Hier hielten die Türken, die damaligen Herren der taurisch-bessarabischen Küsten die Wacht, indem sie nebenbei auch den Strom durch eine Kette gesperrt hatten. Zu nächtlicher Zeit ließen nun die Kosaken absichtlich große Baumstämme gegen die Sperre treiben, um die Posten zu allarmiren und ihr Feuer auf die vermeintlichen Angriffskähne zu lenken, während die Boote selbst nach abgelaufenem Spectakel geräuschlos das Hinderniß zu übersetzen trachteten, was ihnen auch zumeist gelang, worauf sie auf das offene Meer trieben. Ihr nächstes Invasionsgebiet bildeten zumeist die Küsten der Krim, längs der sie das Azowsche Meer zu gewinnen trachteten, um aufwärts des Don und durch dessen rechten Nebenflüsse sich ihrer Heimat wieder zu nähern, die sie zuletzt nur durch kurze Landrouten — die Boote gleichfalls mitschleppend — erreichen konnten[1]. Zu den kühnsten Leistungen gehörten aber, wie schon erwähnt, die gefährlichen Boot-Ausflüge bis zu den anatolischen Küsten, angelockt durch die Reichthümer der alten Emporien, in denen es auch zur Zeit osmanischen Glanzes immerhin noch Einiges zu holen gab[2]. Heute ist dies freilich anders, und das türkische Sinope zu besuchen,

---

[1] K. Koch, „Die Krim und Odessa", 5.

[2] Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts erlosch nach und nach die Bedeutung sowohl der Saporoger, als auch der ukrainischen Kosaken. Mazeppa, den zu verherrlichen, es der Dichtkunst und Malerei der Neuzeit in so unverdienter Weise gefallen hat, trug wesentlich zu dem Untergang bei. Die durch ihn heraufbeschworenen Unruhen und Empörungen bewirkten, daß Peter d. Gr. auf die Saporoger im höchsten Grade erbittert und auch gegen die ukrainischen Kosaken mißtrauisch wurde. Verfolgt von unnachsichtlicher Strenge, gründeten diejenigen Saporoger, welche sich noch retten konnten, ganz am untern Dnjeper (am Bache Kamenka) eine neue Setsch. Als im Jahre 1710 gelegentlich des Türkenkrieges auch diese Niederlassung von den Russen zerstört wurde, wies ihnen der Khan in der Nähe von Aleschki (in gleicher Höhe von Perekop) abermals eine neue Setsch an; sie mußten von nun an unfreiwillige Unterthanen der Tartaren und Türken abgeben, bis sie letzteren durch die Capitulation am Pruth vollends überlassen wurden. (Vgl. A. Springer, „Die Kosaken", 11 u. ff.)

fanden bisher nicht einmal die biederen Tscherkessen, welche ehedem namentlich im Vilayete Kastamuni zahlreich colonisirt wurden, für rentabel ....

Nach unserer Umschau am paphlagonischen Gestade hätten wir so ziemlich die interessantesten Localitäten und Landstriche Anatoliens erschöpft, allerdings nur im Rahmen unserer allgemein gehaltenen Schilderungen, von denen tiefer reichende historische Mittheilungen, oder die Ausführungen anderer wissenschaftlicher Momente, von vornher ausgeschlossen sein mußten. Der Boden aber, auf welchem wir unsere verschiedenen Kreuz- und Querzüge vollführten, tritt heute mehr denn je in den Vordergrund, denn seit der Umgestaltung der politischen Verhältnisse in dem europäischen Theile des ottomanischen Reiches richtet sich naturgemäß unsere Aufmerksamkeit auf jenes Ländergebiet, aus dem das Osmanenthum hervorgegangen ist, von dem aus es mächtig emporwuchs und eine Reihe von Eroberern hervorbrachte, die durch viele Jahrhunderte dem gesammten abendländischen civilisatorischen Entwicklungsdrange einen starken Damm entgegengesetzt hatten. Bedeutsamer noch, als der bloßen Thatsache wegen, daß Anatolien neuerdings die Geburtsstätte eines Machtfactors geworden war, erscheint uns dies Land durch seine geographische Lage zum europäischen Welttheile, und seine ununterbrochenen viel tausendjährigen Beziehungen zu demselben. Während das syrische Gestadeland, gleichfalls von hoher historischer und culturgeschichtlicher Bedeutung für die abendländischen Entwickelungsstadien aller Zeiten, räumlich durch die östliche Hälfte des Mittelmeeres noch immer erheblich von den continentalen Berührungspunkten Europas, von seinen südlichen Halbinsel-Reichen nämlich, abliegt, springt Klein-Asien weit gegen die griechischen Gestade aus. Und hiebei ist das Gestade dieses Landes keine ungegliedert starre Küstenwand, wie im Süden, wo es nicht nur in seinem Naturtypus — hohe Ufergebirge, stellenweise im Schnee vergraben und ohne große Querthäler — dem syrischen Küstenlande ähnelt, sondern auch in klimatischer und cultureller Beziehung, zumal in Bezug auf seine Vegetationsverhältnisse. Das ägäische Gestade Klein-Asiens ist ein reich gegliedertes, voll gesicherter Ankerplätze, tief ins Land einschneidender Golfe, einst von einem Kranze üppig bestandener Ufer-

berge eingerahmt, und — was mehr als alles Uebrige bedeutet — im unmittelbaren Contacte mit zahlreichen Inseln und Eilanden, die wahren geistigen und materiellen Etappen von Griechenland nach Anatolien und umgekehrt. Welche Vergangenheit, voll erhebender Züge in civilisatorischer Beziehung, ist mit diesem gesegneten Gestade verknüpft, und welch starrer Stillstand seit jenen Jahrhunderten, da der bleiche Glanz des Halbmondes nur mehr Ruinen und spärliche Reste einstiger Cultur umflimmerte! Was ist aus all jenen Emporien, Pergamos, Smyrna, Ephesus, Milet und Halikarnaß geworden, aus den Paradiesen Lydiens, dem Reichthume Kariens und dem Handel Mysiens? Und gerade deshalb, weil der Contact zwischen dem südöstlichsten Europa und dem westlichsten Klein-Asien, dieser natürlichen Brücke zwischen Europa und Asien, immer bestanden hat, und mit der Zeit beide Erdtheile (mit der dazwischen liegenden, reichbedachten Inselwelt) ein unleugbares gemeinsames typisches Gepräge erhalten hatten und dasselbe durch Jahrtausende conservirten, eben deshalb ist gerade Klein-Asien, und zwar an seinem westlichsten Ende, das nächste Object, an dem sich die civilisatorischen Aufgaben des Abendlandes in Bälde erproben werden müssen. Man nennt zwar Anatolien die eigentliche Heimat der Osmanen, aber dies ist nur eine relative Wahrheit, denn von diesem Boden aus sind die Osmanen allerdings als herrschendes Volk hervorgegangen, aber ihre Heimat ist er ebenso wenig, wie irgend eines der übrigen vorder-asiatischen Territorien, über die einst die Fluth der ural-altaischen Volksstämme hereingebrochen war. Aelter, als die wenig erfreulichen turko-tartarischen Reminiscenzen, sind die hellenischen und die bedeutsamen Beziehungen der älteren autochthonen Volksstämme, die seinerzeit zwischen semitischer und hellenischer Cultur ein Mittelglied, eine Art Brücke gebildet hatten. Das ist nun freilich lange her, aber die Wiedergeburt von der Natur so reich bedachter Länder kann nur eine Frage der Zeit, oder besser, die eines anderen Regimentes sein. Die Osmanen mögen immerhin Anatolien als ihre eigentliche Heimat betrachten, jene Gestadegebiete, die dem europäischen Welttheile zugekehrt sind, werden aber sicherlich in nicht zu ferner Zeit der abendländischen Cultur wieder gewonnen werden, sei's nun unter Mithilfe der Osmanen oder ohne dieselbe. Das rauhere, tiefer

im Innern liegende Plateauland mit seinen unermeßlichen Weiden, das ist die eigentliche Wiege der Osmaniden. Dort mögen sie schalten, wie sie es bisher gewöhnt waren, oder sich dem allgemeinen Fortschritte anschließen, um einen Antheil an der Wiedergeburt der alten Culturstriche am ägäischen Gestade zu nehmen, soweit es in ihrer Macht steht und in ihrem Willen liegt . . .

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wollen wir uns nun ein wenig mit der Geographie des Landes beschäftigen, indem wir vorerst mit den Details der plastischen Gliederung Anatoliens beginnen.

Südlich des Germejli-Tschai, einem Nebenflusse des Jeschil-Irmak (Iris), schließen der 7500 Fuß hohe Kösch-Dagh, der Jildiz- und Tschamlibel-Dagh die östliche pontisch-armenische Küstenregion ab und von Siwas über Angora hinaus nimmt ein nahezu ganz baumloses, im Mittel 3000 Fuß hohes Plateau seine Ausdehnung, vom Kyzil-Irmak (Halys) und dessen Nebenflüssen durchschnitten. Es ist dies das nördliche anatolische Binnenland von Bozuk, das an seinem südwestlichen Rande in die Salzsteppe von Konja übergeht und bei Angora in die durchschnittlich kaum 2500 Fuß hohen Flußlandschaften des Sakaria abfällt. Das Tafelland von Bozuk nimmt südwärts seine Ausdehnung noch über den Kyzil-Irmak hinaus, bis an den Anti-Taurus, wo bei Kaisarieh der erloschene Vulkan Erdschisch-Dagh (Argäus, bei 13,000 Fuß hoch) als vollkommen isolirter Bergriese aus der baumlosen Ebene emporsteigt. Es umfaßt circa 500 Quadrat-Meilen und ist fast ausschließlich gypsiger Steppenboden, sporadisch mit Wachholdergestrüpp bewachsen. Im Südwesten Kaisariehs schließt das nördliche anatolische Binnenland an das Plateau von Karamanien (3000 Fuß) an, eine gleichfalls vegetationsarme Ebene mit kesselartigen Einsenkungen, in welchen die Seen von Beischehr, Ilgun, Akschehr und Eber liegen, nicht zu vergessen den großen Salzsee Tüz-Tschölü (2500 Fuß) bei Akserai. Begrenzt wird das südliche anatolische Binnenland vom cilicischen Taurus, dann vom Erdschisch-Dagh, Kodscha-, Karadja- und Sultan-Dagh. In der Basaltregion von Karahissar erhebt sich der Emir-Dagh mit den Quellen des Sakaria, Said und Pursak, Flüsse, die insgesammt mit ihren sehr gewundenen Läufen die nördliche Senkung durchströmen. Die Region des Sakaria,

strenggenommen noch zum anatolischen Binnenlande gehörend, besitzt größtentheils noch Steppen-Charakter (Haimane), sie geht aber nord- und westwärts in ein niederes Kettengebirgsland über mit weiten, waldigen Strecken, während die übrigen, stufenförmig abfallenden Landstriche jenen Weideboden besitzen, auf dem die seidenhaarige Angora-Ziege und das fettschwänzige Schaf gezüchtet wird. Inner-Anatolien schließt westwärts am Dumandschy-Dagh und am Flusse Gök-Su ab, im Norden am Ischik- und Ala-Dagh (7500 Fuß), im Südwesten am Murad- und Emir-Dagh. Von den jenseitigen Lehnen des nördlichen Randgebirges, das sich in die Ketten von Karmaly, Tschyla, Kusch und Ilkas (6700 Fuß) gliedert, entwickelt sich das westliche pontische Küstenland zwischen den Mündungen der Flüsse Sakaria und Kyzil-Irmak. Weiter wird diese Region noch vom Filias-Tschai, dann vom Gök-Irmak und Deverek-Tschai, zwei Nebenflüssen des Kyzil-Irmak, durchschnitten und bildet der Hauptsache nach ein vielartig configurirtes Gebirgsland, durchschnittlich 4500 Fuß hoch, mit reichen Waldungen, zumal am Tschyla-, Ilkas- und Arud-Dagh. Die Waldcomplexe (officiell 200 an der Zahl) nehmen allein in den Bezirken von Safranboly und Eradsch ein Territorium von 560 Quadrat-Meilen ein[1]. Die Küstengebirge von Erekli enthalten großartige Kohlenflötze[2], wie überhaupt dieser Landstrich (Vilayet Kastamuni) einer der reichsten Klein-Asiens ist.

Als Marmara-Gebiet, mit dem der nordwestlichste Theil Klein-Asiens erreicht ist, sollten streng genommen nur jene Küstenlandschaften bezeichnet werden, welche ihre Ausdehnung von Scutari über Ismid, Gemlik, Mudania und Panormo gegen den Hellespont hin nehmen, doch möchten wir diesfalls den bithy-

---

[1] Sax, „Türkei", 38.

[2] Die Minen sind gegenwärtig Krongut. Die Production ist eine äußerst geringe und es wird überdies der unverantwortlichste Raubbau betrieben. Auf Grund eines Teskere, den man sich bisher beim Marine-Departement leicht verschaffen konnte (mit Nachhilfe des Baschiks) erhielt und erhält man das Recht, Kohle zu suchen und beim eventuellen Fund die Ausbeute auf Rechnung der Regierung zu bewerkstelligen. (v. Hochstetter, „Asien rc.", 153. Ausführliches bei v. Schwegel, „Volkswirthsch. Studien über Constantinopel rc.", 337.)

nischen Gebirgsstock bei Brussa mit dem Hinterlande Hudawendkjar und die bei den Halbinseln Kodja-Ili und Bigha gemeint wissen. Demgemäß ist diese Region ein Bergland mit kleinen Küstenebenen, durchzogen vom Susurlu und seinem Nebenflusse Adyrnas, vom Gök-Su im Osten, Kodja-Tschai (Granikus) und Menderez (Skamander) im Westen. Der Keschisch-Dagh (Olymp)[1] erreicht nicht ganz 6300 Fuß, weiter südlich steigen jedoch die Gebirge terrassenartig an, bedeckt mit Urwäldern (Aha-Dagh); südwestlich von Kutahija findet dieses Gebiet am 7200 Fuß hohen Ak-Dagh seine natürliche Begrenzung. Hier, sowie am benachbarten Demirdschi (2800 Fuß) befinden sich die Quellen des Susurlu-Tschai. Ueber die Ketten des Uzun Jaila-Dagh und Madara-Dagh (3800 und ? Fuß) fällt das Gebirgsland von Chodawendkjar in die Halbinsel Bigha mit ihren bewaldeten Mittelgebirgsketten Abdal-Dagh, Tschatal- und Kara-Dagh ab. Der Kas-Dagh (Ida)[2] besitzt einen Nadelwald von

[1] Die Höhen des Olympos-Gebirges waren bekanntlich einst der Schauplatz jener interessanten Kämpfe, die zwischen den in Klein-Asien eingebrochenen Gallierstämmen und den Römern unter Consul Manlius ausgefochten wurden. (Vgl. Livius XXXVIII.) Es war der Stamm der Tolistobojer, der die rauhen Höhen besetzt hielt und ihre Gipfel durch roh aufgeführtes Mauerwerk und Felsblöcke zu schützen trachtete. Die Gallier waren der Meinung, daß ihre Feinde es nimmer wagen würden, diese Stellungen anzugreifen, aber nach vorangegangener Recognoscirung der Felsburg schritten die Leichtbewaffneten zu ihrer Erstürmung, voran die kretensischen Bogenschützen und die thrakischen Schleuderer. Die wilden Gallier warfen sich zwar (mit nackten Leibern, da sie im Kampfe die Oberkleider weglegten) den Angreifern entgegen, aber die kampfgeübten römischen Truppen brachten ihnen gleichwohl eine Niederlage bei, die mit ihrer totalen Niederwerfung gleichbedeutend war. Dieser blutige Entscheidungskampf ist im Uebrigen das einzige kriegerische Ereigniß von Belang, das sich an das Olympos-Gebirge knüpft.

[2] Unweit des alten Götterberges erhebt sich der Gargarus, von dessen Höhe man wohl eine der großartigsten Fernsichten auf orientalischem Boden genießt. Der Anstieg erfolgt durch bebautes Land, dann durch Wald, zuletzt (im Winter und Frühling) über Schnee und Eis. In der Waldregion gibt es noch Schwarzwild, höher hinauf aber wird es stille und öde. Der Berg hat vier Gipfel, von denen immer einer etwas höher als der andere ist. Von dem höchsten aber (7000 Fuß) überblickt man einen großen Theil von Rumelien und Anatolien, das ganze Marmara-Meer bis nach Constantinopel hin und eine Menge von den Sporaden,

60 Quadrat-Meilen Flächeninhalt und sein südwestlicher Ausläufer, der bei Baba-Kalessi als ein kleines Vorgebirge ins Aegäische Meer ausspringt, markirt den westlichsten Punkt des asiatischen Welttheiles.

Wenn man der orographischen Configuration Vorder-Klein-Asiens, anstatt gegen das Marmara-Gestade hin, von Karamanien und der inner-anatolischen Salzsteppe aus, unmittelbar westwärts folgt, so trifft man jenseits von Karahissar auf mehrere große Parallel-Thäler, die gegen das Aegäische Meer hin ausmünden. Diese Thäler sind durchströmt von den Flüssen Sarabat-Tschai, Kutschuk-Menderez, Bujuk-Menderez, und die zwischen diese Wasseradern sich schiebenden Gebirge fallen stufenförmig zur Westküste Klein-Asiens ab. Die wenigsten dieser Terrassenketten überschreiten die durchschnittliche Meereshöhe von 4500 Fuß. Im Südosten aber, wo das ägäische Küstengebiet in den pisidischen Taurus übergeht, baut sich ein ansehnliches Bergland mit verworrenen Kesselthälern auf, und zwar von den Quellen des Menderez bis zu den Hochlandsbergen der lycischen Küste. Hier aber beginnt der eigentliche Tauruszug mit seinen großartigen Kesselthal-Formen bei Elmaly und seinen, bei 10,000 Fuß hohen Schneespitzen, rings im Kreise um den einsamen Alpenlandschaften. Auch die Küste von Adalia und Itsch-Ili, letztere bereits dem cilicischen Taurus angehörend, ist durchwegs steil, nur durch die Rinnsale kleiner Küstenbäche gegliedert, bis zum Gök-Su (Calycadnus), von wo ab zuerst ein schmales und bei Adana ein ziemlich breites, ebenes Küstenland seine Ausdehnung nimmt. Der cilicische Taurus culminirt in der Metdesis-Spitze des Bulgar-Dagh (10,500 Fuß) und im Ala-Dagh bei Nigde (über 9000 Fuß); die südliche Begrenzungskette Karamaniens, als Vorstufe des cilicischen Taurus, erhebt sich im Kara-Dagh bis zu 7200 Fuß, im Karadscha-Dagh bis zu 6000 Fuß. Im Allgemeinen gibt es in Klein-Asien, einzelne Strecken des Anti-Taurus und das Hochland von Malatia etwa

---

die Berge von Brussa, die Insel Euböa, die Bucht von Smyrna, fast ganz Mysien und Bithynien und den größten Theil des südlichen Thrakien und Makedonien — in der That ein Panorama, das seines Gleichen sucht! (Busch, „Türkei", 139.)

ausgenommen, kein Gebiet, das so wenig bekannt und in neuester Zeit so wenig durchforscht wäre, wie die mediterraneischen Taurus-Ketten. Zumal die lycische Gruppe mit ihren imposanten Randketten, verworrenen Thälern und unwirthlichen Alpenlandschaften ist seit geraumer Zeit keiner Beachtung mehr gewürdigt worden, und da dieselbe, sowie einzelne Gebiete von Jtsch-Jli und Adalia auch heute noch abseits des Weltverkehrs liegen, kann wohl angenommen werden, daß in nächster Zukunft schwerlich irgendwelche Interessen so intensiv nach dieser Region gravitiren würden, um sie uns wirthschaftlich und wissenschaftlich näher zu rücken. In den waldigen Schluchten bis zu 3000 Fuß Höhe hat sich hier sogar noch der Leopard erhalten[1] und mancher Pfad verliert sich in tiefster, urwaldartiger Wildniß.

Im Anschlusse an den cilicischen Taurus erhebt sich zwischen dem oberen Eufrat, dem Karabel-Dagh (6400 Fuß) und Anti-Taurus ein ansehnliches Hochland — das taurische — begrenzt von den größeren Ketten Binbogas-Dagh (das Gebirge der „tausend Thore"), Aschyr und Kanly-Dagh, über das uns ebenso wenig neuere Daten vorliegen, wie über die vorerwähnten Gruppen[2]. Auf diesem Tafellande ragen noch einzelne Gebirgszüge, wie der Kermes-Dagh (9700 Fuß) und der Tschorsch-Dagh (7300 Fuß) weit über das Durchschnitts-Niveau der gesammten Erhebungsmasse, aber zwischen den Flüssen Samantia, Saran und Dschechan mit seinen Quellflüssen Ak- und Chorna-Su fallen die Gebirgsglieder sehr rasch stufenförmig ab, zumal gegen Merasch und nach den oberen Eufratgegenden, wo sie die oben beschriebene[3] Kataraktenstrecke des Stromes begleiten.

Entsprechend der vielartigen orographischen Configuration des Landes ist auch dessen Klima, oder sind vielmehr dessen klimatische Zonen, denn nur diese sind hier maßgebend in Bezug

---

[1] Vgl. Simony, „Höhentableau des cilicischen Taurus" (nach Kotschy).

[2] Ganz im Innern dieser Gebirge liegt Hadschin, die Hauptstadt des Afscharen-Gebietes. Dieses Volk zeichnet sich ebensosehr durch einen unverkennbaren Ausdruck von Stolz und Härte in den Gesichtszügen aus, wie durch körperliche Schönheit, besonders das stets unverschleiert gehende und durchaus keine Scheu verrathende weibliche Geschlecht. (Vgl. v. Tschichatscheff, „Routen in Klein-Asien", 33.)

[3] S. den V. Abschnitt.

auf die Entwickelung der organischen Welt und die Existenzbedingungen der Bewohner. Im Ganzen erscheint eine Eintheilung Anatoliens in vier klimatologische und pflanzengeographische Zonen am passendsten und zwar: in das anatolische Binnen- oder Steppengebiet, in das pontische Waldgebiet, ägäische und taurische Küstengebiet. Während auf den Steppenflächen des inneren Hochlandes das Klima seine größten Extreme erreicht und auf lange, strenge Winter mit reichlichem Schneefalle drückend heiße Sommer ohne alle Niederschläge folgen, herrscht in den westlichen Gestadegebieten ein, durchschnittlich dem gegenüberliegenden griechischen Festlande entsprechendes Verhältniß zwischen den einzelnen Jahreszeiten. Schnee fällt hier äußerst selten[1], desto häufiger und ausgiebiger aber in den östlichen Gebirgen, auf denen er bis tief ins Frühjahr hinein liegen bleibt. In Folge der ausgiebigen Winterregen (December bis März) entwickelt sich an den Gestaden und in den großen Längenthälern eine äußerst mannigfache Pflanzenwelt, in der selbst die Palme nicht fehlt. Vorherrschend sind der Feigen- und Olivenbaum, dann Orangen, Citronen und Mandeln, in herrlichster Entwickelung in den zahlreichen Gärten, ferner ganze Haine von Quitten, Aprikosen und Pflaumen, und an den Berghängen Buchen- und Eichenbestände neben der ernsten Cypresse und den wildwachsenden Nuß- und Kastanien-Bäumen. Welch fühlbarer Unterschied liegt zwischen dem milden Klima Smyrnas und der demselben entsprechenden Vegetation, gegenüber dem räumlich nur wenig entfernteren anatolischen Binnenlande! Noch in den oberen Thälern des Hermus und Mäander die prächtigsten Gärten, Baumwollstauden und herrliche Gruppen von Platanen; darüber hinaus, längs der inneren Lehnen der Randketten, das mälige Schwinden der Bestände, üppig wuchernde Strauchvegetation, die sich alsbald auf den saftigen Weiden der ersten Plateaustufen nurmehr zu inselartigen Gebüschgruppen zusammendrängt, und noch weiter draußen, im ebenen Lande, kümmerliche Stauden und Steppenpflanzen. Diesseits der Gebirge die aromatischen Düfte der Mandel und Citrone, jenseits der trockene Steppenwind, im Winter die mächtige Schneedecke umwühlend, im Sommer ge-

[1] v. Scherzer, a. a. O., 15.

schwängert von den unzähligen Staubatomen, die er den Wüstenstrecken um den großen Salzsee Tuz-Tschölü entführt. Aber auch in anderer Hinsicht prägt sich dieser große Contrast aus; so in dem Bilde der einzelnen Städte: dort sind es im Gartengrün begrabene Asyle, bestehend aus luftigen, buntbemalten Holzhäusern, die hohen Steinbauten mit weit ausladenden Altanen, von Schlinggewächsen umrankt und in den Höfen plätschernde Fontainen; hier unfreundliche, lehmgebaute, mit Ruinen untermengte Behausungen, einst glanzreiche Emporien, jetzt verkommene Provinzstädte ohne alle Bedeutung. Während im Gestadeland die Locomotive die fruchtreichen Ebenen durchfurcht, ziehen auf den Tafelländern noch immer die, an Tausend und mehr Lastthiere zählenden Karawanen, auf denselben breit ausgetretenen Pfaden, wie vor Jahrtausenden. Dort schimmern aus dem Gartengrün die weißen Minarets der Ortschaften oder die Silberfäden zahlreicher befruchtender Bäche; hier ist die weite dunstige Ebene nur von den Heerden turkmenischer Hirten unterbrochen und, wo eine Quelle rieselt, erheben sich die Kegelzelte der nomadisirenden Jurukеn. Das Gestadegebiet besitzt aber neben seinen Naturreichthümern auch eine zum großen Theile rege, thätige Bevölkerung; Industrie-Zweige entwickeln sich so gut es unter der ottomanischen Mißwirthschaft möglich ist und der europäische Handel pulst bis in die entlegenste Hütte des west-anatolischen Teppichwebers hinein[1]. Solche Cultur-Kundgebungen sind dem Binnenlande fremd, denn bis wohin das kurdische Raubwesen

---

[1] An diesen einheimischen Strebungen ist die Regierung freilich ganz unschuldig und wenn jemals ein europäisches Angebot erfolgte, z. B. die Entsumpfung der mysischen Ebene, etwa gegen das Recht zehnjähriger Benutzung, dann ward es einfach unter den Divan gelegt. (Zeitschr. für allg. Erdk. XV.) Lieber hat man die Juruken, welche sich bemühen, alle Wälder niederzubrennen, damit aus der Asche Futter für ihre Heerden wachse. (Bei Braun, a. a. O., 381.) Hiebei ist freilich zu bemerken, daß auch der einheimische Unternehmungsgeist nicht besser wegkommt und schon die ersten Sitzungen der Stambuler Deputirten-Kammer brachten eine Menge von Thatsachen ans Tageslicht, die eclatant bewiesen, daß man im Schooße der Ministerien und des hochweisen Staatsrathes niemals ernstlich Willens war, die betreffenden Concessionäre und Petenten — trotz der von diesen aufgewandten Summen zu Bestechungen 2c. — an ihr Ziel gelangen zu lassen.

bringt und wo die ottomanische Provinz-Bureaukratie, uncontrolirt von den wachsamen Augen europäischer Consuln, die elenden Bewohner für ihre, der Herren, Taschen arbeiten läßt und ein Uebriges dazu erpreßt, ist ein Aufschwung in irgend einer Richtung ganz und gar undenkbar.

Nicht minder schroff sind die Contraste zwischen dem anatolischen Binnenlande und den nördlichen Pontusgestaden einerseits und zwischen jenem und der taurischen Mittelmeerküste anderseits. Dort ausgedehnte Waldstrecken, üppige Gärten und auf den Uferhöhen Cypressen und Pinien; hier ein mehr kahler, heißer Küstenstrich, mit seinem immergrünen Olivenkranze, seinen Myrthen- und Lorbeerhainen, nicht zu vergessen die Palme, deren Krone in mehr oder minder dichten Gruppen am heißen Gestade schattet. Zwar ist auch der Taurus waldreich, zumal in den höher gelegenen Thalschluchten und ihren ausgedehnten Lehnen[1], jene inneren Gebirgswinkel liegen aber bereits in der nächst höheren Region im Sinne der verticalen Gliederung und Verbreitung. Im Allgemeinen gleichen Klimatik und Vegetationsverhältnisse in der westlichen Hälfte der anatolischen Pontusküste mehr jenen des südöstlichen Europa, während der Naturtypus am taurischen Gestade auffallend demjenigen des benachbarten Syrien sich nähert, mit dem es auch den gleichen maritimen Einflüssen ausgesetzt ist. Als Bindeglied zwischen beiden figurirt die Insel Cypern, die trotz ihrer südlichen Lage und trotz ihres milden Seeklimas auf der Scheitelhöhe ihrer größten Boden-Anschwellung — dem Olymp oder Troodos — den Schmuck der Schneekrone bis tief ins Frühjahr hinein behält. Dafür sind die Strecken des Tieflandes und die zumeist felsigen Gestade, wie die meisten levantinischen Landschaften baumlos, und dürre, soweit es an dem belebenden Elemente, dem Wasser, gebricht, während an den, von den Höhen niederrieselnden Bächen schmucke Dörfer förmlich verborgen in üppigster Gartenwildniß liegen. So namentlich am Südhange des nördlichen Küstengebirges, das nordwärts von Levkosia, der Hauptstadt der Insel, streicht. Zur Seite dieses Gebirges strömt der Pedias, Anfangs durch Culturen, später durch Steppenland und zuletzt zwischen Sumpf-

[1] Vgl. Simony, „Höhentableau des cilicischen Taurus".

strecken der Ostküste zu, die er zwischen den Ruinen der alten Stadt Salamis und Famagosta erreicht[1].

Zum Schlusse unserer Schilderungen erscheint es am Platze auch Einiges über die allgemeine Lage der Bewohner und ihre nationalen Bestrebungen vorzubringen, und zwar hauptsächlich mit Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen der herrschenden Race, den Türken, und der christlichen Raja. Diese ist hier wohl vorherrschend das griechische Element. Zwar bei Ismid am innersten Golfende der Marmara-See und um Angora finden sich noch immer zahlreiche armenische Colonien, das ganze nördliche Gestade aber, namentlich aber das westliche, jenem ureigenen

[1] Im Uebrigen ist unter osmanischer Herrschaft dies einstmalige Insel-Juwel des östlichen Mittelmeeres seinem completen Ruin nicht entgangen. Die Ebene des Pedias, welche im Alterthum ein einziger Wald war, besitzt heute kaum einige Sträucher und wegen barbarischer Entholzung der Olympus-Hänge versiegen nunmehr auch die wenigen Bäche, denen die jetzige Vegetation ihr Dasein verdankt. Dabei kommt hin und wieder ein genialer Gouverneur auf den Einfall, im Flachlande artesische Brunnen zu graben, oder etwa die drakonische Maßregel zu ergreifen, jeder erwachsene männliche Bewohner der Insel habe binnen Jahresfrist einen Baum zu pflanzen. (Vgl. Seiff, „Reisen &c." 83.) Vollends ein Bild der Verwahrlosung liefern die einzelnen Städte, einst die prächtigen Heimstätten der Könige aus dem Hause Lusignan, so im Norden das mauernumgürtete Lewkosia mit seinen altehrwürdigen gothischen Domen, auf deren Thürmen seit drei Jahrhunderten das moslemische Glaubenssymbol blinkt. Nur die zahlreichen Palmenkronen beleben hier das starre Städtebild. Sie beschatten die alten, venetianischen Festungswerke und stehen auch noch vor den dunklen Thorwarten, an denen zahllose Krüppel und Aussätzige, denen der Eintritt in die Stadt verwehrt ist, herumlungern. (Seiff, a. a. O., 90.) Besonders düstere Erinnerungen knüpfen sich an die östliche Küstenstadt Famagosta, dem letzten Platze, der von Selim II. den Venetianern entrissen wurde. Als man dem heldenmüthigen Vertheidiger Nobile Bagradino, trotz der ihm zugesagten ehrenhaften Capitulationsbedingungen, gefangen und verstümmelt hatte, rief ihm Mustafa zu, er solle doch nun seinen Christus anrufen, damit er ihm zu Hilfe komme. Dann ward der Unerschrockene lebendig geschunden und die ausgestopfte Haut in Stambul öffentlich ausgestellt . . . In die alten, verfallenen Paläste sind später die Türken untergekrochen und darin verblieben, ohne einen Stein zu verrücken. (Vgl. Petermann, „Reisen im Orient", I, 360.) Leben und natürliche Frische herrscht nur dort (auf den Olympus-Höhen), wohin der Fuß der officiellen Landesbeglücker seltener gelangt (Unger und Kotschy, „Die Insel Cypern", 1865.) &c. . .

Boden des Hellenenthums, vom Hellespont bis zur Festlandsküste der Insel Rhodos[1] nehmen die Griechen in mehr oder minder compacten Massen ein[2]. Sie sind, obgleich nur halb so zahlreich als ihre mohammedanischen Mitbewohner, dennoch derjenige Theil der Bevölkerung, durch den alles geschäftliche Leben vermittelt wird, in dessen Händen hauptsächlich der Handel liegt, dem aber auch das Gewerbe nicht fremd ist, obwohl der nationale Zug der Griechen nicht eigentlich die stille, emsige, wo es nothwendig wird, anstrengende Arbeit ist, denn vielmehr die, auf raschen und leichten Gewinn abzielende Geschäftsspeculation. In diesem Punkte gleichen sich die Griechen und Armenier wesentlich; aber es ist doch ein Anderes, wenn der armenische Krämer die ihm zugeschmuggelte schlechte Waare um hohe Preise veräußert und so den Betrug mit Betrug vergilt, während der griechische Tauschhändler und Detailist seinen Calcul nach der jeweilig besten Conjunctur stellt. Hiebei ist der allgemeine Bildungsdrang bei den Griechen ein unvergleichlich höherer, als bei den Armeniern. Das regere, ja, durch die letzten Unabhängigkeitskriege zum Lebensnerv gewordene nationale Bewußtsein, mag als besserer Ansporn zu fortschrittlicher Entwickelung gelten und thatsächlich hat sich der Bildungsdrang, der geraume Zeit nur die Träger des

---

[1] Auch diese Insel ist, wie nicht anders zu erwarten, mit der Zeit in die trostlosesten Verhältnisse gerathen. Was sich nothdürftig durch manches Jahrhundert erhalten, die alterthümlichen, bürgerlichen Häuser der „Ritterstraße", der schöne gothische Thorbogen und andere Bauten sind in Folge einer furchtbaren Pulverexplosion im Jahre 1857 nahezu in Ruinen verwandelt worden. Das Innere der Stadt kann unter solchen Umständen selbstverständlich nur den Eindruck der Verödung und Verarmung machen. Dafür herrscht im alten Palaste des Großmeisters ein habsüchtiger Pascha, der nach seinem Gutdünken wirthschaftet und die letzten Culturstrecken dem Anbaue entzieht. Selbst der Handel dieser zum levantinischen Seeverkehr so günstig situirten Insel ist nunmehr ein völlig belangloser.

[2] Die auf Kieperts „Ethnographischer Karte des Europäischen Orients" (1869) als griechische Territorien bezeichneten Landstriche (im Vilayete Aidin — Smyrna — nur etwa 40 Quadrat-Meilen gegenüber 940 Quadrat-Meilen des Gesammt-Territoriums) sind nicht zutreffend, da die griechische Population an Zahl noch immer halb so mächtig ist, als die mohammedanische, nämlich 300,000 gegen 600,000 Seelen. (Vgl. v. Scherzer, „Smyrna" 47, und Helle, „Die Völker d. osm. Reiches", 73.)

gelehrten Hellenismus beseelte, neuerdings in rapidester Art auch den unteren Classen mitgetheilt. In den Küstenstädten, wo der Contact mit der Außenwelt, zumal mit Europa ein jederzeit lebhafter war, sind die einzelnen Humanitäts- und Bildungsanstalten ehestens gediehen; anders aber im Innern Anatoliens, wo das althergebrachte ottomanische Bedrückungssystem auf der griechischen Raja allezeit furchtbar gelastet hat[1]. Es bedarf aber hier gleichwohl nur eines Aufrufes von Seite einer griechischen Notabilität, um die Bewohnerschaft zu freiwilligen Opfern für irgend ein gemeinnütziges Unternehmen zu gewinnen. Bedauerlich ist nur eines, die, bei orientalischen Völkern viel beobachtete Thatsache — und je höher ihre intellectuellen Anlagen, desto schärfer tritt sie hervor — daß die abendländischen Civilisationsbestrebungen meist falsch aufgefaßt werden und der Geist einer höheren Cultur von nichtssagenden, hohlen Aeußerlichkeiten ertödtet wird. Dies gilt, mehr noch als von den eigentlichen, nationalen Griechen, von jener europäisch-griechischen Mischlingsrace, deren Strebungen vollends nur in einem leeren Formenwesen zum Ausdrucke gelangen[2]. Dann hat der Grieche auch wenig Anlage zur Unterordnung, zu jener unerläßlichen Disciplin, auf deren innerstem Wesen das staatliche Gemeinwesen basirt. Daß sich im Gefolge des regen Speculationsgeistes auch all die unvermeidlichen häßlichen Eigenschaften von Egoismus, Gewissenlosigkeit und Corruption überhaupt befinden, muß wohl einleuchten, erwägt man, wie die angeborene Schlauheit und Findigkeit der anatolischen Griechen durch das schlechte türkische Verwaltungs- und Regierungssystem geradezu auf eine Bahn gelenkt wurden, auf der diese Eigenschaften nur in unersprießlicher Weise zum Ausdrucke gelangen müssen. Die Türken sind hiemit freilich wenig einverstanden und wo sie mit den Griechen in ununter-

---

[1] So in der Gebirgswildniß des Anti-Taurus (zu Farasch), wo die Griechen mit der Zeit vollends verwilderten und immer bis an die Zähne bewaffnet sind. Sie zahlen keine Abgaben und erkennen blos die Oberherrlichkeit des Affscharen-Häuptlings an, den sie in seinen Unternehmungen gegen die türkischen Bauern gegen Antheil an der Beute unterstützen. Selbst ihre Priester, mit dem Kreuze auf der Brust, nehmen an diesen Raubzügen Theil. (v. Tschichatscheff, „Routen ꝛc.“, 14.)

[2] Vgl. Gräfin Nostitz, „Helfers Reisen ꝛc.“, I, 30 u. ff.

brochenem Verkehre stehen, da werden sie ehestens von allen Unternehmungen verdrängt, zumal auf den Inseln, wo heute das türkische Element kaum mehr erwähnenswerth ist[1].

Das griechische Uebergewicht herrscht aber selbstverständlich nur an den Küstenstrecken und in einzelnen Strichen des Inneren, die von der Küste nicht zu sehr entlegen sind. Südlich und östlich von der Provinz Smyrna hören, bis auf einzelne Colonien, die Griechen auf[2] und an ihre Stelle treten die compacten Massen der Türken, die in Anatolien den Stock der Bevölkerung bilden. Auf sie vermag sich bis auf weiteres noch die Osmaniden-Herrschaft zu stützen, denn wenn auch das dynastische Gefühl bei den moslemischen Binnenländlern nicht so ausgeprägt ist, als man im Abendlande gemeinhin annimmt, so sind ihre bürgerlichen und militärischen Tugenden immerhin darnach, daß man die anatolischen Türken als ein schätzenswerthes Material betrachten kann. Die windigen Stambuler Effendis denken hiebei freilich anders, und wenn sie der kernigen Gestalten auch sehr bedürfen, um deren Knochen für die verfahrene Serailpolitik zu Markte zu tragen, so spötteln sie dennoch daheim über die rauhen und rohen Natursöhne[3]. Dafür aber haben diese selben Spötter, die nicht einmal ihr Blut zu achten und zu schätzen verstehen, auch dieses, ihr eigenes Volk so gut zu Grunde gerichtet, wie irgend wo im Reiche die verachtete christliche Raja, und daß dem so ist, das hat sich in mancher öffentlichen Kundgebung in den untern Schichten des türkischen Volkes während der letzten bewegten Jahre klar und überzeugend dargethan.

Auch in anderer Hinsicht lastet nur auf den Regierungsorganen die Schuld an all' den jämmerlichen Zuständen, wie sie in Anatolien zum Ausdrucke gelangen. So ist beispielsweise im ganzen Lande nirgends von einem rationellen Volksschulwesen die Rede, begreiflicherweise, da die betreffenden Schulbehörden — wenn sie überhaupt amtiren — in Stambul etwas anderes zu thun haben, als sich mit der Organisation des, für die Erziehung des Volkes so nothwendigen Primär-Unterrichts zu

---

[1] F. v. Löher, „Griechische Küstenfahrten", 252.
[2] v. Scherzer, a. a. O., 49.
[3] Murad Effendi, „Türkische Skizzen", I, 236.

befassen. Daß nebenher auch das türkisch-moslemische Familienleben, und die in demselben zu Tage tretende Unnatur seinen erheblichen Antheil an diesem Mißstande haben muß, leuchtet so ziemlich ein[1]. Hiebei dürfte aber nicht blos der mangelhafte Wille auf Seite der leitenden Persönlichkeiten, derlei Uebelständen abzuhelfen, störend dazwischen treten, sondern auch der Dünkel und die Ignoranz der zur geistigen Befruchtung sich berufen fühlenden Effendi-Literaten, die bei ihrem maßlosen Selbstbewußtsein gleichwohl nur Carricaturen auf dem Gebiete der geistigen Production abgeben[2]. Es ist sonach nicht blos die allgemeine Volksbildung, die so sehr im Argen liegt, sondern auch die höhere, wissenschaftliche Erziehung in jenen Kreisen, die durch Einfluß und Stellung zunächst in diese Frage thätigst einzugreifen vermöchten. Daß das Volk den Abgang dieses Einflusses fühlt und zu gelegener Zeit auch nicht verabsäumte, seinen Tadel laut werden zu lassen, haben wir in jüngster Zeit wiederholt erlebt, zumal durch die unerwartet schroffe oppositionelle Haltung einer großen Zahl der türkischen und arabischen Volksvertreter im

[1] Besonders arg ist es hier mit der ersten Erziehung des Kindes bestellt. Von einer Bändigung des Eigenwillens ist nie die Rede, im Gegentheile, der Wille des Kindes ist unter allen Umständen Gesetz für seine Eltern und Diener, und wenn ein Europäer als Zeuge der täglich vorkommenden Auftritte dem Vater hierüber seine Bemerkungen macht, so heißt es: „Ne japaim? Tschodschuk istijor; jazykdyr“ — „Was soll ich machen? Das Kind will es so haben, es wäre doch schade.“ (Der anonyme Autor von „Stambul u. d. mod. Türkenthum“, I, 131.)

[2] So hat neuestens ein Stambuler Historiograph, ein gewisser Schakir Scheffet Effendi, eine Geschichte Trapezunts (Tarabozan Tarihi) publicirt, in der folgender Blödsinn zu lesen ist. Der Verfasser kennt nämlich die Ableitung des Namens Trapezunt von der Gestalt der ältesten Stadt, behauptet aber, diese Ableitung sei irrig; der Name rühre vielmehr davon her, daß am Strande runde Steine in Tischform vorkämen, was eben den Namen veranlaßt habe. Andere, fährt er fort, behaupten, es habe dort einst ein Mann geherrscht, der in seinen Händen eine solche Stärke hatte, daß er die Tugra (Namenszug des Sultans) auf den türkischen Münzen mit den Fingern zerstören konnte, weshalb man ihn „Tugra-Bozan“ (den Tugra-Zerstörer) nannte, woraus Tarabozan ward, welchen Namen man später auf die Stadt übertrug. (A. D. Mordtmann in der „Allg. Ztg.“, Nr. 5 (Beil.), 1878.) Solche Gelehrsamkeit ist bezeichnend für das Kaliber der türkischen „Ritter vom Geiste“ und ihren Culturberuf nach unten.

Stambuler Parlament[1]. Was thut aber die Regierung? Sie hat einfach taube Ohren gegenüber derlei Kundgebungen und betrachtet die Deputirten-Versammlung als einen Zeitvertreib ganz äußerlicher Natur, den man geeigneten Momentes gewaltsam zum Abschluß bringt, die Bude sperrt und die oratorischen Kampfhähne zwangsweise in die Heimat abschiebt.

Neben den Türken bilden in Anatolien auch einzelne Turkmenen-Stämme, wie die Yuruken (Nomaden) und die wilden, kriegerischen Affscharen im Anti-Taurus einen Theil der moslemischen Bevölkerung. Beider ist bereits in den vorangegangenen Capiteln gedacht worden, und dürfte über diese Stämme kaum noch Erhebliches nachzutragen sein. Zu unterscheiden ist wohl, daß die Yuruken im Allgemeinen dem Lande sehr von Nutzen sind, durch die ausgebreitete und rationelle Viehzucht, die sie betreiben, was von den Affscharen, einer großartigen Räubergesellschaft, eben nicht behauptet werden kann. Jene nehmen die hohen weitläufigen und grasigen Tafelebenen ein, wo sie in patriarchalischen Verhältnissen leben und nur äußerlich ihr moslemisches Glaubensbekenntniß bethätigen, während sie im Grunde nahezu religionslos sind. Die Affscharen hingegen sind fanatische Mohammedaner, was sie aber keineswegs verhindert, die türkischen Bauern und Behörden, wo sich nur immer Gelegenheit ergibt, zu verfolgen und zu brandschatzen, wie sie überhaupt die osmanische Autorität und Alles, was drum und dran hängt, grimmig hassen. Hiebei erscheint ihre Beutelust mehr ein Kampf ums Dasein, während die Yuruken durch ihre Heerden und durch

[1] So äußerte sich der Deputirte von Smyrna, Jenischeherlüzade Achmed, in einer Sitzung: Wollte man in unserer Provinz eine Gemeinde bilden, so würde man keine Leute finden, welche lesen und schreiben können; höchstens der Imam könne schreiben, wenn aber seine Tinte getrocknet ist, so sei sie nicht mehr zu lesen. — Salim Effendi (Kastamuni): In der Gemeinde fänden sich wohl Leute, welche lesen und schreiben können, aber man müsse sie zu ihren Functionen besolden; Daniel Effendi (Erzerum): Bis jetzt ist in jedem Dorfe ein Rath der Alten, da aber Niemand besoldet ist, so versammeln sie sich nie und lassen die Geschäfte liegen. Der erste Redner gesteht auch, daß es in seiner Provinz Dorfschulzen (Muktars) gebe, die nicht lesen und schreiben könnten und in Folge dessen von den Cassenbeamten betrogen würden; u. dgl. erbauliche Dinge mehr. (Vgl. „Allg. Ztg.", Nr. 98, 1877.)

das aus denselben erwachsende Erträgniß oft wohlhabender als der seßhafte türkische Bauer sind. Selbst Fremde, die in ihr Gebiet eindringen, betrachten die Affscharen als ihre Feinde und überwindet einmal ein Reisender die unleugbaren Gefahren eines solchen Besuches und vermag sich derselbe mit einem der mächtigen Stammhäuptlinge in freundschaftlicher Weise auseinanderzusetzen, dann wird dieser gleichwohl darauf bestehen, daß der türkische Zaptie (Gensdarm) sich sofort außer Land begebe, „da hier der türkische Sultan doch nur Dreck ist" (bok dyr)[1]. Während nun diese Gebirgsstämme, in ihrem unleugbaren Freiheitsdrange, der Pforte und ihren Unterthanen zwar allenthalben bis zum Ueberdrusse lästig werden, so beschränken sich deren Gewaltthätigkeiten dennoch mehr auf die Grenzstriche ihres eigenen Gebietes . . . Ganz anders aber verhält es sich mit den kurdischen Nomaden Anatoliens. Es sind jene Stämme, welche zum Theile aus eigenem Wandertrieb, zum Theile in Folge der wachsenden politischen und militärischen Machtentfaltung der Pforte und schließlich in Folge eines constanten Druckes der anwohnenden turkmenischen Bevölkerung, ihre Stammheimat zwischen den Zwillingsströmen dauernd verlassen haben und in die anatolischen Nachbarprovinzen als eine Art Völker-Geißel eingebrochen sind. Zahlreich dürften nun gerade diese Stämme nicht sein, aber sie sind zweifellos die entartetsten, selbst in ihren hervorragenden Tribus-Scheichs in nichts an die stolze, selbstbewußte Art der heimatlichen Hochlandsclane erinnernd. Ihr angeborenes, mit großer Virtuosität betriebenes Handwerk ist der Raub, der meist noch durch Mord und Todtschlag befleckt zu sein pflegt. Obgleich Mohammedaner, sind sie dennoch den türkischen Glaubensbrüdern spinnefeind, und zwar nicht so sehr aus religiösen oder nationalen Gründen, denn vielmehr aus — socialen. Der feste Besitz, die Frucht mühevoller Arbeit, fremdes Eigenthum, ja selbst das Korn im Felde und die Frucht am Baume reizen ihre Instincte, die eine communistische Färbung der bedenklichsten Art haben. Diese Stämme, die weder ein nationales Bewußtsein wie die Ost-Kurden, noch ein politisches wie die West-Kurden besitzen, sind die wahren Auswürflinge des Kurdenthums, vom

[1] v. Tschichatscheff, „Routen ꝛc." 57.

Erwerbe Anderer lebend, den sie sich durch Straßenraub und Raubmord allenthalben zu verschaffen wissen[1].

Am Schlusse unserer allgemeinen Schilderung Anatoliens angelangt, möchten wir noch jener Stimmung gedenken, die sich seit den letzten schweren Ereignissen der Regierung und des Volkes bemächtigt hat. Die hiebei stattgehabten Wandlungen gehören wohl mehr der Special- und Zeitgeschichte an und entbehren eines eigentlichen Interesses, umsomehr als die Stambuler Hof- und Serail-Clique ihr geradezu ekelerregendes Treiben auch dann nicht einstellte, als die Sache der Pforte durch die Vernichtung ihrer ganzen Armee im Balkankriege bereits eine verlorene war. In der Zeit der größten Bedrängniß zeigte sich indeß das Türkenthum in seinem ureigenen Lichte. Bewährt haben sich nur die braven Nizam-Regimenter, jenes ausgezeichnete Soldatenmaterial, das gewissermaßen den gesundesten Kern des Volkes repräsentirt und neben seine allgemeinen guten Eigenschaften noch die der wahren Soldaten-Tugenden gesellte. Um so unfähiger erwiesen sich die verschiedenen Generale, die gleichwohl zu Zeiten im Geruche besonderer Genialität standen, oder gar wie Mukhtar, diesem Schlachten-Erfinder und Berichterstatter von Actionen, die nie vorgefallen waren, vom Sultan durch den pompösen Titel eines „Ghazi" oder Siegreichen ausgezeichnet wurden. In Stambul herrschte indeß die Effendi-Wirthschaft ungebrochen fort, und was slchimmer ist, die verschiedenen Hiobsposten von den Schlachtfeldern machten auf die unpatriotischen Sykophanten augenscheinlich nicht den geringsten Eindruck. Während die ottomanischen Kerntruppen verbluteten oder vor Schnee, Kälte und Hunger bataillonsweise zu Grunde gingen, belustigten sich jene in ihren Residenz-Konaks und gaben selbst

[1] Ein weiteres Bevölkerungs-Element bilden noch im östlichen Anatolien die sogenannten „Rothköpfe", eine Secte, der wir schon in den oberen Eufratgegenden begegnet sind. Ihre religiöse Zusammengehörigkeit mit den Jeziden, Nasariern, Ismaeliern und Anderen karmathischen Secten ist erwiesen, desgleichen ihre ethnische Stellung (sie sind allenthalben Kurden). Im oben erwähnten Gebietstheile Anatoliens wohnen sie besonders dicht zwischen Amasia und Tokat und weiterhin im Osten in den Ebenen Kaz-Owa und Ard-Owa. (Vgl. v. Lennep, „Travels etc. in Asia minor" (1870), a. a. O.)

später noch müßige, herzlose Zuschauer ab, als bereits Schaaren moslemischer Emigranten, die die Colonnen des Eroberers vor sich hergetrieben, die einzelnen Viertel Constantinopels überfüllten. Aber auch die Behörden sollten sich in diesen schweren Tagen in ihrer Art erproben, als zum Elende des Krieges auch noch die verheerender Epidemien hinzukamen. Der Gesundheitsrath und die Tagespresse drangen mit allem Nachdrucke darauf, daß zur Verhütung des Schlimmsten die Behörden die entsprechenden Maßregeln ergreifen möchten; aber die Municipalität der Residenz ließ sich in ihrer olympischen Ruhe nicht stören und die Polizei hatte wichtigere Dinge zu thun. Durch eine zwei Spalten lange Verordnung schärfte sie den Gläubigen ein, das Gebet in den Moscheen zu den kanonischen fünf Zeiten nicht zu versäumen und nicht in den Kaffeehäusern sich während der Gebetszeit mit „Trictrac" und Kartenspiel zu amüsiren; den Weibern ward es untersagt, Schleier von sehr feinem und durchsichtigem Stoffe zu tragen; sie sollten künftighin ihre Schleier aus dem Stoffe von Nr. 20 bis 26 anfertigen, und bei ihren Feredsches (Ueberwürfen) sich keiner kostbaren Stoffe bedienen; ebenso ward es ihnen untersagt, in die Verkaufsläden einzutreten und sich dort zu setzen oder mit Männern zu unterhalten: und das Alles in einer Zeit, als der Feind einen Erfolg nach dem anderen errang[1].

[1] Daß im Uebrigen Volk und Regierung den Gefahren der Seuchen gegenüber apathisch verblieben, entsprach ganz der Tradition. Noch vor wenigen Decennien erklärte das Corps der Ulema gelegentlich des Ausbruches der Pest, „dieses Zorngericht Gottes", jede Vorsichtsmaßregel gegen dieselbe für sündhaft und verwerflich, „indem nur aufrichtige Buße wegen der Neuerungen (!) und Rückkehr zu den früheren Zuständen dem Volke der Osmanen die Gnade des Allmächtigen wieder gewinnen könne." Demgemäß erließ der Sultan die Bekanntmachung: „Daß der in der Pest sich kundgebende göttliche Unwillen nur in der Unterlassung des fünfmaligen täglichen Gebetes seinen Grund habe, und daß hinfort Jeder, der zur Gebetzeit, anstatt in der Moschee zu erscheinen, auf der Straße betroffen wird, durch die Bastonade an seine Glaubenspflichten erinnert werden solle." Der damals gefürchtete Polizeiminister Chosrew Pascha verabsäumte denn auch nicht, in einer eigenen Verordnung hinzuzusetzen, daß selbst ein unziemendes Verhalten in der Moschee (plaudern, herumschlendern oder mit dem Rosenkranze tändeln) den Uebertretenden Bastonaden-Tractaments eintragen soll, „daß ihnen die Nägel von den Zehen springen würden." (Vgl. Rosen, „Geschichte der Türkei" I, 237, 253 2c.)

Aber die Erkenntniß der wahren Sachlage sollte nicht lange auf sich warten lassen und als zu San-Stefano der verhängnißvolle Friede unterzeichnet war, erging sich ein gut conservatives Stambuler Zeitungsblatt (Das „Bassiret") in nachfolgenden Auseinandersetzungen und Bekenntnissen: Die Geschichte beweist, daß die vom Kriegsglück nicht begünstigten Nationen durch ihr Unglück zur Selbsterkenntniß und zum Nachdenken gelangten. Sprechen wir unsere Gedanken offen aus: Wir sind besiegt. Was aber die wahre Ursache des Krieges war, und warum wir besiegt wurden, und weshalb die Niederlagen auf die osmanische Nation einen so tiefen Eindruck machten: alles dies wußten wir nicht und gaben uns auch keine Mühe, es zu ergründen, bevor wir besiegt waren. Jetzt sehen wir es, und dies Erwachen müssen wir als einen großen Erfolg ansehen und daraus Nutzen ziehen. Es wurde viel in den Zeitungen über die „Orient-Frage" und die damit in Verbindung stehende „Verbesserung des Looses der Christen" geschrieben, aber unsere Nation hielt dieselben für alte Weibermärchen. Die Artikel, welche die Nothwendigkeit der Reformen betrafen, wurden wie Romane im Genre von Leila und Medjun behandelt und man hielt es nicht der Mühe werth sie zu lesen. Die Ursache, welche unsere Augen gegenüber diesen Thatsachen blind machte, war aber die Unwissenheit, und diese ist auch jetzt, nach den Ereignissen noch nicht vollends aus unserer Mitte verbannt. Unsere Lage gleicht nunmehr der eines Menschen, der in einem langen Schlafe gelegen, und auf die Theilnahmslosigkeit folgte Verwirrung. Daß die Unkenntniß aller Verhältnisse an unserem Unglücke die Hauptschuld trägt, läßt sich leicht beweisen, denn ihre Spuren sind es, die den Weg vom Gipfelpunkte unseres Glücks bis zum Rande des Verderbens bezeichnen. Hiezu kommt noch Aemterjagd, Bestechung, Egoismus, unzeitige Härte oder Milde, zwecklose Gutmüthigkeit, Verachtung jedweden anderen Erwerbes, der nicht direct auf den Staatsschatz abzielte, Abneigung gegen Handel, Ackerbau und ähnliche Erwerbsthätigkeit. Seit den zweihundert Jahren des Verfalls sind durch unsere Unwissenheit Erscheinungen zu Tage getreten, wie sie kein vernünftiger Mensch erwarten würde. Da haben wir beispielsweise einen Kaufmann, der Kaffee nach — Jemen schickt; einen Bevollmächtigten, welcher nicht

Hunderttausende von Millionen unterscheiden kann; einen Bureauchef, welcher die Grenzen von Bosnien im Hypothekenregister nachsucht; einen Corpscommandanten, der den Rath gibt, Truppen nach Kreta zu Lande zu schicken: kurz alle Komödien, welche die Unwissenheit überhaupt hervorbringt. Aber durch diese selbst sind wir in der Welt Gegenstand des Spottes und Gelächters geworden und es erscheint an der Zeit mit dem System der Fahrlässigkeit zu brechen, soll unser Blick überhaupt noch von einem Hoffnungsstrahle für die Zukunft aufleuchten.

Eine solche Sprache von Seite türkischer Tagesschriftsteller wäre noch vor Jahr und Tag eine undenkbare gewesen. Es ist nur zu bedauern, daß Völker, wie Individuen, zumeist viel zu spät des Irrpfades gewahr werden, auf dem sie zeitlebens gewandelt . . . .

